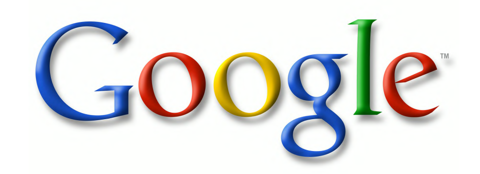



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution







Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Sechster Jahrgang.


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



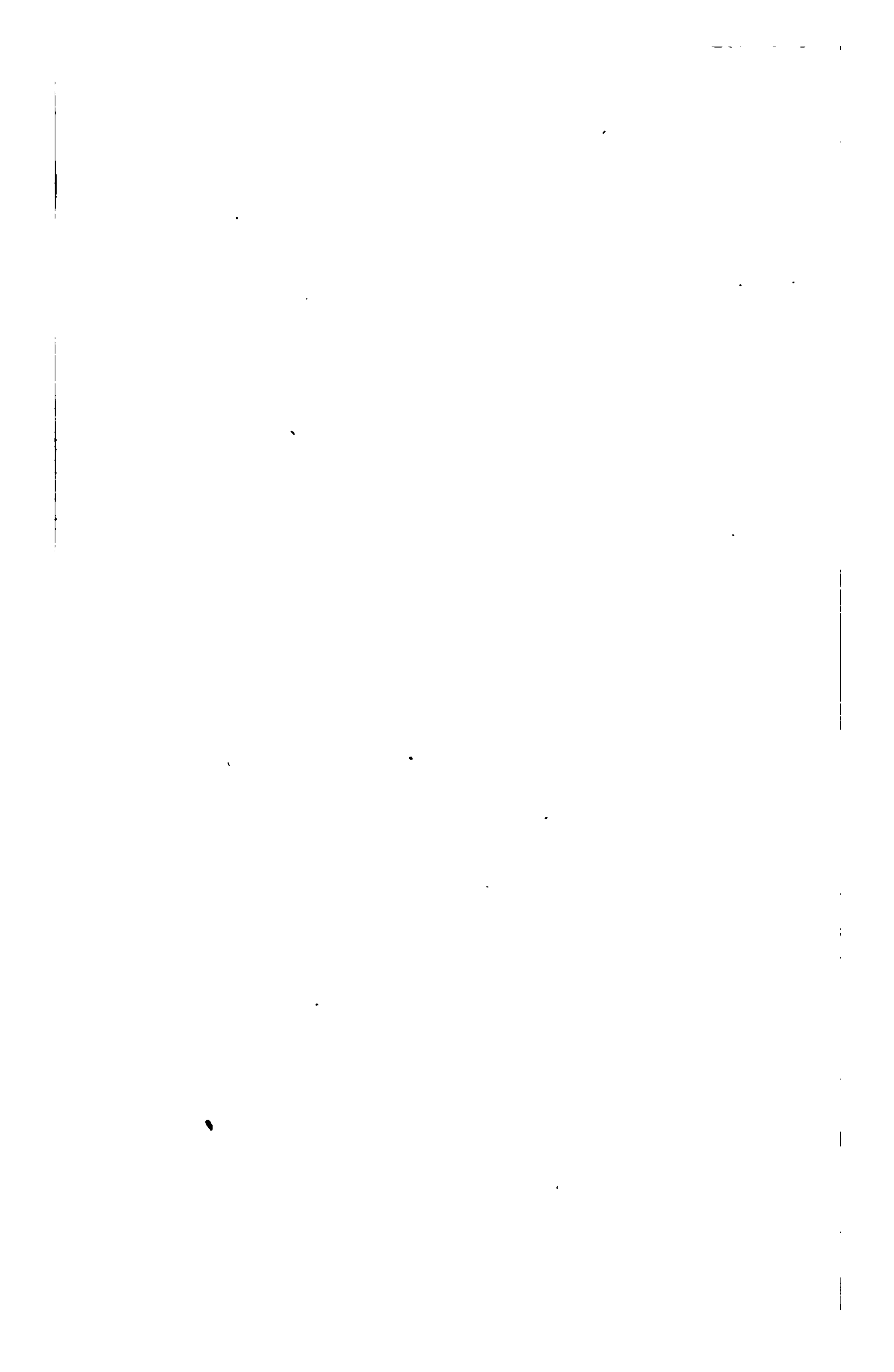




Historisches Taschenbuch.

Neue Folge.

Sechster Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

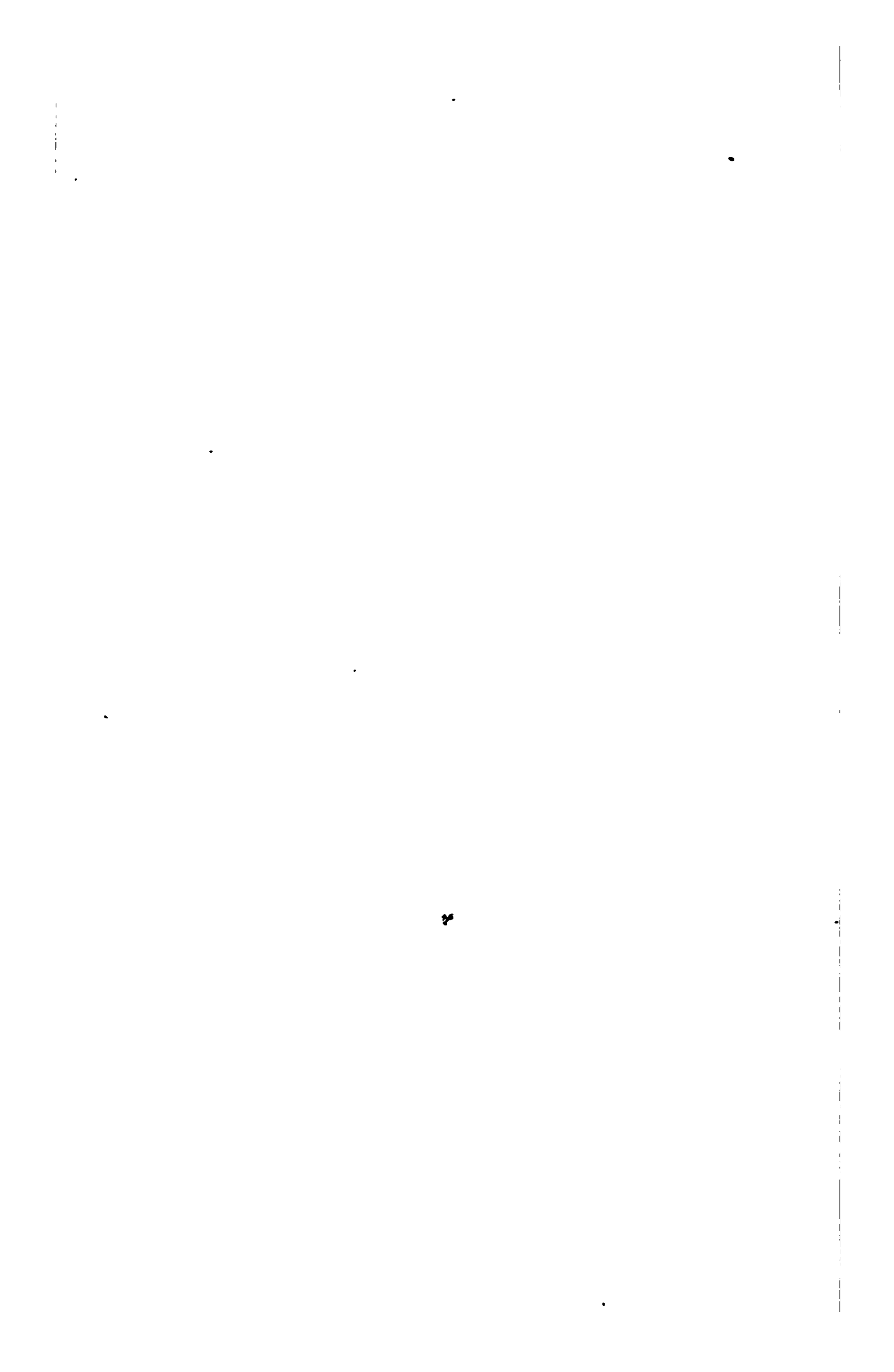
Neue Folge.

Sechster Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.



Inhalt.



Aus der

Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten.

Von

Talvj.

Erster Abschnitt.

Wir haben uns von Jugend auf durch socialen und literarischen Einfluß an gewisse unwillkürliche Ideenverbindungen gewöhnt, deren wir oft kaum bei vollkommner Ueberzeugung ihrer Unstatthaftigkeit uns zu entäußern vermögend sind. Wem führt nicht der Name Italien ein paradiesisches Klima, blühende Citronenwälder und Gesang vor die Seele? Spanien — fanatischen Katholicismus und abendliche Serenaden, Rußland — Bärenpelze und Leibeigenschaft? Wer kann China nennen hören, ohne gleichsam unbewußt an seine Mauer zu denken, wer Island, ohne an Eisgefilde und den Hekla? So werden sich für den Deutschen zu der Vorstellung von Nordamerika und den Vereinigten Staaten insbesondre leicht die einer ungebundenen Volksfreiheit gesellen, der unendlichen Raumesweite, der Auswanderung, und vor Allem die bestimmte Idee einer umwälzenden, schaffenden, immer durchaus utilitarischen Thätigkeit. Die der Poesie wird ferne bleiben; oder wenn ja sie sich zudrängt, wird sie sich an die unermeßlichen Prairies, an die ungeheuern Urwälder, an die majestätischen

Ströme knüpfen, welche die allgemein bekannten, vorherrschenden Naturzüge Nordamerikas ausmachen; und so wird sie unwillkürlich eine großartige, imponirende Gestalt annehmen; vom Romantischen, Ritterlichen, Märchenhaften wird sie in unsrer Vorstellung keinen ihrer Reize zu entlehnen haben.

Und doch bietet grade die in Deutschland wenig bekannte Geschichte der ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika nicht wenig Züge der allerkühnsten Romantik dar. Wir sprechen hier nicht von den vertriebnen Glaubenshelden, den puritanischen Pilgrimen. Zwar könnten wir sie mit Recht, obwol bereits seit Jahren von Frankreich, England und Holland her eine schwache Einwanderung stattgefunden, zu den ersten Ansiedlern in den Wildnissen Nordamerikas rechnen. Denn erst mit dem Zeitpunkt ihrer Landung an dem nackten Felsen, den eine solcher Ahnen frohe Nachkommenschaft als heilige Stätte verehrt, zu gleicher Zeit der Anfang der bürgerlichen Existenz der südlichern Anpflanzung, beginnt die eigentliche Geschichte der Vereinigten Staaten; und auf der starken Grundlage, die sie mit eisenfesten, alles Fremdartige schroff abwehrenden Händen legten, erhob sich der stolze Bau, der schon nach anderthalb Jahrhunderten die kühne Stirne gegen das Mutterland richtete.*) Kein Zweifel auch, daß unter den strengen,

*) Die ersten Ansiedler, von denen eine bleibende Bevölkerung Neu-Englands, d. h. des nordöstlichen Theiles der Vereinigten Staaten, ausgegangen, durch Beschränkung und Bedrückung aus England vertriebene Puritaner, landeten im Jahre 1620, etwa sieben deutsche Meilen südlich vom jetzigen Boston, unter

eckigen Gestalten Derer, die, ihrem Gewissen genug zu thun, willig die nackte Wildniß mit der behaglichen Heimat tauschten, wir manche ritterlich poetische Natur nachweisen könnten; und daß wir auch aus den Schlacken einer fanatischen Beschränktheit und einer geschmacklosen Dogmatik die reinsten Goldadern der Poesie durchschimmern sehn. Gern werden wir einmal später wieder zu ihnen zurückkehren und dem deutschen Leser die Edelsten und Besten derselben, einen Gouverneur Winthrop, einen Roger Williams zuführen. Denn diese Trefflichen gehören der ganzen Menschheit an; ihre Irrthümer waren die ihrer Zeit, was sie über diese erhob, war ihr eigenstes Selbst. Für jetzt wünschen wir die Aufmerksamkeit des Lesers den frühsten Anpflanzern Virginiens zuzulenken, und unter ihnen der abenteuerlich ritterlichen Gestalt des Hauptmanns John Smith.

Die Geburt dieses merkwürdigen Mannes fällt in das Jahr 1579. Die Ritterzeit war damals in England wie in Deutschland längst untergegangen. Die letzten Blüten ihres Geistes, welche die blutigen Kämpfe der weißen und rothen Rose überlebt, waren von den ehernen Händen der beiden Heinriche zermalmt worden. Die englische Nation, so groß, so frei, so selbstbewußt,

---

aller Ungunst eines nördlichen Spätherbstes. Der Stein, auf den sie den ersten Fuß setzten, wird von den Bürgern der Vereinigten Staaten dem Fremden gezeigt und als einer der Grundsteine der amerikanischen Freiheit betrachtet. Die erste Niederlassung am nämlichen Ort nannten sie Plymouth, nach dem Hafen, von dem sie ausgelaufen. Ungefähr ein Jahr früher hatte in Virginien die erste Volksversammlung stattgefunden.

hatte während des 16. Jahrhunderts eine ihrer Entwicklungsperioden zu einer neuen bedeutenden Existenz zu durchlaufen, in welcher sie, mit gährenden Volksmassen, einem noch unvollständig entfalteten Mittelstande und den selbstisch berechnenden, alles Ritterthums entblößten Repräsentanten eines hohen Adels, klein und unwürdig erscheint. Besonders wirft die feige Unterthänigkeit und der käufliche Sinn, mit welcher wir diese und die Gemeinden mit ihnen unter vier verschiedenen Regierungen den Glauben viermal wechseln sehen — und dies zu einer Zeit, wo auf dem Festlande von Europa für die neue Lehre Ströme des edelsten Blutes flossen — einen tiefen Schatten auf diesen Theil der englischen Geschichte und die Nation. Ueberall aber, durch ganz Europa, wurden im 16. Jahrhundert die Völker von verschiedenen neuen Interessen ergriffen, mochten sie edel oder unedel sein, und die Romantik ward zu Grabe getragen. Und doch lebte bis tief in das 17. Jahrhundert hinein ihr Element noch in der Brust mancher Einzelnen, deren Gestalten, eben weil sich ihnen die breite Prosa der Zeit hindernd entgegenstellt, leicht etwas Groteskes, Abenteuerliches erhalten, bis es im edeln Ritter von La Mancha zur vollendeten Caricatur wird.

Die mittelalterliche Poesie hatte ihre Sehnsucht nach Osten gerichtet; von dort ging ihr das Licht auf, das, mit den verschiedenen Farben der respectiven Nationen in Norden, Süden und Westen verschmolzen, aus ihren Liedern und Märchen strahlte. Der Poesie des 16. Jahrhunderts eröffnete sich der unendliche Westen, nach dem sie den sehnenden Blick richtete, obwol

sie auch dort im Spiegel ihrer Phantasie lange nur orientalische Bilder sah. Aber es war, als ob die alte Welt zu enge geworden war für die strebenden Geister. Die Seelen lechzten nach Neuem, Unerhörtem, und die fabelhaften Berichte zurückkehrender Reisenden auch vom Neuesten, Unerhörtesten fanden Glauben. Bald war es nicht mehr das reine Feuer für Ruhm und Wissenschaft, das einst die heldenmüthigen Portugiesen nach Osten getrieben. Die glänzenden Reichthümer, die ihre Entdeckungen belohnt, hatten in der Einbildungskraft der Europäer gleichsam den bloßen Gedanken an neue, aufzufindende Länder mit Gold und Edelsteinen identificirt. Sir Walter Raleigh, in dessen Gemüth sich Ruhmsucht, Wißbegier und Geldgeiz so eng vereinigt hatten, mag als ein treuer Repräsentant seiner Zeit dienen, besonders in England und Holland. Denn hier fehlte zu jener Zeit noch gänzlich das veredelnde religiöse Motiv, das den kühnen Unternehmungen katholischer Mächte und Völker, die stets von einer bedeutenden Anzahl Missionarien begleitet waren, eine gewisse heilige Beimischung gab, gleichsam einen Schleier, womit die unedlern Leidenschaften des Geizes und der Herrschsucht sich gern zu verhüllen strebten. Nicht daß die Frommen in England die Bekehrung der Heiden als weniger wichtig betrachtet hätten; aber die Stellung zu Hause grade der Eifrigsten unter ihnen, der Puritaner und übrigen Nonconformisten, war so, daß sie mühsam für die eigne Vertheidigung zu stehen hatten, auf die Unternehmungen der Machthaber aber keinen Einfluß üben konnten. Erst mit der Landung der Pilgrime im Jahre 1620 sehen wir in ihren Colonien einigen christlichen Eifer

zur Bekehrung der Indianer.*) Bis dahin war eine überspannte Hoffnung auf Gewinnst das einzige Motiv der Masse der englischen Einwandrer, Lust an Abenteuern und Ruhmliebe das einiger weniger Edeln.

John Smith war der Sohn bürgerlicher Aeltern, aber wohlhabend und von alter Familie. Der Ort seiner Geburt war Willoughby in Lincolnshire, das Jahr, wie oben bereits erwähnt, 1579. Was wir hier aus dem merkwürdigen und abenteuerlichen Leben dieses Mannes mittheilen, gründet sich fast ausschließlich auf eine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung, die mit einer Aufrichtigkeit und Naivetät abgefaßt, welche unverkennbar das Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich trägt, die auch, soviel uns bekannt, nie in Zweifel gezogen worden.**) Nichts widerspricht der Wahr-

*) Zwar ward in den königlichen Karten Virginiens der Versuch zur Bekehrung der Heiden eigen anempfohlen, allein es wurde vor wie nach in diesem Landestheile sehr wenig Thätigkeit dafür gezeigt.

**) The true Travels, Adventures and Observations of Captaine John Smith in Europe, Asia, Africke and America, beginning about the yeere 1593 and continued to this present 1629. Together with a Continuation of his Generall Historie of Virginia, Summer Isles, New England and their Proceedings since 1624 to this present 1629. As also of the new Plantations of the Great River of the Amazons, the Isles of St. Christopher, Mevis and Barbadoes in the West Indies. London 1629. — Die Ausgabe, die uns vorliegt, ist ein wörtlicher Abdruck dieses Werkes, Richmond 1819, mit Zufügung an gehörigem Ort auch des ersten Theiles der Geschichte von Virginien, erschienen 1626 unter dem Titel: The Generall Historie of Virginia, New England and the Summer Isles with the names of the Adventurers, Plan-

heit seiner Angaben. Unleugbar ist zwar, daß, wenn wir von der großen Anzahl von Gefahren und haarbreitem Entkommen durch Schiffbrüche, Gefangenschaften, Verwundungen und Todeskrankheiten lesen, wir uns unwillkürlich zu Kopfschütteln und Zweifelmuth aufgelegt sehn. Jene Zeit möchte jedoch, besonders in der Lage der Söldlinge, zu denen Smith während seiner Jugend gehörte, manches ähnliche Leben, d. h. nicht minder reich an gefährlichen Abenteuern aufzuweisen haben. Haben wir doch auch in manchen literarischen Erscheinungen unsrer eignen Zeit noch erfahren, daß das bunteste Farbenspiel im kriegerisch bewegten Leben nichts Unerhörtes ist, nur daß nicht leicht eine so edle Gestalt daraus hervorgeht wie die unsers Helden.

Schon des Knaben Geist ward von Thatendurst und der Sehnsucht, die Welt zu sehn, aufgeregt, war, nach seinem eignen Ausdruck, „auf wackre Abenteuer gestellt.“ Im 13. Jahre verkaufte er Schulsack und Bücher, um heimlich zur See zu gehen. Der Tod seines Vaters, der ihn zum Erben eines unabhängigen Vermögens machte, brachte ihn unter die Obhut von Vormündern, die sich jedoch, wie er bemerkt, mehr um jenes als um ihn selbst bekümmerten, ihm zwar Freiheit genug, aber kein Geld gaben, seinen Lieblingsplan aus-

---

ters and Governors, from their first Beginning An. 1584 to this present 1626 etc. by Captaine John Smith, sometymes Governor in those Countries and Admirall of New England. Zum Theil aus schon früher publizirten Schriften zusammengesetzt. Das Buch ist mit drei Karten und reichlich mit curiosen Bildern versehen; überdem mit einer Menge von Versen zu Smith's Ehre, von seinen Freunden.

zuführen. Als er 15 Jahr alt war, wurde er zu einem Kaufmann, dem ansehnlichsten der dortigen Gegend, in die Lehre gegeben. Hierzu scheint er sich nur in der Hoffnung entschlossen zu haben, so seinem Ziele näher zu kommen, denn er erwähnt, weil dieser ihn nicht habe sogleich zur See schicken wollen, habe er ihn nachher in ganzen acht Jahren nicht wieder gesehn. Bald darauf fand er Gelegenheit, im Gefolge eines jungen Edelmannes, der von seinem Vater, Lord Willoughby, zu seinem ältern Bruder nach Orleans geschickt wurde, eine Reise ins Ausland zu unternehmen, wozu er von seinen Vormündern, nur, wie er bemerkt, „um ihn los zu werden", mit der erbärmlichen Summe von zehn Schillingen (aus seinem eignen Beutel) ausgestattet wurde. Das Gefolge scheint jedoch nur für die eigentliche Reise bestimmt gewesen zu sein, denn schon nach vier bis sechs Wochen erhielt er, ohne daß er Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, von den jungen Edelleuten seine Entlassung nebst reichlichem Reisegeld, nach England zurückzukehren.

Allein dies lag ihm ferne. Einmal in Freiheit, dachte er diese zu weiteren Ausflügen zu benutzen. In Paris machte er Bekanntschaft mit einem Schotten, Namens David Hume, der, wie er sagt, sich seiner Börse bediente, dafür aber ihn mit Empfehlungsbriefen nach Schottland versorgte, die ihm vermittelst seiner Freunde Eingang am dortigen Hofe verschaffen sollten. Unterwegs aber besann er sich anders und beschloß, da sein Geld beinahe alle war, erst sein Glück als Soldat zu versuchen. In Frankreich war eben Frieden geschlossen; so ließ er sich nach den Niederlanden anwerben, wo, wie

es scheint, ein Trupp englischer Söldlinge im Dienste des Prinzen Moritz unter dem Hauptmann John Durbury gegen die Spanier focht. Erst nach drei bis vier Jahren voll Kampf und Abenteuer, über die er jedoch nichts Näheres berichtet, schiffte er sich nach Schottland ein, um seine Briefe zu überliefern. *)

Nach mannichfachen Gefahren durch Schiffbruch und Krankheit kam er hier an. Die Freunde, an die er empfohlen, nahmen ihn liebreich auf, aber ihn zum Höfling zu machen, fehlte es sowol an Geld als an andern Mitteln. So kehrte er denn nach seinem Geburtsort Willoughby zurück. Aber hier unter alten Bekannten und Gevattern, wo den Gereisten, Kriegserfahrnen ohne Zweifel die liebe nachbarliche Neugier und die kleinstädtische Verwunderung umdrängte, die Landstädtchen eigen ist, ekelte ihn bald vor der Gesellschaft; und als könnte er in seinem romantischen Schwung nichts auf die gewöhnliche Weise thun, zog er sich, um vollkommen einsam zu leben, in einen Wald zurück, wo er, beträchtlich von allen menschlichen Wohnungen entfernt, sich auf einer kleinen buschigen Wiese, neben einem klaren Bache, ein Sommerhaus von Zweigen erbaute. Hier lebte er besonders von Wild; was er sonst noch brauchte, brachte ihm sein Diener; indessen verachtete er die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens so, daß er in den Kleidern schlief. Seine Unterhaltung machte Machiavell und Mark Aurel, seine Ergötzung sein gutes Roß, mit Lanz' und Ring. Natürlich verwunderte sich die ganze Gegend nicht wenig über den

*) Smith's Selbstbiographie. S. 2.

neuen Einsiedler. Auf Anstiften seiner Freunde führte sich jedoch nach und nach ein italienischer Edelmann, Namens Signor Theodor Polologa bei ihm ein, der als Reiter — wahrscheinlich hier soviel als Stallmeister — beim Grafen von Lincoln in Dienst stand. Dieser ward dem jungen Smith durch seine Sprachkenntnisse, vortreffliche Reitkunst und angenehme Unterhaltung bald so interessant, daß er sich entschloß, mit ihm in die Welt zurückzukehren. Lange jedoch konnte er sich mit bloßen Vergnügungen dieser Art nicht zufrieden stellen, und so trieb es ihn bald von Neuem nach den Niederlanden.

Die Türken gaben damals dem Kaiser Rudolf viel zu schaffen, und was in Europa wacker, kampflustig und unbeschäftigt war, machte sich eine Pflicht und Ehre daraus, den Erbfeind der Christenheit verjagen zu helfen. Ungarn, seit einem Jahrhundert das große Kriegstheater Europas, und die dortigen Völkerschaften, in denen der Abend und der Morgen auf wunderbarste Weise zusammenschmelzen, mußte für Smith, dessen abenteuerlicher Sinn nach Ungewöhnlichem, Fremdartigem durstete, besonders anziehend sein, und derselbe ritterlich-christliche Sinn, der ihn ein Paar Jahrhunderte früher zum Kreuzfahrer gemacht haben würde, ihn mit mehr als gewöhnlichem Kriegseifer gegen die Ungläubigen treiben. Denn sich Christen einander erschlagen zu sehn, ging ihm immer ans Herz. In den Niederlanden gerieth er in die Gesellschaft von vier französischen Abenteurern, die seine Jugend — er war jetzt 19 Jahr alt — *) und

*) Belknap, im Leben Smith's (American Biography, Lond. 1794, Vol. I) sagt 17 Jahr, und setzt Smith's zweite Abreise

sein wohlgefüllter Koffer bestimmte, einen Anschlag auf ihn zu machen. Einer, Depreau, der Sohn eines Rechtskundigen aus Mortain in der Normandie *), gab sich für einen vornehmen Herrn aus, die andern drei, Bürgersöhne desselben Orts, machten seine Cavaliere. Diese gaben vor, dieselbe Absicht zu haben, nämlich gegen die Türken zu fechten, und beredeten ihn leicht, erst mit nach Frankreich zu gehn, um sich von einer gewissen Herzogin, der Gemahlin eines der Generale Kaiser Rudolfs in Ungarn Empfehlungsbriefe an denselben auszubitten. Auch werde diese Dame sie mit Reisemitteln versehen. Demzufolge schiffte er sich mit ihnen nach St. Valery sur Somme in der Picardie ein, wo sie mitten in einer stürmischen Winternacht landeten. Die Gesellen bestachen den Schiffsmeister, sie allein zuerst ans Land zu setzen, wobei sie das Gepäck Smith's mitnehmen und dem Betrognen durch den spät am folgenden Abend zurückkehrenden Schiffsmeister sagen ließen, sie seien nach Amiens vorausgegangen, wohin er ihnen folgen möge. Die übrigen Reisenden, worunter mehre Kriegsleute, waren empört über die Behandlung, die der Fremdling erfahren, und bereit, ihn an dem verrätherischen

---

aus England ins Jahr 1696. Dies widerspricht der Selbstbiographie, nach der Smith drei bis vier Jahre nach 1694 in den Niederlanden zubrachte.

*) Nach Smith's Erzählung „Mortaigne" in Nieder-Bretagne; da es aber unsers Wissens keinen Ort des Namens in der Bretagne gibt, auch er nachher seinen Weg dorthin über Dieppe, Caudebec, Pont Audemer und Caen beschreibt, so ist unzweifelhaft, daß er Mortain in der Normandie an der bretagnischen Grenze meint.

Capitain zu rächen. Einer derselben, Curzianvere, der ihn besonders bemitleidete, öffnete ihm über den wahren Stand der vornehmen Herren die Augen und erbot sich, mit ihm nach Mortain zu reisen, wo er selbst scheint zu Hause gewesen zu sein, um dort einen Versuch zu machen, seinen Verlust wieder zu ersetzen. Für jetzt aber blieb Smith nichts übrig, als am Ufer seinen Mantel zu verkaufen, um nur die Ueberfahrt bezahlen zu können. Er reiste demnach mit Curzianvere, auf Kosten des Letztern, der ein Mann von hoher Familie gewesen zu sein scheint, nach der Gegend von Mortain, wo er von dessen Verwandten und Freunden — lauter vornehme adlige Namen — gastlich und liebreich aufgenommen und bewirthet und mit allem Nöthigen versehn ward. Allein zu seinem Eigenthume wieder zu kommen, sah er kein Mittel. Denn Curzianvere war ein gebannter Mann und durfte sich nur heimlich in der Gegend aufhalten und daher nicht als Zeuge für ihn auftreten. *)

Trotz der Annehmlichkeiten des hiesigen Lebens hatte sein Geist keine Ruhe, und es quälte und demüthigte ihn, Verpflichtungen auf sich zu laden und Gunstbezeigungen anzunehmen, die er nie zu erwidern Gelegenheit haben würde. Er wanderte demnach von Hafen zu Hafen in der Hoffnung, irgendwo ein Kriegsschiff zu finden. Von Gelde ganz entblößt, halbtodt vor Kummer und Kälte, fand ihn einst ein reicher Landmann unter einem Baume an einem klaren Bache liegen. Dieses war der barmherzige Samariter: er nahm

*) Smith S. 3, 4.

sich seiner an, erquickte ihn und stattete ihn von Neuem zur Reise aus. Kurz darauf begegnete er in einem Busch bei Dinan in der Bretagne, in einem Zustande noch elender als der seine, einem der Gesellen, die ihn beraubt. Ohne ein Wort zu sagen, zogen sie die Schwerter und bald fiel der Franzose verwundet zu Boden. Aus einer benachbarten Ruine hatten Leute das Gefecht mit angesehn, aber keiner der Herbeikommenden bekümmerte sich weiter darum, als sie den Verwundeten bekennen hörten, was früher vorgefallen. Smith hatte zu gleicher Zeit die Genugthuung, von ihm zu hören, daß die Vier bei Theilung der Beute sich einander in die Haare gefallen seien, obwol der Verwundete behauptete, sowol daran, als an dem Raube selbst unschuldig gewesen zu sein. Wie die Sachen nun standen, mußte unser junger Abenteurer damit zufrieden sein; er hatte in dieser Gegend einige frühere Bekannte, den Grafen von Ployer und dessen Bruder, die früher als Kriegsgefangene in England gewesen. Nach dem Schlosse des Erstern richtete er nun seinen Weg, ward gastlich aufgenommen und besser mit allem Nöthigen ausgestattet wie je. Sein Ziel immer im Auge, scheint er doch, wißbegierig wie er war, die schöne Gelegenheit, Frankreich zu sehn, nicht haben versäumen zu wollen, denn nachdem er mit besonderm Wohlgefallen erzählt, wie ihm seine Freunde alles Merkwürdige der Bretagne gezeigt, finden wir ihn von Rennes über Nantes, Poitiers, Rochelle in Bordeaux angekommen, wo er doch wahrscheinlich Schiffe genug gefunden haben muß; dann durch das Gerücht der Stärke von Bayonne nach Biscaya gezogen, in Bearn und Navarra; das

Reisegeld, womit ihn die französischen Herren versehen hatten, muß demnach wol aus keiner unbedeutenden Summe bestanden haben. Von da führte ihn sein Weg über Toulouse, Montpellier, Nimes und Arles nach Marseille, wo er sich nach Italien einschiffte.

Wir sind im Bericht von Smith's Abenteuern ziemlich umständlich zu Werke gegangen — obschon wir seinen eignen bedeutend verkürzt — weil wir sie charakteristisch glauben für die Zustände des damaligen Frankreichs, ja der Zeiten überhaupt. Abwechselnd beraubt und beschenkt, erfuhr er Edelmuth genug, nur Gerechtigkeit konnte er nicht finden. Während Edelmann und Bauer gleich willig waren, dem jungen Fremdling beizustehn, mußte er sich selbst gegen einen offenbaren Räuber Recht verschaffen beim zufälligen Begegnen im Walde. Was folgt, möchte auch zur Charakteristik gehören. Kaum aus Marseille ausgelaufen, nöthigte ein Sturm sie, im Hafen von Toulon Schutz zu suchen. Das Schiff stach endlich wieder in die See, aber von Neuem nöthigte es der wiederausbrechende Sturm, nicht weit vom Ufer, Nizza gegenüber, Anker zu werfen. Schon längst hatte das abergläubische provenzalische Schiffsvolk und ein Haufen Pilgrime, die nach Rom wollten, Pöbel verschiedener Nationen, über des jungen Reisenden Gegenwart gemurrt. Nun fingen sie an den „Hugenotten" zu verfluchen. Sie ergossen schreckliche Verwünschungen über die Königin Elisabeth; sein ganzes Volk schrien sie, bestehe aus Piraten, und nimmermehr können sie auf gutes Wetter hoffen, so lange der Ketzer an Bord sei. So steigerte sich ihre Wuth in dem Grade, daß sie ihn ergriffen und über Bord war-

sen; zum Glück war er, in allen männlichen Künsten geübt, auch ein guter Schwimmer. Er erreichte leicht die kleine Insel St. Marie, Nizza gegenüber, die unbewohnt war und nur Kühen und Ziegen zur Weide diente. Von hier aus erspähte er den folgenden Morgen zwei Schiffe, die dort ebenfalls wegen des Sturms beigelegt hatten. Er ward an Bord geholt, erquickt und überhaupt freundlich behandelt. Sein guter Stern wollte, daß einer der Schiffscapitaine, La Roche, von St. Malo und ein Freund des Grafen von Ployer war. Gern beschloß nun Smith sein Glück mit ihm zu wagen.

Mit dem ersten günstigen Winde segelten sie nach Alexandrien in Aegypten, lieferten dort ihre Ladung ab und befuhren die Küste der Levante. Unterwegs stießen sie auf ein reich beladenes venetianisches Handelsschiff. Der französische Capitain wollte mit ihm sprechen, aber sein Verhalten ward misverstanden und mit einem Kanonenschuß beantwortet, der ihm einen Mann tödtete. Hierauf entstand ein heftiges Scharmützel, worin die Franzosen, obwol wahrscheinlich viel weniger an Zahl, da ihr Schiff eines von 200 Tonnen, jenes aber von 3—400 war, Sieger blieben. Der Venetianer war so reich mit Sammt, Seide, Goldstoff und baarem Gelde befrachtet, daß, obwol die Franzosen beim Plündern wie beim Fechten eine unvergleichliche Gewandtheit zeigten, sie doch trotz ihrer reichen Beute genug übrig lassen mußten, um ein andres Schifflein ihrer Größe zu befrachten. Smith hatte ohne Zweifel beim Gefecht sich in aller seiner Bravheit gezeigt, denn als er bald darauf, auf seinen Wunsch, in Piemont ans Land gesetzt ward, wurden ihm als sein Antheil von der Beute 500 Zechinen und ein klei-

nes Kästchen, wahrscheinlich mit Edelsteinen, übergeben, das beinahe das Nämliche werth war. Von hier schiffte er sich nach Livorno ein, „froh", wie er erzählt, „über diese Gelegenheit, durch den Anblick Italiens seine Erfahrung zu verbessern." Nachdem er das schöne Land vollständig bereist, worüber er in seiner naiven Weise umständlich berichtet, ging er endlich, seine Absicht im Auge, nach Gräz in Steyermark, wo damals der Erzherzog Ferdinand, nachheriger Kaiser, Hof hielt. Hier fand er einen Engländer und einen irländischen Jesuiten, die ihn mehren Leuten von Stande empfahlen, unter andern dem Lord Eberspaught, dem Baron Kisell und dem Grafen Meldritch, alle Drei hohe Offiziere im kaiserlichen Heere, denen er nach Wien folgte.*)

Zweiter Abschnitt.

Dies war gegen das Ende des Jahres 1601. Die Abenteuer Smith's bekommen von nun an einen andern, durchaus kriegerischen Charakter und erreichen auf diesem Schauplatz der keckſten, wildeſten Romantik nach und nach einen fast märchenhaften Schwung. Sie zeigen uns in wunderlichster Vereinigung den Helden als den geschickten Ingenieur, der seine moderne Kunst durch Anwendung seiner classischen Schulstudien an rechtem

*) Smith S. 4—8.

Orte zu verstärken weiß, und den Ritter der Tafelrunde, in jedem Augenblicke bereit, zur Ehre der Damen eine Lanze zu brechen. Des Kaisers Sache stand eben schlecht genug, um den Enthusiasmus eines irrenden Ritters für das Heil der unterdrückten Gläubigen besonders aufzuregen. Eben war Kanischa*) an die Türken verloren gegangen, die nun mit starkem Heere Olumpagh**) belagerten, welches letztere Lord Eberspaught vertheidigte, während General Kisell den Belagerern von außen zu thun gab. Dem Heere dieses Letztern schloß sich Smith als Freiwilliger an und fand sehr bald Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Der General wünschte dringend mit dem Festungscommandanten zu communiciren, und Smith schlug ihm dazu eine Art von telegraphischer Sprache vor, die er selbst erfunden und bereits in Wien dem Lord mitgetheilt zu haben scheint. Sie bestand in einem Alphabete aus Fackeln, zu umständlich, hier näher beschrieben zu werden. Die Idee dazu scheint er aus dem Polyb genommen zu haben, wo etwas Aehnliches vorkommt, und den er ohne Zweifel in der Schule gelesen. Die Sache gelang vortrefflich, und die Belagerten konnten mit den Entsatztruppen alle nöthigen Verabredungen treffen. Nun gab Smith eine neue Kriegslist an, die nicht minder guten Erfolg hatte. Er ließ mehre Tausend Lunten, an Schnuren befestigt, in einer langen Linie

*) In der Salader Gespanschaft; die Festungswerke wurden 1702 geschleift.

**) So schreibt Smith, dessen Geographie so unzuverlässig ist, wie die seiner Zeit überhaupt. Wir finden nirgends eine Festung weder dieses noch ähnlichen Namens.

ausgedehnt, auf einmal anzünden, so daß es einen Knall wie von Flintenschüssen gab. Die Türken, irregeführt, im Wahne, daß Truppen in jener Gegend stehen müßten, wendeten sich dorthin zum Angriff, im nämlichen Augenblicke, wo sie von der andern Seite durch Kisell's Heer, angegriffen wurden und zugleich die Besatzung den verabredeten Ausfall that. So wurden sie in große Verwirrung gebracht und thaten schwachen Widerstand. In Folge der dadurch veranlaßten Niederlage hoben die Türken gleich darauf die Belagerung auf, und Smith erhielt zur Belohnung das Commando über einen Reitertrupp, 250 Mann stark, zum Regimente des Grafen Meldritch gehörig.

Bald nachher fand Smith bei Gelegenheit der Belagerung von Stuhlweißenburg Mittel, seine Kunst als Ingenieur zu zeigen, indem er eine, zu jener Zeit wenigstens eigenthümliche Art von Bomben angab, die er „seine feurigen Drachen" nennt und welche, in der Nacht in die Stadt geschleudert, eine fürchterliche Verwüstung und Feuersbrunst anrichteten. Auch in einer bald darauf folgenden Schlacht zeichnete er sich rühmlich aus. Er ward schwer verwundet und ein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen, wobei er aber, wie er bemerkt, „nicht lange unberitten blieb, da es Pferde genug gab, die Reiter brauchten." Alle diese Ereignisse, ja den ganzen Krieg, soweit er Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, beschreibt unser junger Hauptmann sowol mit der ganzen Lebendigkeit persönlicher Theilnahme als mit der Genauigkeit eines Augenzeugen, und wir können nicht umhin zu bedauern, daß sein Werk den Geschichtschreibern jener Zeiten gänzlich unbekannt geblieben

zu sein scheint. Denn aus solchen persönlichen Denkwürdigkeiten lassen sich doch ein für allemal die besten Farben zu historischen Gemälden nehmen. Wir aber müssen uns versagen, aus diesen kriegsbewegten Scenen irgend einen Zug mitzutheilen, der nicht auf unsern Helden selbst unmittelbaren Bezug hat.

Der Kaiser war bekanntlich damals an seinen Grenzen in einen zweifachen Krieg begriffen: erstlich gegen die Türken und zweitens gegen Sigismund Bathori, den Fürsten von Siebenbürgen. Ebenso hatte dieser Letztere mit zwei mächtigen Feinden zu kämpfen, dem Kaiser und dem Sultan. Graf Melbritch, in dessen Regimente, wie wir oben gesehen, Hauptmann Smith diente, hatte bisher ausschließlich mit den Türken zu thun gehabt; nun aber wurde ein neuer Kriegsplan gemacht und der Graf beordert, seine Streitkräfte gegen Sigismund zu wenden. Melbritch aber war selbst aus Siebenbürgen und seine Güter dort gelegen, und zwar in dem von den Türken besetzten Theile. Zwanzig Jahre hatte er dem Kaiser gedient; jetzt aber, wo er befehligt ward, dem Georgio Busca, einem Albanesen, der das Heer gegen Siebenbürgen führte, zum Beistand zu rücken, verdroß ihn der Befehl, und er sah nicht ein, warum er nicht lieber mit seinem Söldnerheere von 6000 Mann seinem rechtmäßigen Fürsten gegen die Türken beistehen solle, als dem Albanesen gegen Jenen?

Es war ihm ein Leichtes, seine Truppen zu diesem Uebergang zu bereden. Diese, ohne Zweifel wie andere Miethlingsheere jener Zeit, aus einem Gemisch aller Nationen bestehend, dienten stets dem Meistbietenden; jetzt besonders waren sie unzufrieden über Rückstand des

Soldes und harten Dienst und die Türken versprachen ihnen die beste Beute. Er bot demnach dem Fürsten seine Dienste an, mit der Versicherung, den Rest seiner Tage in seinem Lande verleben zu wollen. Sigismund empfing ihn mit öffnen Armen, machte ihn zum Feldzeugmeister, gab seinen Truppen alle nöthige Unterstützung und die vollste Freiheit, die Türken zu plündern. Smith ging mit Meldritch über. Daß dies nach förmlicher Verabschiedung vom kaiserlichen Heere geschehen, geht mit keinem Worte hervor; ebensowenig macht Smith, der sonst immer nur die ehrenwertheste Gesinnung ausspricht, nur die mindeste Entschuldigung über den Schritt; ein ähnliches Verfahren scheint demnach damals nichts Ungewöhnliches gewesen zu sein. Wahrscheinlich war der Termin des Contrakts abgelaufen, oder letzterer ward durch Ausbleiben des Soldes von den Truppen rechtmäßig für aufgelöst gehalten. Denn als kurze Zeit nachher Sigismund abdankte, finden wir Meldritch und sein Regiment wieder gewissermaßen stillschweigend in kaiserliche Dienste übergehend. Ehe wir aber den Leser so weit führen, dürfen wir eins der ritterlichsten Abenteuer des jungen Engländers nicht unerwähnt lassen.

Er erzählt von einer starken Feste Regal im Lande Zarkam, womit er vielleicht Zaykan und seinen engen Paß meint; wenigstens paßt seine Beschreibung einigermaßen darauf.*) Hier lag eine Besatzung, die, nach

---

*) Wir finden die Feste Regal (in Sigismund's Adelsbrief urbem Regalem) weder in Büsching noch in Marienburg's sehr umständlicher Geographie von Siebenbürgen. (Herrmannstadt 1813.)

Smith's Ausdruck, aus Türken, Tartaren, Banditen und Renegaten zusammengesetzt war, durch die unendliche Höhe und Stärke der Festung so sicher gestellt, daß sie der unnützen Bemühungen des Belagerungsheeres, unter dem auch Smith sich befand, spotteten. Die Christen hatten beinahe einen Monat dazu gebraucht, sich zu verschanzen und Aufwürfe zu ihren Batterien zu errichten, worauf die Türken sich mit Hohn laut beklagten, daß sie drin zu fett würden, weil ihnen die draußen nichts zu thun gäben. Ein vornehmer Krieger der Besatzung, welcher Turbascha genannt wird, schickte endlich eine förmliche Ausfoderung an die christlichen Hauptleute, mit ihm im Zweikampf zu kämpfen, „zum Vergnügen der Damen von Regal, die sich nach höfischem Zeitvertreibe sehnten."

Unter den Offizieren des christlichen Heeres war so großer Eifer, die Herausfoderung anzunehmen, daß der commandirende General, Prinz Zachel Moyses, dessen Vorbereitungen ein Waffenstillstand überdem günstig war, seine Einwilligung geben mußte. Aber so Viele drängten sich zu, daß man dem Loos die Entscheidung überließ, und es traf Smith.

Waffenstillstand ward nun geschlossen und die Wälle füllten sich mit Damen und mit Kriegern. Turbascha kam in glänzender Waffenrüstung herausgeritten; an seinen Schultern waren Flügel von Adelsfedern in Silber gesetzt, mit Edelsteinen verziert, befestigt. Drei

---

Aus historischen Documenten jener Zeit vielleicht ihre damalige Lage genau nachweisen zu können, fehlt es uns in Neuyork an Mitteln.

Janitscharen ritten ihm vor und zur Seite. Smith dagegen kam ihm, von einem einzigen Edelknaben begleitet, der seine Lanze trug, entgegen, faßte ihn aber gleich beim ersten Zusammentreffen so gut, daß der Türke, dem er mit der Lanze das Gehirn durchbohrt, todt zur Erde fiel, worauf ihm Smith den Kopf abhieb und diesen in Triumph dem Prinzen Moyses im Angesicht des ganzen Heeres zu Füßen legte.

Den folgenden Tag hatte Smith einen andern Zweikampf mit einem Freunde Turbascha's zu bestehen, der dessen Tod zu rächen brannte; genau mit demselben Erfolg. Nun begannen die Türken wieder Ausfälle zu machen. Aber der siebenbürgische General, der noch ein paar Tage für seine Verschanzungen zu gewinnen wünschte, erlaubte nun Smith, seinerseits eine Ausfoderung zu thun, die er mit dem Beisatze ergehen ließ, „daß die Türkendamen nicht etwa denken sollten, er sei so in die Köpfe ihrer Diener verliebt, daß er sie nicht irgend einem Türken von Rang ausliefern wollte, der sich einstelle, sie auszulösen, mit der Bedingung jedoch, daß er den seinen als dritten mitnehme.“ — Hierauf fand sich auch den folgenden Tag ein tapfrer Mann, den Smith Bonny Mulgro nennt, ein und der Kampf war um Vieles bedenklicher; Smith entkam mit genauer Noth, blieb aber endlich Sieger und trug triumphirend ein drittes blutiges Haupt ins Lager.

Natürlich wurden unserm jungen Ritter für diese glänzenden Thaten Ehren aller Art zu Theil. Prinz Moyses beschenkte ihn mit einem trefflichen Roß nebst Degen und Wehrgehäng, 300 Dukaten an Werth; Meldritch machte ihn zum Major. Mit einer Ehrenwache

von 600 Mann ward er durchs Lager geführt und die drei Türkenköpfe auf Lanzenspitzen vor ihm hergetragen. Der Fürst von Siebenbürgen aber gab ihm zum Andenken dieser That, als er ihn bald darauf zur Belohnung seiner Tapferkeit in den Adelstand erhob, ein Wappen mit drei Türkenköpfen, und der Adelsbrief, der ihm ausgefertigt ward, erwähnt eigens dieses Umstandes. Außerdem erhielt er das Bildniß des Fürsten in Gold gefaßt, und die Zusage eines lebenslänglichen Jahrgehaltes von 300 Dukaten.*)

Wir zweifeln jedoch, ob er dieses letztern Vortheils dauernd genossen; denn noch vor Jahresfrist sah Sigismund sich von Busca so hart bedrängt, daß er räthlich fand abzudanken, worauf er in Prag mit einem glänzenden Jahrgelde seine Tage beschloß. Prinz Moyses, der lieber Alles wagen wollte, als sich den Deutschen unterwerfen, setzte den Krieg noch kurze Zeit auf seine eigne Hand fort und ging endlich zu den Türken über, worauf sich seine Truppen zerstreuten. Was nun mit dem Reste von Sigismunds Heere anzufangen, wildes, käufliches, verwognes Gesindel, dessen Führer überdem Sigismund persönlich ergeben waren, war eine beunruhigende Frage im kaiserlichen Lager, bis zum Glück gleich darauf ein Aufstand in der Walachei einen Ausweg darbot. Nach dem Tode des Woywoden Michael hatten die Türken einen gewissen Jeremias eingesetzt, der durch grausame Tyrannei das Volk zum Aufruhr reizte. Dies benutzte nun Busca gern, um in des Kaisers Namen einen andern Woywoden einzusetzen, zu dessen

*) Smith I, 8—19.

Behauptung er das siebenbürgische Heer, 30,000 Mann stark, nach der Walachei schickte. Hierunter war auch Meldritch's Regiment und Smith.

Dies war nun der blutigste Krieg, dessen Zeuge Letzterer noch gewesen, und er spricht davon mit Grausen und einem bittern Gefühl gegen den Kaiser Rudolf und das kaiserliche Cabinet, das durch falsche Politik und Schlaffheit all dies Elend über die Christenheit gebracht. Anfänglich waren die siebenbürgischen Truppen siegreich, und Smith half durch einen glücklichen Anschlag, mit Feuerwerken zu schrecken, eine Schlacht gewinnen. Aber gleich darauf fand am Fuße des Gebirges Rotenton am Altus ein furchtbares Gemetzel statt, worin gegen 30,000 Mann auf dem Platze blieben, darunter mehre der Führer des kaiserlichen Heeres und die liebsten Freunde Sigismund's. Die Türken blieben Sieger, obwol auch ihr Verlust ungeheuer war. Unter den gefallnen Christen waren allein neun englische Offiziere, die Smith namentlich aufführt. Er selbst aber lag schwer verwundet unter den Todten auf der Wahlstatt.

Die Plünderer entdeckten das noch nicht ganz entschwundene Leben in ihm; und da seine Rüstung ihnen einen angesehenen Offizier zu erkennen gab, meinten sie, daß seine Auslösung ihnen mehr einbringen werde als sein Tod. Er ward demnach aufgeladen und wohl verpflegt, bis seine Wunden geheilt waren. Allein nun harrte seiner Aergeres als Tod. Er ward mit andern Kriegsgefangnen nach Axiopolis auf den Sklavenmarkt geführt und „wie Bestien" an den Meistbietenden verkauft. Um ihre Kräfte zu zeigen und wie weit ihre Wunden sie beeinträchtigten, mußten die Sklaven vor den Käufern mit

einander ringen. Smith fiel dem Pascha Bogall zu Theil, der ihn fürs Erste nach Adrianopel schickte und darauf zum Geschenke an seine Geliebte in Konstantinopel. Dorthin ward nun unser armer junger Held mit einer großen Anzahl andrer Sklaven abgeführt, je 20 an den Hälsen zusammengekettet, bis jeder an seinen Herrn abgeliefert werden konnte.

Die junge Türkendame, die seine Herrin sein sollte, war schön und weichmüthig und scheint bald inne geworden zu sein, daß der neue Sklav kein gewöhnlicher war. In welchem Verhältnisse sie eigentlich zu Pascha Bogall stand, geht nicht deutlich hervor; es scheint, daß sie noch unabhängig mit ihrer Mutter lebte, und daß der Pascha ihres Besitzes noch nicht ganz gewiß gewesen sei, da er, um sich gegen sie als Helden darzustellen, ihr schrieb, daß er ihr hiermit einen böhmischen Edelmann schicke, den er mit eigner Hand bezwungen und gefangen genommen; mehre Andere, schrieb er, die er gleichfalls bezwungen, werden nachfolgen, und das Lösegeld für alle diese Gefangenen solle sie mit dem Ruhme seiner Eroberungen schmücken. *)

Eine Türkin, die solche Briefe von ihrem Liebhaber empfängt und die wir später an ihren Bruder, ebenfalls den Besitzer vieler Sklaven, schreibend finden, ist sicherlich etwas Außerordentliches. Charatza Tragabigzanda, so hieß sie, verstand überdem etwas Italienisch. Sie suchte manchmal Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, machte sich krank, wenn sie mit ihrer Mutter das Bad besuchen oder ausgehen sollte, um über den Gräbern zu

*) Smith I, S. 29.

weinen. Als sie nun hörte, wie der wahre Stand der Sache war, daß Bogall ihn nicht erobert, sondern erkauft, war sie nicht wenig erstaunt; aber sie ließ es nicht an Vorsicht fehlen. Sie nahm Gelegenheit, ihn einigen Freunden zu zeigen, die Holländisch, Französisch und Englisch sprechen konnten und denen er alles Nöthige umständlich erzählte, was sie ihr sodann treulich berichteten. Da ergriff sie ein tiefes Mitleiden, ja es muß uns gestattet sein, ein noch innigeres Gefühl vorauszusetzen, wenn wir hören, daß sie, besorgt, ihre Mutter möchte ihn, um ihn von ihr zu entfernen, verkaufen, ihn heimlich zu ihrem Bruder Timur, Pascha von Nalbritz in Cambrien, schickte, mit einem Briefe, in welchem sie den jungen Engländer dringend seiner Güte empfahl und merken ließ, sie wünsche blos, daß er ihn bei sich behalte, bis er die Sprache erlernt, und überhaupt „was es heiße ein Türke zu sein"; unterdeß werde die Zeit sie zur Herrin ihrer selbst gemacht haben.

Die schöne Tragabigzanda scheint sich auf unbegreifliche Weise in der Gesinnung ihres Bruders betrogen zu haben. Der Brief, statt dem Unglücklichen eine gütige Aufnahme zu sichern, versetzte Timur in Wuth. Eine Stunde nach seiner Ankunft ward er auf des Grausamen Befehl nackt ausgezogen und mit einem Rock vom gröbsten Haartuch bekleidet, Bart und Haupthaar ihm glatt abgeschoren und ein dicker eiserner Ring mit langem sichelförmigen Haken ihm um den Hals befestigt. So ward er einer Masse von andern Sklaven, Christen, Türken und Mauren zugesellt, die alle die härteste Behandlung erfuhren, wie kaum nach seinem Ausdruck ein Hund sie hätte ertragen können; dabei

hatte er, als der letztangekommne, der Sklave aller Sklaven zu sein.

Wie lange Hauptmann Smith in diesem schrecklichen Zustande sein Leben verlor, erhellt nicht deutlich; doch kann er nicht länger als einige Monate gedauert haben, da wir ihn, wie später erzählt werden wird, im December des Jahres 1603 in Deutschland finden. Wie er in dieser Zeit und in einer solchen Lage sich solche Kenntniß über Land und Leute hat erwerben können, wie aus seiner umständlichen Beschreibung der krimischen Tartaren hervorgeht, ist wahrhaft unbegreiflich und kann als neuer Beweis seiner ungewöhnlichen Beobachtungsgabe dienen. Selbst über die Orte, durch welche er als Gefangner transportirt ward, macht er Bemerkungen, die beständige Aufmerksamkeit und einen ungemeinen Scharfblick verrathen. Er war von Konstantinopel zu Lande nach Varna und von dort auf dem schwarzen und Asoffschen Meere (das er Dissabacca nennt) und zuletzt auf einem großen Flusse*) weiter und so, wie es scheint, mehr nach Süden gebracht worden. Zwar wohl behandelt, war er doch unter aller Beschränkung eines Gefangenen, allein er hatte die Augen und Ohren aller Orten. Ueberall am Ufer sah er Thürme und feste Schlösser, ohne Zweifel von den Türken zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft unter den Tartaren errichtet. Auch Pascha Timur wohnte in solchem festen Castell in Nalbritz. Die Provinz, worin letzteres gelegen, nennt Smith Cambria. Seine genauen und musterhaft treuen Beschreibungen der Krimischen und Nogaischen Tartaren,

*) Den Fluß nennt Smith Bruapo.

ihrer Sitten, Regierungsformen, Religionsgebräuche u. s. w. können für unsre Zeit, so reich an Mitteln zum Unterricht, nur geringes Interesse haben; zur seinigen, der verhältnißmäßig bucharmen, mußten sie von unschätzbarem Werth sein, um so mehr da auch die Neugierde auf die östlichen Völker, die noch vor nicht gar langer Zeit die halbe Christenheit in Schrecken gesetzt, viel reger sein mußte als jetzt, wo der so reißend schnell angeschwollene Riesenleib Rußlands Europa zum Schilde gegen alle Nomaden des Ostens dient, wie furchtbar der Schild selbst den so Geborgnen scheinen möge.

Smith, trotz der Thätigkeit seines Geistes, nährte in seinem Innern einen stillen Grimm, dessen Ausbruch blos durch die Hoffnung auf die Liebe Tragabigzanda's eine Zeit lang unterdrückt ward. Allein diese war ohne Zweifel über seine Lage in gänzlicher Unwissenheit und nie hörte er wieder von ihr. Mit einigen andern Christensklaven überlegte er manchmal, wie sie wol entkommen könnten; allein jede Möglichkeit der Flucht schien abgeschnitten, bis ihm plötzlich durch seine eigne unmenschlich gereizte Kraft Hülfe ward. Mehr als eine Viertelstunde weit von Timur's Hause war eine Scheune auf einem großen Felde, wohin er zum Dreschen geschickt ward. Der Pascha, nach seiner Gewohnheit die Runde durch die Scheunen zu machen, kam auch zu ihm; tückisch gegen ihn gesinnt, wie er war, nahm er öfters die Gelegenheit wahr, ihn zu verhöhnen, ja ihn zu schlagen, so daß eines Tages der gerechte Ingrimm in Smith bis zur sinnlosen Wuth stieg. Mit dem Knittel, der ihm als Dreschflegel gedient, schlug er des Tyrannen Hirn aus. Darauf, im Bewußtsein, daß seine Lage komme, was

wolle, nicht schlimmer werden könne, als sie war, zog er der Leiche die Kleider aus und sich an und verbarg jene im Stroh. Dann füllte er sein Ränzel mit Korn, warf sich auf des Pascha Pferd und jagte hinaus in die Wüste. *)

Die Abenteuer unsers jungen Helden scheinen auf diesem Punkt den Gipfel des Wild-Romantischen erreicht zu haben. Ausgestoßen, freundlos in der Oede umherirrend, mahnt er uns an Mazeppa, und der Eisenring um seinen Hals, der ihn als Sklaven kenntlich machte und ihn besonders fürchten ließ, irgend einem menschlichen Wesen zu begegnen, machte ihn fast so hülflos als jenen die Bande, die ihn an das Roß fesselten. Zwei bis drei Tage irrte er so umher im vollsten Gefühle seines Elends, bis Gott ihm einen neuen Hoffnungsstrahl schickte, indem er ihn auf die große Straße oder „Castragan" führte, die nach seinem Bericht durch diese Gegend geht. Ueberall wo von dieser Straße ein Weg ablief, fand er einen Pfeiler errichtet mit Wegweisern für die Wanderer; die Wege nach der Krim waren mit einem Halbmond bezeichnet, ein schwarz und weißgefleckter Mann bedeutete die Richtung nach Georgien und Persien; eine Sonne deutete auf China, und ein Kreuz zeigte ihm die Wege nach Rußland an. Diesem letztern folgte der unglückliche Wanderer unablässig, und so kam er endlich nach 16 entsetzlichen Tagen und Nächten in Aecopolis an, eine Feste der „Muscowiter" am Don. Welchen Namen diese Letztern dem Castell

---

*) Smith I, S. 41.

gegeben, und wie Smith zu der griechischen Benennung kam, erfahren wir leider nicht.

Der Gouverneur des Forts, nachdem er den Ankömmling, der dem Aeußern nach kaum einem menschlichen Wesen geglichen haben kann, vielfältig ausgefragt, nahm ihm sein Eisen ab und behandelte ihn mit sammt den Seinigen so freundlich, daß es ihm schien, er sei zu neuem Leben erwacht. Besonders rühmt er, wie die gute Dame „Callamata", des Gouverneurs Gattin oder Tochter, so reichlich für alle seine Bedürfnisse gesorgt. Hier blieb er, bis der Gouverneur ihn mit einer Caravane, das einzige Mittel, hier zu Lande mit einiger Sicherheit zu reisen, weiter schicken konnte. Auf ähnliche Weise ward er nun von einem Gouverneur zum andern durch das ganze Land über den Dnjeper, und dann auf wahrscheinlich nothwendigen Umwegen nach Polen und Siebenbürgen befördert, wobei er eine ungeheure Strecke Landes zu sehn bekam. Ueberall begleiteten ihn freundliche Briefe und Zeugnisse, und überall ward ihm die gütigste Aufnahme zu Theil. Kein Gouverneur, der ihm nicht ein Geschenk verehrte, außer daß er sein Reisegeld bezahlte. Die Allgemeinheit der Gefahr eines ähnlichen Schicksals in diesen wilden, ausgesetzten Ländern erweckte überall die thätigste Theilnahme.

Auch die Beschreibung dieser Reise ist äußerst genau, und würde, wäre sie bekannter, den jetzt so thätigen historischen und ethnographischen Forschern Rußlands willkommen sein. Wir aber müssen eilen, unsern Helden zuerst in Siebenbürgen unter seinen Freunden, wo er sich glücklich und heimisch fühlte, dann durch

Deutschland und Frankreich nach Spanien eilend, gerüstet zu neuer Thätigkeit, wiederzufinden.

Unterwegs nämlich hatte er von einem bürgerlichen Kriege gehört, der in der Barbarei ausgebrochen und da er Europa und Asien überdrüssig war, beschlossen, sein Glück dort zu versuchen. Allein die Schlechtigkeit und Verrätherei, die bei beiden Parteien gleich herrschend war und die diesem Krieg mehr den Charakter des Mordens als des Kampfes gab, schreckte ihn von aller Theilnahme zurück, und er kehrte mit demselben französischen Kriegsschiff, das ihn hingebracht, nach Europa zurück, nicht ohne sich über den Zustand der Mauren und der Westküste von Afrika nach besten Kräften unterrichtet und, als wäre er ein für allemal zu Abenteuern bestimmt, unterwegs ein Seetreffen mit den Spaniern bestanden zu haben. Es muß ungefähr um das Ende des Jahres 1604 oder im Anfang des folgenden gewesen sein, als er, nach sechsjähriger Abwesenheit, endlich wieder in England eintraf.*)

Dritter Abschnitt.

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt jetzt in der Geschichte John Smith's. Haben wir bisher seine Begebenheiten erzählt, so werden wir von nun an seine Hand-

*) Smith I, S. 54.

lungen zu berichten haben. Es war, als habe er jetzt seine Erziehung vollendet in der harten Schule der Welt und dürfe nun selbstthätig ins Leben treten, freilich nur um den neuen Wirkungskreis als eine noch härtere Schule zu erproben. Ein Spielball des Glücks, sehen wir ihn ohne Ende rastlos umhergeworfen, bis sich sein Geist auf Ein großes Ziel richtet und er diesem hinfort alle Kräfte seines edelsten Strebens widmet. Dies Ziel sollte er zuerst von seinem Vaterlande aus erblicken. Es war die Civilisation Nordamerikas.

Sir Walter Raleigh war bekanntlich der Erste, der den Plan zu einer solchen in England anregte, und durch seine bisher immer wieder verunglückten Versuche war das allgemeine Interesse dafür wenn auch geschwächt doch nicht ertödtet worden. Die ersten Seefahrer, die, von Raleigh geschickt, im Jahre 1584 die Küste des jetzigen Nordcarolinas und die ihr nahen Inseln Wococken und Roanoke untersuchten und das Land im Namen Raleigh's und der Königin von England in Besitz nahmen, kehrten mit so glänzenden, ja überschwenglichen Berichten von seiner Schönheit und Fruchtbarkeit zurück, daß Elisabeth, stolz, unter ihrer Regierung dies Paradies entdeckt zu sehn, in koketter Anspielung auf ihren eignen jungfräulichen Zustand die ganze dortige Gegend Virginia taufte und sich nun gern bewegen ließ, Raleigh bei seinen Planen für die Colonisation dieses ihm geschenkten, aber immer ihr in Lehnspflicht unterthänigen Landes zu unterstützen. Schon im folgenden Frühling sendete dieser demnach unter dem Oberbefehl Sir Richard Grenville's, eines tapfern und ritterlichen Heerführers, eine Gesellschaft von 108 Colonisten in

sieben Schiffen nach diesem Eden ab. Ralph Lane, ein Edelmann von Ansehn, sollte als Raleigh's Statthalter die neue Niederlassung regieren, ein namhafter Gelehrter, Hariot, ihr zum Geschichtschreiber dienen, ein geschätzter Maler, With, die neue Welt und ihre Bewohner und Erzeugnisse der alten bekannt machen. Unter den Seeleuten, die außerdem die Expedition begleiteten, war einer, Cavendish, der sich später als Weltumsegler berühmt machte. Nicht leicht ward ein Unternehmen unter günstigeren Umständen begonnen und theilweise ausgeführt: die Reise war glücklich, die Aufnahme bei den Eingebornen freundlich, der Eindruck des Landes auf die Ankömmlinge entsprach ihren gespanntesten Erwartungen; dennoch scheiterte dasselbe an der Unklugheit, Goldgier und Muthlosigkeit der Unternehmer, und schon im folgenden Jahre, 1586, kehrten sie, von Hülfsmiteln entblößt, ohne einmal das von Raleigh ihnen gesendete, mit Lebensbedürfnissen reichlich ausgestattete Schiff abzuwarten, mit Sir Francis Drake, der, aus Westindien kommend, dort anlegte, nach England zurück. Wenige Tage nach ihrer Abreise landete jenes Schiff und kehrte, als es die Stätte verödet fand, unverrichteter Sache nach England heim. Vierzehn Tage darauf kam auch Sir Richard Grenville wieder an diese Küste und ließ, daß die Engländer nicht ihr Recht an dem Lande verlieren sollten, in dem verlassnen Fort eine Besatzung von 15 Mann zurück.*) Als aber Raleigh ein Jahr darauf

*) So Bancroft, History of the United States. 7. Ausg. I, 103, nach Hakluyt. Smith und nach ihm alle Uebrigen sagen 50, was Bancroft für einen Irrthum erklärt.

eine abermalige Colonie sandte, und zwar mit größern Entwürfen und reichern Mitteln als je, denn sein hoher Geist ward nicht von Hindernissen erschreckt, nur zur mächtigern Anstrengung angefeuert, da waren von dieser unglücklichen Besatzung nur die zerstreuten Gebeine noch übrig und das Wild hauste in den Trümmern des Castells.

Die neue Colonie war von nicht weniger als 17 Frauen begleitet, und einen Monat nach ihrer Landung ward von Eleonore Dare, der Tochter des Gouverneur White, das erste englische Kind in Amerika geboren und zu Ehren des Landes Virginia getauft. Auf den Trümmern des verödeten Forts ward die neue Stadt, Raleigh genannt, errichtet, obwol Sir Walter eigentlich die Küste des festen Landes dazu angewiesen hatte. Aber zum häuslichen Anbau, den sie bezweckten, fehlte noch Unzähliges; auch machten ausbrechende Feindseligkeiten mit den Indianern Verstärkung dringend wünschenswerth. Die Ansiedler beschlossen daher einstimmig, mit den rückkehrenden Schiffen ihren Gouverneur heimzusenden, um ihnen in England die nöthige Hülfe zu verschaffen; theils, weil sie ihn von Allen für den einflußreichsten Mann hielten, theils auch wol, weil sie sicher waren, daß er ihnen für seinen thätigen Eifer zu ihrem Besten in der verlassnen Tochter und der neugebornen Enkelin ein sicheres Unterpfand zurückließ. Allein andre dringendere Interessen, besonders die Rüstungen Englands gegen Spanien und seine unbezwingliche Armada, verzögerten den nöthigen Beistand, und als endlich im Jahre 1590, nach drei langen Jahren voll von vergeblichen Mühen

und getäuschten Hoffnungen, der Gouverneur White mit Zufuhr und Verstärkung nach der transatlantischen Niederlassung zurückkehrte, waren Ansiedler und Tochter und Enkelin spurlos verschwunden und keine spätern, unermüdlichen Nachforschungen haben je entdecken können, was aus ihnen geworden. *)

So viele mislungene Versuche schienen den Emigranteneifer in England allmälig etwas abgekühlt zu haben. Handelsschiffe gingen ab und zu, besonders nach der nördlichen Küste des amerikanischen Festlandes und Neufundland. Allein zu einer neuen Ansiedlung ward geraume Zeit kein Versuch gemacht. Ja, als im Jahr 1602 Capitain Bartholomäus Gosnold, ein wackrer, verständiger Seemann, der Erste, der den directen Weg nach Amerika versuchte (bisher war man immer um die canarischen Inseln herum und bei Westindien, wo meist angelegt ward, vorbeigesegelt) und bereits nach sieben Wochen in die Bai von Massachusetts einlief, eine kleine Colonie auf der Elisabethsinsel zurücklassen wollte, fehlte bei seiner endlichen Abreise den Ansiedlern der Muth und sie kehrten mit ihm nach England zurück, wo sie in dem damals unerhört kurzen Zeitraum von fünf Wochen anlangten. **)

*) Nach einer spätern Tradition der Eingebornen waren die Ansiedler, als sie sich von den Ihren verlassen sahn, von den Indianerstämmen zu Hatteras aufgenommen und mit ihnen amalgamirt. Die hellere Hautfarbe und von den andern Stämmen etwas abweichende Bildung jener Indianerzweige scheint das einzige Fundament dieser Sage.

**) Bancroft I. 95—113. Die obige Geschichte der verunglückten Colonien ist hier nach Smith bearbeitet I, 86—99, wo

Indessen hatte dies glückliche Unternehmen und die günstigen Beschreibungen, die Capitain Gosnold und die Seinigen von der Fruchtbarkeit, dem gesunden Klima und der glücklichen Lage des jetzigen Neu-Englands machten, doch die Folge, das Interesse für die Colonisation Nordamerikas und die Lust zu Entdeckungen in jenen Gegenden wieder aufzuregen. Den Muth und Unternehmungsgeist dieser Männer, die sich mit Schiffen, so klein und unvollkommen, daß wir sie jetzt kaum zu den geringsten Reisen benutzen würden, und zu einer Zeit, wo nicht allein die Schifffahrtskunde noch in ihrer Kindheit war, sondern auch noch tausend eingebildete Gefahren die wirklichen verdoppelten, auf gänzlich unbekannte Meere wagten, können wir nicht genug bewundern. Die Schiffe, mit denen Frobisher im Jahre 1576 die Nordküste von Amerika beschiffte, waren 20 und 25 Tonnen groß; Pring machte gleich nach Gosnold die Reise in einer Barke von 26 Tonnen, die den stolzen Namen „der Entdecker" führte. Die ganze Schiffsmannschaft war 13 an der Zahl. Auch sein größeres Schiff hatte nur 50 Tonnen. Zwei Schiffe des Columbus hatten nicht einmal ein Verdeck. Die größten Fahrzeuge, die man damals nach Amerika schickte, und in der That die meisten, die zu diesem Zwecke eigen erbaut wurden, hatten 150 Tonnen. Dies vergleiche nun der Leser mit unsern gewöhnlichen Packetschiffen von 800 bis 1000 Tonnen, unsrer Dampfkolosse gar nicht einmal

---

die Originalberichte aus Hakluyt abgedruckt sind. Ferner nach Stith's History of the first discovery and settlement of Virginia, Williamsb. 1747. 12—21.

zu gedenken, um den Muth, ja die Verwegenheit zu ermessen, durch welche in jenen Tagen Unternehmungen der Art allein möglich wurden.

Als John Smith nach England zurückkehrte, war grade die Frage einer Ansiedlung von Neuem zur Sprache gekommen. Mit allem Feuer seines Geistes ergriff er die Idee und half vereint mit Gosnold ihr Anhänger werben. König Jakob I., zu Allem bereit, was, ohne ihn Geld zu kosten, seiner Eitelkeit schmeichelte, bewilligte großmüthig einer Gesellschaft von Edeln und Kaufleuten den Besitz aller Ländereien in Amerika, die längs der Küste zwischen dem 34. und 45. Grad nördlicher Breite gelegen, nebst allen nicht weiter als 100 Meilen vom Ufer befindlichen Inseln. Die Gesellschaft, die der Abenteurer (Adventurers) genannt, vorzüglich, wie es scheint, in Betreff auf das Geld, das sie daran wagten, so bezeichnet, zerfiel in zwei Theile. Der eine, hauptsächlich aus Grundeigenthümern und Kaufleuten im Westen von England gebildet, hatte in Plymouth ihren Hauptsitz. Sie beschränkte sich, nach einem einzigen verunglückten Colonisationsversuch am Kennebeck im Jahre 1607, lange Zeit auf Handel, während die andere, die Compagnie von London, ebenfalls aus dem höchsten Adel und reichen Handelsleuten bestehend, sogleich mit commerciellen Ansiedlungsplanen ins Leben trat. Sir Thomas Smith, ein reicher Kaufmann und schon mit andern einflußreichen Stellen versehen, war ihr Schatzmeister und zugleich ihre mächtigste Triebfeder. Diesem Theile der Compagnie, gewöhnlich die Virginische genannt, ward der Raum zwischen dem 34. und 38. Grade bestimmt, während jener die nördliche Gegend

aufgehoben und ausgemacht ward, daß ein Zwischenraum von wenigstens 100 englischen Meilen die beiden Colonien trennen sollte.

Die Karte, ja ein vollständiges Gesetzbuch für die zu errichtende Colonie ward von König Jakob selbst entworfen und ausgearbeitet. Einem hohen Rath, der in England seinen Sitz haben und von der Krone ernannt werden sollte, war die Regierung der Colonie übergeben, unter dem ein Rath aus den Colonisten, vom Obern Rathe zu ernennend, und der unter sich einen Präsidenten zu erwählen hatte, die innern Angelegenheiten der Niederlassung nach königlichen Instruktionen lenken sollte. Die legislative und executive Gewalt ward zwar dem Colonialrath anvertraut, aber nur so weit es nicht Leib und Glieder galt, und nur mit der Bedingung, daß seine Beschlüsse vom Könige oder vom höchsten Rath nöthigenfalls zu modificiren oder aufzuheben seien. In Fällen des Aufruhrs oder Mordes sollte ein Geschwornengericht, nach Art des englischen, entscheiden. Fünf Jahre lang sollte der Ertrag des Fleißes wie des Handels der Colonie und aller etwa zu errichtenden Nebenniederlassungen in eine gemeinschaftliche Kasse gehen*), 21 Jahre dieselbe von Abgaben frei

*) Noch vor Ablauf dieser Zeit ward nachher jedem der Colonisten ein kleines Eigenthum von drei Morgen Landes zugesprochen. Siehe weiter unten. Und erst von dem Zeitpunkt an gewann die Colonie fleißige Arbeiter. Viele von den Colonisten, die wahrscheinlich noch außer dem Transport Vorschüsse bekommen hatten, blieben auch nachher noch die Knechte der Compagnie, bis ihre Zahl nach und nach ausstarb. Dasselbe Verhältniß existirte

sein und eben so lange von den an ihren Küsten handelnden Schiffen einen Zoll fodern dürfen; nur ein Fünftel des reinen Ertrags von dem zu findenden Gold und Silber kam dem König zu, sowie ein Funfzehntel des Kupfers. Die bischöfliche Kirche von England allein sollte herrschen und keinem Ansiedler ein anderer Glaube erlaubt sein. Gegen die Indianer ward christliche Milde und alle gütlichen Mittel zu ihrer Bekehrung empfohlen. Die Colonisten, die freilich im neuen Vaterlande keine Art von Bürgerrecht gewannen, sollten ihre im alten nicht verlieren, sondern Engländer bleiben. *)

Die Gesellschaft von Auswanderern, die sich endlich, nach Verzögerungen mannichfacher Art, den 19. December 1606 in London einschiffte, 105 Köpfe an der Zahl, war auch in der That nicht so beschaffen, daß es rathsam schien, ihr größere Gewalt anzuvertrauen. Zwar waren einige tüchtige und heldenmüthige Männer darunter. Zuerst John Smith, der ritterliche Abenteurer, 27 Jahr alt, in der Blüte seiner Kraft und reich an gesammelten Erfahrungen; Capitain Gosnold, ein Biedermann, umsichtig und der westlichen Schifffahrt kundig; dessen Bruder Anton, von gleich wackrer Gesinnung,

---

zwischen einzelnen Privatpersonen. Späterhin bekam jeder Ansiedler 50 Morgen Landes, und Ländereien wurden überdem als Belohnungen ausgetheilt.

*) Ueber die Karten Virginiens s. Bancroft I. 120, 136, 149. Beide Karten befinden sich in Hening's Statutes of Virginia Vol. I. S. 57—66 und im Appendix zu Stith's History of the first discovery and settlement of Virginia.

fleißig und redlich und, wie Nathanael Powel, immer Smith's besondrer Freund; Hunt, ein Geistlicher und würdiger Diener des Herrn, von christlicher Liebe beseelt; Georg Percy, ein junger Edelmann von Bildung und edler Gesinnung, der nur als Volontair die Gesellschaft begleitete, wahrscheinlich weil ihm daran lag, England, wo seine Familie in Ungnade und sein Bruder, der Graf von Northumberland, der Theilnahme an der Pulververschwörung angeklagt, im Gefängniß war*), auf eine Zeit lang zu verlassen; ohne Zweifel war es seine Jugend, die ihn an allem Einfluß hinderte. Die Masse bestand jedoch aus zusammengerafften verrufnen Abenteurern, bankrotten Kaufleuten, Wüstlingen, Verschwendern u. s. w. Ein Kaufmann aus London, Namens Edward Maria Wingfield, hatte, trotz der gemeinsten Gesinnungen, unter den Abenteurern einigen Einfluß gewonnen, ohne Zweifel weil er, durch Goldgier gereizt, bei dem Unternehmen besondere Thätigkeit gezeigt; einige Andere finden wir unter diesen ersten Ansiedlern als Hauptleute bezeichnet, z. B. Archer und Kendall, Ersterer besonders ein Mann von boshaftem Charakter und verlornem Rufe.**) Ueberhaupt waren

---

*) Stith History of the first discovery and settlement of Virginia 45, 46.

**) Diese gehörten wahrscheinlich zu der Masse von Miethsöldnern, die sich damals in Europa umhertrieb, meist Leute der verrufensten Art, die Vorbilder zu Scott's Dugald Dalgetty. Jedoch scheint der Titel Capitain damals jedem Militair beigelegt zu sein, der nur einmal im Leben ein Paar Gemeine commandirt. Smith, obwol er unter Meldritch schon Major war, wird

Wenige darunter, die in dem Vaterlande, das sie verließen, irgend etwas zu verlieren hatten; Wenigere noch, die dasselbe mit dem entschlossenen Muthe verließen, sich durch Arbeit und Ausdauer ein neues Schicksal zu gründen, vielmehr von der chimärischen Hoffnung belebt, von dort mit leichter Mühe zu sammelnde Schätze zu Hause zu tragen. Die Thorheit des Unternehmens grenzt fast an das Unglaubliche, wenn wir in der Liste der Namen dieser ersten Ansiedler, in einem Lande, wo noch keine Hütte ihnen Obdach bot, kein Fuß breit bekannter Boden ihnen Nahrung versprach, nur zwölf Feldarbeiter, vier Zimmerleute und vier andere nützliche Handwerker, dagegen 54 als „Gentlemen" bezeichnet finden *); der Rest aus Jungen und allerlei verlaufnem Gesindel bestehend. Drei kleine Schiffe, das größte 100, das andre 40 Tonnen groß, das dritte, eine Pinasse von 20, sollten sie nach Amerika bringen, unter der Führung des Capitain Newport, ein Seemann, der den Weg bereits wiederholt gemacht und sich überdem früher in Westindien gegen die Spanier versucht hatte. Aber wie es scheint, war nur die Leitung der Schiffe, nicht die der Ansiedler ihm anvertraut. Diese waren

---

später immer Capitain genannt. Zwischen einem Capitain von Landtruppen oder einem Schiffscapitain wird ferner nicht der mindeste Unterschied gemacht und wir finden in der ganzen Geschichte der Colonisation Amerikas dieselben Capitains bald auf dem Lande bald auf der See als Anführer, oft auch nur als Führer eines bloßen Handelsschiffes.

*) Bancroft, wenn er sagt 48, scheint die sechs Mitglieder des „Councils" nicht mitgezählt zu haben.

während der Reise gänzlich sich selbst überlassen, ja — man glaubt seinen Augen nicht, wenn man von dieser thörichten Maßregel liest, die Namen Derer, die den Rath bilden sollten, waren ihnen sorglich verschlossen in einem Kistchen übergeben, das erst 24 Stunden nach Ankunft in Virginien geöffnet werden sollte.

Die natürliche Folge war der unmittelbare Ausbruch von Streit und Hader. Noch hatten sie die Küsten von England im Auge, wo widrige Winde sie gegen sechs Wochen gefesselt hielten, als schon die kleinlichen Gemüther Derer, die sich an Rang als die Ersten betrachteten, sich voll Neid und Haß gegen Smith wendeten, dessen Superiorität sie drückte. Hunt, der ehrwürdige Mann, der obwol von vorn herein seekrank und elend und von jenen, die nach Smith's Ausdruck, wenig besser als Atheisten waren, gekränkt und verfolgt, sich doch nicht entschließen konnte, die Sache aufzugeben und sich wieder ans Land setzen zu lassen, worauf jene es anlegten, stiftete mühsam einen scheinbaren Frieden. Aber schon auf den canarischen Inseln, wo sie Wasser einnahmen (sie gingen den alten Weg, den einzigen, den Newport kannte, obwol der besser erfahrene Gosnold an Bord war), brach der Sturm von Neuem aus. Smith ward beschuldigt, einen Aufstand angezettelt und eine Verschwörung beabsichtigt zu haben, die ihn zum König von Virginien machen sollte, und so wunderlich es klingt, daß solche alberne Beschuldigung Glauben finden konnte, wurde er von der Zeit an als Gefangner gehalten. In Westindien lagen sie drei Wochen still, um ein wenig mit den Eingebornen Handel zu treiben und sich zu erholen. Dann endlich wurden die Segel gelichtet, die

Insel Roanoke aufzusuchen, die Heimat von Sir Walter Raleigh's alter Colonie und auch jetzt ihr eigentlicher Bestimmungsort. Aber sie fuhren und fuhren, und als die Seefahrer drei Tage ihre Rechnung verloren hatten und kein Land fanden, wurde die Gesellschaft äusserst bestürzt, und Capitain Ratcliffe, der Führer der Pinasse, ein feiger, schwachköpfiger Mann, schlug vor, die Sache aufzugeben und nach England zurückzukehren. Aber die Vorsehung hatte anderes mit ihnen beschlossen. Ein heftiger Sturm erhob sich und trieb sie, bei der Küste von Carolina vorbei, nordwärts, grade in die Bai von Chesapeake; am 26. April, also grade 127 Tage nach ihrer Abfahrt von England, entdeckten sie Land, das sie nach König Jakob's ältestem Sohne, Cape Henry nannten; das Vorgebirge, das den Eingang in die Bai südlich begrenzt, nannten sie dem zweiten Prinzen, ihrem einstigen Könige zu Ehren, Cape Charles. Vor ihnen lag nun die breite Mündung eines Flusses, an dessen nördlichem Ufer sie einen bequemen Ankerplatz fanden und darum das vorspringende Vorland daselbst, da sein Anblick die Ankömmlinge in „good Comfort" gesetzt, als Point Comfort begrüßten; den breiten Fluß, der bei den Indianern Powhatan hieß, nannten sie nach ihrem Könige James River, Jakobsfluß. Alle diese Namen gelten noch immer.

Schon am Cape Henry waren gegen 30 der Seefahrer ans Land gegangen, um sich zu erfrischen und, ein Kreuz aufpflanzend, es in ihres Königs Namen in Besitz zu nehmen. Der ganze Boden war mit Muscheln und Austern bedeckt, in welchen einigen letztern sich Perlen befanden; ein Umstand, der ihre goldnen Träume

von dem Utopien, dem sie entgegengingen, bestätigte. Aber sie sollten sich dem Entzücken darüber nicht ungestört überlassen. Plötzlich kamen mehre Indianer, „gleich Bären auf allen Vieren kriechend“, den Hügel herunter und schossen mit Pfeilen auf sie, daß Archer und ein Andrer bedenklich verwundet wurden.*) Nun fuhren sie in die Mündung des Stromes ein, dessen Ufer mit Blumen und Früchten reichlich gesegnet, ihnen in aller Frische des jungen Frühlings entgegenlachten. Erdbeeren, viermal so groß als in England, nebst aromatisch duftenden Südfrüchten, zwischen Cedern und Cypressen wachsend, erquickten die müden Seefahrer, wo immer sie landeten. Dazu kam, daß die anwohnenden Indianer, ungleich denen auf dem Vorgebirge, ihnen freundlich entgegenkamen, sie in ihre Wohnungen einluden und mit Tanz und abenteuerlichem Putz ihre Ankunft feierten. Ja, die Freundschaft der Ankömmlinge ward bald ein Gegenstand der Eifersucht unter ihnen und die Führer mehrer Stämme wetteiferten, sie durch Freundlichkeiten und Anerbietungen mehr für sich zu gewinnen. Der Jubel unter den Colonisten war groß: ihre Zukunft schien sich auf das Heiterste aufzuklären. Noch aber konnten sie sich nicht für den Ort ihrer Niederlassung entscheiden und die Stimmen waren getheilt. Gleich nach ihrer ersten Landung war das bewußte Kästchen geöffnet worden. Es fand sich, daß die Capitains Newport, Gosnold und Ratcliffe zu Mitgliedern des Raths ernannt waren; außerdem aber John Smith, Kendall, ein Mann

*) George Percys Bericht in Purchas' Pilgrims, London 1625. 4. Vol. IV. S. 1686.

von Thätigkeit aber ohne Grundsätze, ein gewisser John Martin, ein charakterloser Schwächling, den das Goldfieber mit solcher Macht ergriffen, daß er, seinem beständigen Kränkeln zum Trotz, sich zu dem kühnen Unternehmen entschlossen, und endlich der obenerwähnte Kaufmann Wingfield, dessen elende Denkungsart und gänzliche Untüchtigkeit erst während seiner kurzen öffentlichen Laufbahn an den Tag kommen sollten. Das Erste, was der Rath zu thun hatte, war, daß er diesen Letztern zu seinem Präsidenten erwählte, der als solcher zwei Stimmen gewann und John Smith ausschloß. *)

40—50 (englische) Meilen waren sie den Powhatan hinaufgefahren und 17 Tage verstrichen, ehe sie einen Ort fanden, den sie zu einer permanenten Niederlassung tauglich hielten. Den 13. Mai endlich nahmen sie eine vom Fluß gebildete Halbinsel in Besitz und gaben dem dort zu errichtenden Castell den Namen Jamestown. Nun gings an die Arbeit und Alles war in vollster Thätigkeit. Zelte wurden aufgeschlagen, Bäume gefällt und, besonders durch Kendall's Verdienst, in kurzer Zeit ein Verhack von übereinander geschichteten Baumzweigen gemacht. Eine bessere Fortification wollte des Präsidenten kleinliche Eifersucht nicht zugeben, ohne Zweifel weil er selbst nichts von der Sache verstand und dabei hätte nothwendig Smith, dem erfahrnen Ingenieur, freie Hand geben müssen, den er haßte. Um diesen Letztern so schnell als möglich zu entfernen, schickte der Präsident ihn mit Newport und 20 Andern den Fluß hinauf, um auszukundschaften, wo er entspringe.

---

*) Smith I, 150, 151. Purchas IV, 1686—1689.

Unter der Compagnie in England herrschte nämlich die feste Ueberzeugung, daß Virginien außer unerschöpflichen Goldminen auch die bewußte nordwestliche Durchfahrt nach der Südsee enthalten müsse, von der in Europa seit einem halben Jahrhundert gefabelt worden war.*) Diese beiden Hoffnungen waren es eigentlich allein, denen die Compagnie der virginischen Abenteurer die großen Geldopfer gebracht und Jahre lang noch brachte, welche die Ansiedelung Virginiens nothwendig machte. Den Colonisten war daher von Sir Thomas Smith auf das Nachdrücklichste eingeschärft, sowol die bewußten Goldminen zu entdecken, als auch diejenigen Gewässer zu untersuchen, welche zu einer Durchfahrt Mittel bieten möchten. Smith, obwol seine Ansichten von Vorn herein zu hell gewesen zu sein scheinen, um die sanguinischen Hoffnungen der Abenteurer zu theilen, übernahm doch freudig einen Auftrag, in dessen Erfüllung sein Unternehmungsgeist und seine natürliche Thätigkeit sich üben konnten. Sechs Tage fuhren sie, manche kleine Wohnung am Ufer liegen lassend, bis sie nach dem Sitz des Häuptlings Powhatan kamen, etwas unterhalb der Stelle, wo jetzt Richmond, die Hauptstadt von Virginien liegt. Es waren zwölf Wigwams, anmuthig über einen Hügel zerstreut. Nur bis hierher war der Fluß schiffbar; eine Meile weiter war, durch Inseln und Felsen, über die der Strom sich stürzte, auch dem kleinsten Boote die Fahrt abgeschnitten. Am Wasserfalle

*) A treatise on the N. W. Passage to the South-Sea through the Continent of Virginia by Fretum Hudson in Purchas III, 852.

pflanzten die Engländer ein Kreuz auf und nahmen das Land in ihres Königs Namen in Besitz. Powhatan, der mächtigste Häuptling der Gegend, von hohem Wuchs und, obwol sehr bejahrt, noch kräftigem Ansehn, empfing sie nicht unfreundlich und ließ sich das Geschenk eines Beiles, das Newport ihm machte, gern gefallen. Obwol selbst nicht ohne tiefes Mistrauen, zeigte er es doch nicht durch sein Betragen und suchte die murrenden Indianer mit der Bemerkung zu beruhigen: „sie thäten ihnen ja nichts, sie begehrten ja nur ein Stückchen wüstes Land. *)"

Das Geschlecht der Indianer, das damals Virginien bewohnte, gehörte dem Hauptstamm nach zu den Lenapes oder Algonkins **) und scheint sich nicht wesentlich von den nördlichen Indianern, die wir später genauer kennen lernten, unterschieden zu haben. Im Ganzen erscheinen sie minder kriegerisch als die westlichen Stämme und weniger von der Jagd als vom Ackerbau lebend, was wol dem günstigeren Klima zuzuschreiben war. Aus eben dem Grunde erscheinen sie weniger nomadenhaft; und aus diesem ihren mehr häuslichen und beschäftigten Leben erklärt sich auch, daß ihre Frauen weniger als Sklavinnen oder Lastthiere gehalten wurden, als bei den nördlichen und westlichen Nationen. Zwar erzählt Percy in seinem frühsten Bericht von den Virginiern eigens, daß die Arbeit meist von Weibern verrichtet würde und daß Jagen, Rauchen und Kriegführen die Hauptbe-

*) Percy in Purchas IV, 1689.

**) Archaeologia americana. Transactions and collections of the American Antiquarian Society II, 57 und 59.

schäftigung der Männer ausmache*), im Laufe der Erzählung von dem ersten Verkehr der Engländer mit ihnen kommen jedoch häufig Beispiele vor, daß die Männer die Arbeiten mit den Weibern theilen, und nur selten kommen Frauen als Träger des von den Engländern erhandelten Kornes vor, Männer aber häufig als Lastträger. Auch müssen wir überhaupt das weibliche Geschlecht in Virginien für minder entwürdigt halten, als unter andern indianischen Stämmen, wenn wir an Pocahontas und ihren Einfluß denken; doch war dies wahrscheinlich nur ein vereinzeltes Beispiel. — Ein anderer Zug, der die Indianer dieser Gegend unterscheidet, ist, daß sie weniger zurückhaltend und stoisch erscheinen als ihre nördlichen und westlichen Brüder: wir sehen sie häufig heftige Leidenschaften ausdrücken, Schmerz, Zorn, besonders aber Furcht; wir sehen sie ohne Zurückhaltung weinen und sich freuen und sonstigen Empfindungen Raum geben, und in dieser Hinsicht entschieden den kindlichern Stämmen verwandt, welche die Spanier als Urbewohner des südlichen Continents antrafen. Auffallend ist es, daß in keinem einzigen Berichte von dem ersten Verkehre der Engländer mit ihnen ein Zug der abergläubischen Verwunderung, des neugierigen Erstaunens vorkommt, womit die ersten Spanier im Süden und häufig noch in spätern Jahrhunderten Seefahrer auf bisher unbesuchten Inseln der Südsee als übernatürliche Wesen begrüßt wurden. Smith zwar ward von ihnen für einen Zauberer angesehn und von den Susquehannahs beinahe als Gott verehrt, aber dies

*) Purchas IV, 1689.

galt seiner Persönlichkeit; daß seine Hautfarbe oder seine Kleidung u. s. w. besondere Verwunderung erregt, finden wir nirgends. Die Indianer erschienen gleich bei der ersten Landung der Engländer vollkommen vertraut mit ihrem Anblick, und nur ihr Schießgewehr war es, was ihnen imponirte. Wir glauben daher ohne Voreiligkeit schließen zu dürfen, daß die Virginier bereits Europäer gesehn, wenigstens schon wiederholt von ihnen gehört haben mußten. Einige ihrer ältern Krieger mochten vor 20 Jahren auf eine der Colonien in Carolina gestoßen, ihre Väter vielleicht die Franzosen daselbst und die Spanier in Florida gekannt haben. Vielleicht auch waren Einige von ihnen unter den nördlichern Stämmen am Susquehannah bekannt, die, als Smith sie besuchte, schon von den canadischen Franzosen erhandelte Beile besaßen. Durch ihre Erzählungen mochte die Kunde von den weißen, klugen, mächtigen Männern sich schon lange vor ihrer wirklichen Ankunft in Virginien verbreitet haben. Im Uebrigen waren sie ebenso unwissend wie ihre andern indianischen Brüder und durch die nämliche schmuzbraune Farbe, hohe Gestalten, schwarzes Haar, sowie auch durch dieselben Tugenden und Laster charakterisirt. Sie bepunkteten und bemalten sich auf das Greulichste, theils um zu gefallen, theils um zu schrecken, und ihre Zierathen und Schmuckwerke zeigen die allerniedrigste Bildungsstufe an. In ihre Nasen und Ohren hingen sie nicht allein Muscheln, Metallstücke u. dergl., sondern auch animalische Körper, z. B. in letztere todte Ratten an ihren langen Schwänzen. Die Mädchen schoren das Haar vom Vorderkopf glatt ab; das Hinterhaar ließen sie in Flechten

herabhängen. In dieser unschönen Haartracht haben wir uns die liebliche Pocahontas vorzustellen.

Die ganze Gegend, obwol äußerst fruchtbar und reich an Maisfeldern, war nur sparsam bewohnt; im ganzen nunmehrigen Staate Virginien, jetzt von mehr als einer Million Menschen bevölkert *), waren nur gegen 20,000 Indianer angesiedelt, in kleine und größere Dorfschaften von 10—50 Wigwams zerstreut. Nach Smith wohnten in einem Umkreis von 60 (engl.) Meilen um Jamestown etwa 6000 Menschen, von denen ungefähr 1500 Krieger waren. Der Hauptstamm war der der Powhataner, welcher von dem vorerwähnten Häuptling Powhatan beherrscht ward. Aber nicht allein Fürst, Fluß und Volk, auch der Sitz, wo der Erstere sich meist aufhielt und Smith ihn zuerst fand, hieß Powhatan. **) Die Herrschaft dieses Mannes, zu dessen Unterthanen die Stämme zwischen dem Powhatan oder Jamesriver und dem Potomak gehörten und sich auf etwa 8000 Köpfe beliefen, war viel unumschränkter als die andrer indianischen Häuptlinge. Dies mochte er seiner energischen Persönlichkeit verdanken. Denn die meisten dieser Stämme waren ihm nur durch das Recht der Eroberung unterworfen; sein Erbe war nur gering; andere virginische Indianer waren überdem mit ihm verbündet und standen unter seiner Leitung im Kriege gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Mannahaoken, die nordöstlich

*) Nach dem letzten Census von 1840 hat Virginien 1,239,797 Einwohner.

**) Der eigentliche Name Powhatan's war nach Stith Wahunsonacock.

zwischen dem Rappahanoc und Yorkstrom*), und den Monacanern, die westlich und nordwestlich zwischen dem York- und Jamesflusse wohnhaft waren. Mit diesen beiden Hauptstämmen lebte er im beständigen Kriege. Sein Name aber war der Schrecken der ganzen Umgegend. Die virginischen Häuptlinge wurden Werowanz genannt, ein Titel, den sie auch auf die englischen Anführer und Machthaber übertrugen. Diese beehrten dafür den mächtigsten Werowanzen, Powhatan, nach damaliger Sitte mit dem Titel eines Königs, ja Kaisers von Virginien. Powhatan that freilich auch sein Bestes, sich durch allerlei barbarischen Putz und halb läppische, halb greuliche Ceremonien aufs Prächtigste zu zeigen. Er hatte überdem eine Art Leibwache von 40 Mann und vier Schildwachen blieben des Nachts um seine Wohnung herum, was ohne Zweifel der Haß der übrigen Stämme, die wahrscheinlich dem Mächtigern zu Zeiten durch nächtlichen Ueberfall etwas abzugewinnen suchten, rathsam machte.

Als Newport und Smith von ihrer Excursion zurückkehrten, fanden sie, daß die Colonie unterdessen von den Indianern überfallen worden war. Sie hatten in der That die Engländer ganz wehrlos gefunden, da ihr unkluger Präsident die Waffen sämmtlich verschlossen hatte.**)

---

*) Bei den Indianern hieß der ganze breite Strom Pamunkey, ein Name, den jetzt nur der südliche Fluß hat, der den York bilden hilft.

**) Stith 46. Wir wollen hier bemerken, daß Stith's History of the discovery and settlement of Virginia ein Werk von anerkannter Autorität ist, da der Verfasser, ein Mann von schar-

Viele waren verwundet, ein Knabe getödtet. Wingfield ließ jetzt erst, durch Erfahrungen weiser geworden, das Fort verpallisadiren, das schwere Geschütz aufführen und die Leute sich waffnen und üben. Häufige Anfälle folgten, in welchen die Indianer, trotz der Weißen Ueberlegenheit an Kunst, durch Zahl und Schnelligkeit in Vortheil blieben.

Sechs Wochen waren verstrichen und Capitain Newport, der nur beauftragt war, die Colonie an Ort und Stelle zu bringen, rüstete sich zur Rückkehr nach England. Die Feinde Smith's wollten ihn mit geheuchelter Theilnahme bereden, lieber mit ihm zu gehn und seine Sache dem hohen Rathe vorzutragen, als sich an Ort und Stelle einer rechtlichen Untersuchung auszusetzen. Aber er war weit entfernt hierauf einzugehen; vielmehr bestand er noch vor Newport's Abreise auf einer gründlichen Untersuchung, bei der sich seine vollkommne Unschuld ergab und die Ränke Wingfield's ans Licht kamen. Dieser Letztere ward zu einer Geldstrafe von 200 Pfund Sterling verurtheilt, — Alles, was er hatte, sagt Smith — die der Freigesprochne zwar annahm, aber sogleich zu den öffentlichen Geldern schlug. Noch andre Streitigkeiten, durch den Ehrgeiz und die Unwissenheit mehrer Individuen veranlaßt, wurden durch des Geistlichen Hunt Lehre und Ermahnung gütlich ausgeglichen und auf seinen Betrieb wurde Smith wieder in den Rath

---

sem Urtheil, eine Abschrift der sämmtlichen Papiere der Compagnie in Händen hatte. Das Buch ist jetzt selten und kaum noch anders als in öffentlichen Bibliotheken zu finden.

aufgenommen, was, sollte man denken, nach seiner Freisprechung von Rechtswegen auch ohne den Einfluß der christlichen Liebe stattfinden mußte. Den folgenden Tag nahmen Alle das heilige Abendmahl, und da gleich darauf auch die Wilden um Frieden anhielten, so schien es in der That, als sei für einige Zeit den armen Auswanderern ein hellerer Tag angebrochen, und sie sahen Newport mit dem Versprechen, in 20 Wochen mit reichlichem Proviant wieder zur Stelle zu sein, hoffnungsvoll abreisen.

Aber die Zeit der Prüfung war nun erst gekommen. Die Colonisten waren von dem hohen Rathe nur ärmlich mit Lebensmitteln versehen worden. Auch war auf eine so lange Reise nicht gerechnet gewesen; man hatte vielmehr gehofft, im nämlichen Frühling noch pflanzen und säen zu können. Kurz, Wunsch und Hoffnung hatten ihnen die unglaublichsten Illusionen gemacht und der Geiz und die Unklugheit Derer, die für sie sorgen und denken sollten, sowie die Unwissenheit und der Leichtsinn der Führer des Transports, hatten alle Berechnung zunichte gemacht.*) Newport war kaum fort, — er reiste den 15. Juni ab — als die

*) Stith gibt die schlechte Versorgung in diesem Falle wie in spätern entschieden der Unklugheit und dem Geize der Compagnie, namentlich dem Schatzmeister derselben, Sir Thomas Smith, Schuld. Smith dagegen drückt wiederholt den Verdacht aus, daß die Führer der Schiffe, namentlich Newport, das ihnen Zukommende geschmälert, da das Erhaltene nie mit dem Ladebrief gestimmt. Stith meint, daß Smith Sir Thomas aus persönlicher Freundschaft zu entschuldigen suche, was sich auf Privatnachrichten gründen muß, da in Smith's Buche von dieser Freundschaft nichts vorkommt.

dringendste Noth entstand. Bis dahin hatten die Schiffsvorräthe ausgeholfen, die reichlich waren und von den Matrosen ungescheut geplündert wurden, um Lebensmittel an die Colonisten verkaufen, vertauschen und verschenken zu können. Aber nun war auch diese Quelle versiecht. Was noch von Hafermehl, Rauchfleisch, Eiern und Brantwein da war, eignete sich — es ist unglaublich zu sagen — der Präsident zu, der zu keiner Zeit Mangel litt und immer gesund blieb. Die ganze Gesellschaft mußte sich, jeder mit einer täglichen Lieferung von einem Quart Mehl, halb Weizen, halb Gerste, zu einer dicken Suppe gekocht, begnügen, beides halb verdorben und voller Würmer. Dies und der Stör und die Seekrebse, die Fluß und Meer lieferten, machten — so lange nämlich der Fischfang dauerte — vom Mai bis zum September ihre einzige Nahrung aus. Wenn wir, sagt der Verfasser von Smith's von ihm selbst edirter Biographie *), von allen Lastern so frei gewesen wären wie von Völlerei, wir hätten müssen als Heilige kanonisirt werden. — Dazu kamen nun die ungewohnten, harten Arbeiten in freier Luft, selbst für die an Arbeit Gewöhnten hart in diesem viel heißern Klima, und der Mangel an schützendem Obdach. Die unausbleibliche Folge war Krankheit und Tod, wogegen ein geschickter Arzt, der sich unter

*) Die Geschichte von Virginien und die darein verflochtne Biographie Smith's ist nicht von ihm allein verfaßt. Mehre Bücher sind von Andern, immer aber von Augenzeugen geschrieben, von ihm jedoch reichlich mit eingeschobenen Bemerkungen und Zusätzen vermehrt, was den Styl des größern Theils dieses Werkes äußerst buntscheckig und unklar macht.

ihnen befand, Thomas Wotton mit Namen, nur wenig vermochte. Von 100 Personen, die bei der Rückkehr der Schiffe zurückgeblieben, starben bis zum September 50, darunter Gosnold, ein schwerer Verlust für die Colonie und besonders für Smith. Von den lebenden 50 aber waren kaum zehn noch in Besitz leiblicher Kräfte, als ganz unerwartet Gott Hülfe schickte, indem er die Herzen der Indianer lenkte, die ihnen plötzlich eine solche Fülle von Nahrungsmitteln, anscheinend ohne alle äußerliche Veranlassung, zuführten, daß sie für eine Zeit geborgen schienen.

Grade als die Noth am höchsten gestiegen war, wurde entdeckt, daß der Präsident, um die Niederträchtigkeit seines Verfahrens auf die Spitze zu treiben, mit Kendall im Bunde, mit der Pinasse heimlich nach England entfliehen wollte. Eine tödtliche Schlaffheit schien die wenige Energie, die die Colonisten mitgebracht, vollends gelähmt zu haben; aber diese Entdeckung war doch hinreichend, sie etwas aufzuschütteln. Wingfield ward abgesetzt, Kendall aus dem Rath entfernt und Radcliffe zum Präsidenten gemacht. Daß die Wahl diesen elenden Menschen treffen konnte, und nicht vielmehr Smith, erscheint fast unbegreiflich.*) Doch war der Zeitpunkt nun erst gekommen, wo sich die Superiorität unsers Helden ganz entfalten und sowol die Fähigkeiten seines Geistes, als die Stärke seines Willens allgemeine Anerkennung finden sollten.

---

*) Wir finden nachher, daß Smith die Präsidentenstelle, wahrscheinlich weil sie ihn zu sehr an Jamestown fesselte und seine Entdeckungsreisen hinderte, wiederholt abgelehnt. Smith I, S. 192.

Radcliffe war kaum zur höchsten Stelle gelangt, als seine gänzliche Untüchtigkeit offenbar ward; ebenso machte Martin's ewige Kränklichkeit und Zaghaftigkeit ihn ganz unfähig zum Handeln. Obgleich nun Beide sehr ängstlich über ihre Rechte wachten und oft aus bloßer Eifersucht Smith's kräftigen Maßregeln in den Weg traten, so sahen sie sich doch bald genöthigt, Letztern, sobald er selbst von einer Krankheit genesen und wieder er selbst war, schalten und sich der That, wenn auch nicht dem Namen nach, an die Spitze aller Angelegenheiten stellen zu lassen. Und so groß ist die Gewalt einer solchen Superiorität des Geistes und Willens, daß die Colonisten ihm stillschweigend gehorchten, zumal da er stets mit eignem Beispiel voranging und kein Opfer verlangte, ohne selbst zu einem größern bereit zu sein. Im Bewußtsein, daß die Gründung der Colonie auf ihm allein beruhte, setzte er fürs Erste Alles ans Werk, Häuser zu bauen, und da, wie gesagt, jeder helfen mußte, er aber immer das Meiste that, so hatte er es bald, nicht ohne den Beistand von freundlichen Worten und Versprechungen, so weit gebracht, fast Allen ein Obdach verschafft zu haben; nur für sich hatte er nicht gesorgt. Als er sah, daß ihre Lebensmittel auf die Neige gingen, beschloß er, um einer abermaligen Hungersnoth vorzubeugen, einen Versuch zu machen, von den Indianern solche zu erhandeln. Er machte sich demnach mit sechs bis sieben Mann auf und fuhr in einem offnen Boote den Fluß hinunter nach Kecoughtan, wo jetzt Hampton steht, was bei der Feindseligkeit, die ihnen die benachbarten Indianer, mit wenigen Ausnahmen, gezeigt, und bei dem schlechten Zustand ihrer Waffen ein Unternehmen

war, zu dem Muth gehörte. Die Einwohner von Kecoughtan, die ihre Noth kannten, behandelten Smith's Handelsvorschläge, wie er sie ihnen durch Mienen und Zeichen machte, mit Verachtung und boten höhnend für alle Kleider und Waffen eine Hand voll Korn. Allein Smith war nicht der Mann, der ungestraft sich verspotten ließ Er befahl den Bootsleuten anzulegen und ohne Weiteres unter sie zu feuern. Zwar war er sich bewußt, hierin den Verordnungen des hohen Rathes, der den Colonisten eingeschärft hatte, den Indianern mit Güte und Freundlichkeit zu begegnen, entgegenzuhandeln. Allein er beabsichtigte auch nur, sie zu erschrecken, und wirklich jagten ein Paar blinde Schüsse die Indianer sogleich vom Ufer wie aus den Hütten umher in den Wald. Smith und die Seinen gingen nun in die Wohnungen und fanden dort Korn vollauf; aber wohl wissend, daß die Verscheuchten bald in Masse zurückkehren würden, verbot er seinen Leuten, sich daran zu vergreifen. Er hatte sich nicht getäuscht, denn bald sahen sie 60—70 Mann, in dem groteskabgeschmackten Putz der Wilden, durch welchen sie als Krieger zu imponiren und ihre Feinde zu erschrecken wähnen, auf sich loskommen; einige schwarz, andere weiß oder roth, wieder andere buntscheckig angemalt, den Kriegstanz mit Geschrei und Geheul tanzend. Vor sich her trugen sie eine Art Popanz aus Häuten, mit Moos ausgestopft, bemalt und mit kupfernen Ketten behängt. Sie waren mit Keulen, Schilden und Bogen bewaffnet, aber trotz ihres kühnen Anmarsches konnten sie nicht dem kleinen Häufchen Engländer widerstehen, die mit ein Paar Flintenschüssen einige niederstreckten, unter

andern den Träger des Götzen, und die andern in die Flucht jagten. Nun schickten die Indianer einen ihrer Priester oder Beschwörer mit Friedensvorschlägen und besonders um das Götzenbild wiederzuerlangen. Smith sagte ihnen, daß, wenn sechs ihrer Leute unbewaffnet kommen und sein Boot mit Korn beladen wollten, sie nicht allein ihren Götzen, sondern auch außerdem Kupfer, Beile und Glasperlen erhalten sollten. Dies nahmen sie gern an; sie brachten eine Menge Korn, außerdem Wildpret, Truthühner und Waldgeflügel, und entließen die Engländer mit Tanz und Gesang als Zeichen ihrer Freundschaft.

Der glückliche Ausgang dieses Versuchs veranlaßte Smith mehre Excursionen sowol zu Wasser als zu Lande zu machen. So fuhr er unter andern den Fluß Chickahoming hinauf, der in den Jamesriver fließt, und fand den anwohnenden Volksstamm der Chickahoming auf, der nach seinem Bericht in einer eigenthümlichen theokratischen Verfassung lebte.*) Immer brachte er Lebensmittel mit, und an einigen Orten fand er die Indianer so willig, mit ihm zu handeln, daß er einst bei einer zweiten Ausfahrt auf dem Chickahoming schon Hunderte von Leuten mit vollgeladnen Körben am Ufer auf ihn wartend fand. Aber was er so mühsam herbeischaffte, ward durch des Präsidenten Unklugheit und der Colonisten Gedankenlosigkeit mehr verschleudert als genossen. Während seiner Abwesenheit rissen überdem jedesmal Unordnungen ein. Ja, Wingfield und Kendall hatten nach und nach andere Unzufriedne zu gewinnen gewußt,

*) Smith I, 116.

und als Smith einmal von einem seiner Streifzüge zurückkam, fand er sie eben bereit, in der Pinasse, die Smith hatte zu einer Handelsexpedition für den nächsten Frühling ausrüsten lassen, heimlich nach Westindien zu entfliehen, entweder ohne daß der schwachköpfige Präsident es gemerkt, oder ohne daß er es hätte hindern können. Smith griff sogleich kräftig ein; es kam zum Handgemenge, in welchem Kendall getödtet ward.*)

Bald darauf wurden ähnliche Verschwörungen entdeckt und auch der Präsident machte Anstalt, das Land zu verlassen. Aber Smith setzte Allem seinen festen Willen und unwandelbare Entschlossenheit entgegen, denn er wußte wohl, daß die ganze Erhaltung der Colonie von der Ausdauer der Wenigen abhing, die Krankheit, Noth und Krieg übriggelassen. „Der Spanier", sagt er, „ist nicht gieriger hinter Gold her, als ich hinter Lebensmitteln, und meine Leute waren nicht mehr darauf versessen, das Land zu verlassen, als ich es zu behaupten." Zu seinem Beistand brachte der Spätherbst eine Menge von Schwänen, Gänsen und Enten die Flüsse herunter, außerdem gab es Wildpret, Waldgeflügel und Fische, sodaß, zusammengenommen mit den Bohnen, Mais und mannichfaltigen Kürbissen der Indianer, es an schmackhafter Nahrung nicht fehlte. Eine bessere Stimmung entstand unter den Ansiedlern, und für den Augenblick dachte Niemand mehr daran nach England zurückzukehren, so sehr bewährte sich auch hier die allmächtige Herrschaft des Magens.

*) Smith I, 154—157.

Vierter Abschnitt.

Daß Smith bei der Autorität, die er ausübte, zumal da sie mehr auf seiner Persönlichkeit beruhte, als auf seiner Berechtigung durch Stand und Stellung, mehr gefürchtet ward als geliebt, versteht sich gewissermaßen von selbst. Besonders waren die andern, von ihm so ganz in den Schatten gestellten Rathsglieder immer darauf bedacht, etwas gegen ihn aufzufinden, und so erhob sich auch jetzt ein Murren, daß er, der so viel gethan, nicht noch mehr gethan und nicht den Chickahoming hinaufgegangen sei, um über dessen Entstehen u. s. w. einen Bericht nach England machen zu können. Da nämlich, wie schon oben erwähnt, der Compagnie die baldige Entdeckung einer westlichen Durchfahrt unendlich am Herzen lag, so war man besonders darauf bedacht, alle Flüsse in der Nachbarschaft zu untersuchen, und den Colonisten war dringend anempfohlen, vor Allem die Flüsse, die von Nordwesten kämen, was der Fall beim Chickahoming ist, hinaufzufahren.*) Smith

*) Stith, 43. — Die Unwissenheit der Compagnie grenzt wirklich an das Unbegreifliche, wenn wir bedenken, daß damals nicht nur die Spanier schon an der amerikanischen Westküste gewesen waren, sondern auch Drake, was Alles dem englischen Publicum durch Hakluyt's Sammlung von Reisen vor Augen lag. Auch ganz erträglich richtige Karten der Umrisse des neuentdeckten Continents waren schon vorhanden. Dennoch glaubte die Compagnie im Jahre 1606 noch durch einen nordwestlichen Fluß in die Südsee zu gelangen.

ließ sich durch diese Vorwürfe, vielleicht aber noch mehr durch seine Lust an dergleichen Unternehmungen zu einer neuen Excursion bestimmen, die ihn beinahe einem grausamen Tode entgegengeführt hätte, deren endliches Resultat jedoch der Colonie zu großem Vortheil gereichte. Und nun sehen wir unsern Helden zu einem Zeitpunkt seines Lebens gekommen, welcher mehr einem abenteuerlichen Romane, als der nüchternen Wahrheit der Geschichte anzugehören scheint. Er fuhr, von einer Anzahl seiner Leute begleitet, den Chickahoming so weit hinauf, als er die Barke führen konnte, wobei er häufig die über den Fluß sich verzweigenden und in diesen hineingefallenen Bäume weghauen mußte. Dann ließ er in einer kleinen Bai, vor Pfeilschüssen gesichert, die Barke in der Obhut seiner Leute, mit dem bestimmten Befehl, sie bis zu seiner Rückkehr nicht zu verlassen; er selbst fuhr, von zwei Engländern und zwei Indianern begleitet, welche letztere ihm als Führer dienen sollten, in einem kleinen Canoe den Fluß weiter hinauf. Als er auch mit diesem nicht weiter konnte, ließ er die beiden Engländer dabei zurück und drang selbst weiter in das Land hinein, durch sumpfige Wiesen nach dem Ursprung des Flusses, mit der Absicht, für sich und die Seinen eine Mahlzeit zu schießen.

Unterdessen hatten die im Boote Zurückgelassenen, uneingedenk seines Befehls, gleich nach seiner Entfernung dasselbe verlassen und sich in den Büschen zerstreut. Plötzlich brach ein Haufe von 200—300 Indianern, mit Bogen bewaffnet, auf sie ein; Opechancanough, Bruder des Powhatan und Werowanz von Pamunkey, führte sie. Die Engländer erreichten mit

Mühe und Noth das Boot und flohen entsetzt. Nur Einer von ihnen, George Cassen mit Namen, ward das Opfer seiner Unvorsichtigkeit; er ward gefangen, gezwungen anzugeben, nach welcher Seite der Hauptmann sich gewandt, und dann auf grausame Weise getödtet. Indem sie nun Smith aufsuchten, kamen sie an den Kahn, neben welchem die beiden zurückgelassenen Engländer, Robinson und Emry, sich, wie es scheint, ein Feuer angemacht und schlafen gelegt hatten. Diese tödteten sie und zogen dann weiter, Smith aufzusuchen. Als dieser wundersame Mann so plötzlich einen Haufen Feinde auf sich loskommen sah, band er einen der indianischen Führer — während ohne Zweifel der andere davonlief — mit seinen Strumpfbändern sich an den linken Arm fest, ihm als Schild zu dienen, und that ein Paar so glückliche Schüsse, daß er einige tödtete, andere verwundete.. Die Wilden wichen darauf außer Schußweite zurück, und rückwärtsschreitend, sich mit dem Kolben seiner Flinte vertheidigend, hoffte er das kleine Boot zu erreichen, als er, mehr auf seine Feinde, als auf die Natur des Bodens achtend, sich auf einmal in einen Sumpf gerathen sah, in welchen er sammt seinem Führer bis an die Hüften versank. Selbst so ließ er anfänglich keinen herankommen, bis die Glieder ihm ganz vor Kälte und Nässe erstarrten. Er warf nun seine Waffen fort und gab sich gefangen. Nun ward er herausgezogen, an das Feuer gebracht, an dem seine erschlagnen Gefährten lagen und, ohne Zweifel in der Meinung, daß sie es nicht mit einem gewöhnlichen Mann, sondern mit einem Helden und Häuptling zu thun hatten, fingen die Indianer an seine Glieder

sorgsam zu reiben und zu streichen, bis er sie wieder bewegen konnte.

Obwol in beständiger Erwartung, von dem Einen oder dem Andern getödtet zu werden, verlor der gefangne Held doch nicht die Gegenwart seines Geistes. Von seinen asiatischen Abenteuern her mit der Sinnesart barbarischer Völker wohl vertraut, verlangte er ihren Häuptling zu sehen, und als sich Opechancanough ihm nahte, zog er einen Taschencompaß hervor, den er bei sich trug, und zeigte ihm denselben. Wie er erwartet hatte, erregte dies wunderbar kleine Instrument mit seiner immer beweglichen Nadel, die sie so deutlich sehen und, von Glas bedeckt, doch nicht anfassen konnten, die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Wilden, die ihn eng und enger umdrängten. Er fing nun an, sie zu lehren: „daß, wie dieser kugelförmige Juwel, auch die Erde rund gestaltet sei; ferner vom Himmel, von der Sphäre, Sonne, Mond und Sternen; und wie die Sonne die Nacht beständig rund um die Welt jage; von der Größe des Landes und des Meeres, den verschiedenen Völkerschaften, der Mannichfaltigkeit ihrer Hautfarben, den Antipoden und dergleichen Dingen“ *), daß die Indianer ihn voller Verwunderung und geheimen Schrecken anstarrten. Ob sie viel von dieser gelehrten Abhandlung verstanden, müssen wir um so mehr bezweifeln, als unsers Helden Kenntniß ihrer Sprache damals noch äußerst gering gewesen sein muß, indem er bisher noch in sehr geringem Verkehr mit ihnen gestanden hatte. Wahrscheinlich hielten sie das wunderbar

*) Smith I, 158.

lebendige Ding für „eine große Arznei", den Besitzer desselben für einen „großen Arzneimann" *) und wagten nicht Hand an den Zauberer zu legen. Wie dem auch sei, für jetzt rettete seine erfinderische Geistesgegenwart sein Leben. Zwar hatten sie sich schon nach einer Stunde wiederum so weit erholt, um ihm ans Leben gehn zu wollen. Sie banden ihn an einen Baum, und so viele Platz hatten, umringten ihn und legten ihre tödtlichen Pfeile auf ihn an. Aber der Häuptling trat unter sie und sprach zu ihnen, indem er auf den Compaß zeigte. Darauf legten sie Bogen und Pfeile weg, Smith ward losgebunden und im Triumph fortgeführt.

Die Gefangenschaft eines so mächtigen und tapfern Häuptlings, der ihnen unbewußt Hochachtung, ja Bewundrung abzwang, scheint von Anfang an von den Indianern als etwas Außerordentliches gefühlt worden zu sein und die Neugierde aller Stämme erweckt zu haben. Sechs bis sieben Wochen blieb er in Gefangenschaft, während welcher Zeit er von Ort zu Ort, von den Niederlassungen am Chickahoming nach denen am

---

*) Médecin, Medecine Man nennen die Indianer nach der Uebersetzung der Franzosen und nach ihnen der Engländer ihre Zauberer, zugleich ihre einzigen Aerzte. Auch Künstler, Maler u. s. w., kurz Alle, die etwas Unbegreifliches thun, nennen sie „große Arzneimänner" und jedes ihnen unverständliche Werkzeug „große Arznei." So glaubte jener Indianer, der einen verwundeten englischen Offizier zu skalpiren in Begriff war, als er mit athemlosem Erstarren dessen Perrücke in der Hand behielt, einen „großen Arzneimann" vor sich zu haben, und leicht ward es dem Besiegten zu entkommen.

Rappahannock und Potomac und endlich durch mehre andre Dorfschaften nach dem Sitz des Opechancanough zu Pamunkey am Flusse desselben Namens geführt ward. Schon daß sie sich so viel darauf zu gute thaten, daß sie, 2—300 an der Zahl, Einen bezwungen, zeigt, wie hoch sie ihn hielten. Ueberall liefen Weiber und Kinder herbei, um ihn anzustaunen. Bald feierten sie ihren Sieg durch Tänze, für welche sie sich nach ihrer uns wohlbekannten Weise, die damals den Europäern aber natürlich noch ganz neu war, auf greuliche Art entstellten und beschmierten und ein furchtbar gellendes Geschrei erschallen ließen. Bald stellten sie Beschwörungen an, um zu erfahren, ob Smith's Tod rathsam sei und ob man Gutes oder Böses von ihm zu erwarten habe. Von dem Charakter dieser Tänze, die sämmtlich etwas Geschmackwidriges, Rohes und Verzerrtes, ja oft etwas Grauenhaftes haben, von der Art ihrer Beschwörungen, die fern von der erhabnen Wildheit, den geheimnißvollen Schauern der alten nordländischen Zauberer oder der blutigen Opfer der Druiden, vielmehr durch abgeschmackt-kindische Formen und thierische Rohheit an das Verfahren der Schamanen erinnern, schweigen wir gern, da sie unsern Lesern wahrscheinlich aus den Berichten neuerer Reisenden und Abenteurer bekannt sind. Smith berichtet darüber sehr umständlich, überhaupt beobachtete er Alles genau und bemühte sich die Sprache zu erlernen. Ueberall ward er mit den reichlichsten Mahlzeiten versehn, ja so mit Eßwaaren überschüttet, daß er auf die Idee kam, man wolle ihn mästen, um ihn zu verzehren, ein Gedanke, der seinen Appetit eben nicht schärfte. Niemals aßen die Indianer

mit ihm, wol aber mit großer Begierde das, was er übrig gelassen. Ihr Verkehr mit ihm war, mit einer einzigen Ausnahme, die wir sogleich erzählen werden, durchaus freundlich; sie zeigten ihm einen Sack mit Schießpulver, das sie früher einmal den Seinigen weggenommen und das sie sorgsam aufhoben, in der Absicht, es im Frühjahr zu säen, und fragten ihn darüber um Rath. Ein Indianer von dankbarem Herzen, den er kurz nach seiner Ankunft in Virginien einmal Glasperlen und andre Kleinigkeiten geschenkt, brachte ihm einen Mantel, um sich gegen die Kälte zu schützen. Ja, der Häuptling bot ihm Leben und Freiheit an, nebst Land und vielen Weibern, wenn er bei ihnen bleiben und helfen wollte in ihren Vorbereitungen, Jamestown zu überfallen. Smith suchte sie von diesem Vorsatz abzubringen, indem er ihnen eine übertriebene Beschreibung machte von der Menge der dortigen Schießgewehre und ihren Wirkungen. Daß sie selbst sich überzeugen sollten, wie furchtbar die Seinigen gewaffnet wären, schlug er vor, daß Einige von ihnen als Boten von ihm nach Jamestown gehen sollten. Dies nahm man an. Er riß darauf ein Blatt aus einem Taschenbuch, das er bei sich hatte, und schrieb darauf an die Besatzung, was die Indianer vorhatten, daß man sie durch Darlegung ihrer Stärke solle zu erschrecken suchen, sonst aber ihm genau die Sachen schicken sollte, die er hiermit verzeichnet und zu Geschenken für die Boten bestimmt hatte. Diese Sachen und die Antwort solle man an einen gewissen Platz legen, den er den Indianern bezeichnete. Die Indianer sahn mit Verwunderung, was er that, lieferten jedoch das Blatt treulich ab. Als sie aber bewaffnete Leute aus dem Fort heraus-

brechen sahen, wie er ihnen vorhergesagt hatte, flohen sie, indem sie das Papier zurückließen, kamen jedoch den Abend nach dem Ort zurück, den er ihnen bezeichnet, wo sie Antwort und Sachen fanden. Seine Schrift mochten sie gleich anfänglich für eine Zauberformel gehalten haben; als sie aber sahen, daß er sie gleichsam Worte sprechen machen und durch sie den Leuten in Jamestown Befehle geben konnte, stieg ihre Meinung von ihm aufs höchste, und es scheint vorzüglich mit der Verdacht, er besitze übernatürliche Kräfte, gewesen zu sein, daß sie den Gedanken, Jamestown zu überfallen, für jetzt aufgaben und wenigstens erst die Entscheidung seines Schicksals abwarten wollten.

Das einzige Beispiel einer feindseligen Behandlung, die er unterdessen erfuhr und dessen wir oben erwähnten, war, daß ein alter Krieger, dessen Sohn zum Tode krank lag, entweder an einer ihm von Smith beigebrachten Wunde, oder durch eine vermeintliche Bezauberung dieses Letztern, ihn plötzlich anfiel, um ihn zu tödten; die Wache — er hatte deren zu Zeiten 30—40 Mann, solche hohe Meinung hegten sie von seinen Kräften — schützte ihn. Er ward zu dem Sterbenden geführt, diesen durch seine Zauberkunst zu heilen; da er aber sagte, er habe eine Arznei in Jamestown, die ihn heilen könnte, und sich erbot, sie zu holen, wollten sie wohlweislich nichts davon wissen.

Trotz aller hochachtungsvollen Behandlung, die ihm zu Theil ward, konnte er doch nicht verkennen, daß das Schwert über seinem Nacken hing und daß die Stimmen über sein Geschick getheilt waren. Endlich ward er nach Werowocomoco gebracht, einem Dorf am Yorkfluß

in dem jetzigen Bezirk Gloucester-County, wo Powhatan, oberster Häuptling, der sein Loos entscheiden sollte, eben seinen Sitz hatte. Hier mußte er, von ein Paar Hundert von dessen „grimmigen Höflingen" umgeben, die ihn „anstarrten, als wäre er ein Ungeheuer", warten, bis Powhatan und sein Gefolge sich in ihren barbarischen Staat geworfen hatten. Dieser empfing ihn nun, auf einer Art von Throne sitzend, den Smith mit einer Bettstelle vergleicht, in Racoonfelle gekleidet, deren Schwänze, als eine besondere Zierde, sämmtlich um ihn herumhingen. Zu seinen beiden Seiten saßen seine Töchter, um ihn herum in langen Reihen Männer und Weiber, geschmückt mit Daunfedern und weißen Glasperlen, Gesichter und Schultern dunkelroth bemalt. Als Smith hereintrat, erhoben sie Alle ein gellendes Geschrei.

Eine Frau, die er als eine Königin bezeichnet, brachte ihm darauf Waschwasser und trocknete ihm die Hände mit einem Federbusch ab. Hierauf ward eine Mahlzeit ihm vorgesetzt, so reichlich sie solche nur geben konnten. Nun aber fand eine Berathschlagung statt und während derselben war es ohne Zweifel, daß Pocahontas, des Königs Tochter, wiewol umsonst, um des Gefangenen Leben bat.*) Das Ende war, daß zwei große Steine herbeigebracht und vor Powhatan hingelegt wurden. Darauf ward Smith von einer Menge Leute plötzlich ergriffen, hingeschleppt und sein Haupt darauf niedergedrückt, und schon waren die Keulen geschwungen, ihm das Gehirn zu zerschmettern, als plötzlich Pocahontas

*) Sie rettete des Gefangenen Leben mit Gefahr ihres eigenen „when no intreaty could prevaile." Smith I, S. 162.

vorsprang, seinen Kopf mit beiden Armen fest umschlang und den ihrigen darauf legte. War es nun, daß dies überraschende Betragen für einen unmittelbaren Wink der Vorsehung galt, da ja überhaupt des Gefangenen Tod nur nach langem Zögern beschlossen war, oder daß des Vaters Herz von der wunderbaren Entschlossenheit seiner Lieblingstochter gerührt ward, kurz „der Kaiser" entschied, er solle leben; leben, hieß es „für ihn Beile, für sie Schellen, Perlen und Kupfer zu machen." Doch war diese selbstische Bedingung wol nur ein Vorwand, vielleicht seine Freilassung vor der murrenden Volksmasse zu entschuldigen. Denn schon nach zwei Tagen trat Powhatan, auf das Greulichste bemalt und verstellt und mehr einem Teufel als einem Menschen gleichend, vor ihn hin; 200 Krieger folgten ihm, alle in ähnlicher Verhüllung und ein durchdringendes Geschrei begleitete ihr Erscheinen. Er sagte ihm, er sei frei und könne nach Jamestown zurückkehren. Sie wollen nun Freunde sein. Daß eine solche Botschaft ihm auf diese Weise angekündigt ward, geschah wahrscheinlich, um dem Engländer noch zum Abschied den Eindruck seiner Größe und Entsetzlichkeit zu hinterlassen. Sonst bat er ihn nur, ihm zwei Kanonen und einen Mühlstein zu schicken, wofür er ihm eine ganze Landschaft zu geben und wie seinen Sohn zu halten versprach. Darauf entließ er ihn und gab ihm zwölf Begleiter mit bis nach Jamestown. Smith, unwissend, wie weit er trauen durfte, und noch unbekannt mit den Tugenden des indianischen Charakters, dem der Freundesbund heilig ist, fürchtete während der Rückreise noch immer, von diesen ermordet zu werden, bis sie glücklich in Jamestown ankamen. Hier bewirthete er seine Führer

aufs gastlichste, zeigte ihnen auch zwei kleine Feldschlangen und einen Mühlstein, die sie aber zum Mitnehmen zu schwer fanden. Um ihnen die Wirkungen des Geschützes zu zeigen, ließ er es mit Steinen laden und auf die festgefrornen Zweige eines Baumes richten, die prasselnd herunterfielen, was die Indianer so sehr erschreckte, daß sie schleunig davonliefen. Mit allerlei Geschenken für sie selbst, sowie für Powhatan und die Seinen gewann er ihr Vertrauen wieder und entließ sie.*)

In Jamestown fand übrigens Smith genug für sich zu thun, denn während seiner langen Abwesenheit war Alles in Zerrüttung gerathen. Die Colonie war nun förmlich in zwei Factionen zerfallen, deren eine, stärkere, beschlossen hatte, das Land in der Pinasse zu verlassen, wozu sie sich eben rüstete. Unser entschlossener Held ließ ohne Weiteres eine Kanone auf das Fahrzeug richten und drohte es in den Grund zu schießen, sobald sie es in Bewegung setzen würden. Dies war nun das dritte Mal, daß er solche Flucht hinderte.

Zur Rache dafür bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, woran auch der Präsident Theil nahm, derzufolge er verklagt ward, den Tod Robinson's und Emry's veranlaßt zu haben, wofür nach Levitischem Gesetz ihm der Tod gebühre. Hier scheint die Geduld Hauptmann Smith's doch endlich gerissen zu sein. Er ließ mehre der Verschwörer festnehmen, bis er Gelegenheit fand, sie als Gefangene nach England zu schicken. Die Menge schien sich übrigens dem schwergeprüften Manne wieder zuzuneigen, da sie wohl einsehen mußten, daß nur

*) Smith I, S. 157—163.

von ihm und durch ihn Heil für sie zu erwarten war. Denn der Noth und dem Mangel, der wieder während seiner Gefangenschaft entstanden war, ward glücklich Einhalt gethan, als auf einmal Pocahontas mit ihren Dienerinnen erschien und ihnen Lebensmittel brachte. Dies wiederholte sie alle vier bis fünf Tage, immer mit Dank und Verehrung empfangen und besonders von Smith auf das Freundlichste behandelt. Auch andere Indianer kamen als Boten von Powhatan oder Pocahontas und brachten Geschenke für den Werowanz Smith, von denen er nie mehr für sich behielt, als jedem Einzelnen gebührte. Auch zum Verkauf brachten sie allerlei und ließen sich immer den Preis gefallen, den der Hauptmann setzte, so groß war ihr Vertrauen in ihn und die Achtung, die er sich als ihr Gefangener erworben. Bei ihren häufigen Besuchen in Jamestown hatten sie Gelegenheit, der Morgen- und Abendandacht der Garnison beizuwohnen, und sie lernten mit Verehrung an „Hauptmann Smith's Gott" denken." — Daß auch dieser Einfluß auf die Wilden den Neid seiner Feinde erregte, kann man sich leicht vorstellen; die Art und Weise aber, wie der Präsident und Martin ihn auszustechen suchten, indem sie den Indianern für ihre Sachen das Vierfache boten, statt des geringen Preises, den Smith dafür festgesetzt, ist in einem Grade niederträchtig, daß wir es kaum glaublich finden würden, wenn es nicht mit ihrer übrigen Handlungsweise in vollkommner Uebereinstimmung wäre. *)

Unsere Leser werden unterdessen erwarten, mehr von

*) Smith I, S. 154.

Pocahontas zu hören, und wir können nicht anders als gern wieder unsern Blick auf diese Lichterscheinung richten. Zur Zeit, als Smith sie zuerst an der Seite ihres Vaters erblickte, war sie 12—13 Jahr alt*), in jenem südlichen Himmelsstrich die Jahre der ersten Entfaltung jungfräulicher Blüte. Sie und ihre Schwester scheint es, waren Spätlinge aus einer der zahlreichen Ehen des alten Häuptlings Powhatan, der, obwol noch in Manneskraft, schon so hoch an Jahren war, daß er, nach seiner eignen Aeußerung, drei Geschlechter hatte sterben sehn.**) Wahrscheinlich können wir uns auch so seine, fast an Schwachheit grenzende Liebe für sie erklären. Ihr eigentlicher Name war Matoaka, den die Indianer, aus einem seltsamen Aberglauben, daß die Engländer ihr etwas anthun könnten, wenn sie den wirklichen Namen des Mädchens wüßten, ihnen sorgsam verbargen.***) Neuere Geschichtschreiber wissen viel von ihren außerordentlichen Reizen zu sagen; daß

*) Bancroft sagt „tenne" or „twelve" I, S. 131, wofür wir nirgends eine Autorität finden und was wahrscheinlich nur auf einem Gedächtnißfehler beruht. In seinem Brief an die Königin sagt Smith eigens, sie sei, als sie ihn rettete „a childe of twelve or thirteene yeeres of age" gewesen. II, S. 31. In seiner frühern Relation heißt es, es haben dem Könige Powhatan „zwei junge Frauenzimmer von 16—18 Jahren zur Seite gesessen", I, S. 162, was anzudeuten scheint, daß sie dem Aussehn nach so alt war.

**) Smith I, S. 208. Indessen nennen sie doch schon Sir Thomas Dale und Mr. Whitaker in ihren Briefen Pocahontas or Matoa. Purchas IV. 1769, 1770.

***) Stith S. 136.

sie aber, nach unsern Begriffen von Schönheit, eigentlich schön war, bezweifeln wir, und selbst daß sie unter den Indianern als so betrachtet ward, finden wir nirgends, obwol sie Smith als an „Zügen, Gesicht und Ausdruck die übrigen Indianer ebenso als an Verstand und Geist" übertreffend beschreibt und sie den „Nonpareil von Virginien" nennt.*) Die Hofleute, die sie zehn Jahre später in England sahen und wahrscheinlich sich eine Indianerin als ein Wesen ganz andrer Art vorgestellt hatten, meinten, sie haben manche englische Dame gesehn, die ihr an Aussehn, Gestalt und Betragen nachstände**), und waren erstaunt, daß sie sich so schnell der englischen Sitten bemeistert habe und sich mit solchem Takt in den neuen Verhältnissen bewege. Anmuth und Würde scheint ihr ganzes Wesen beseelt zu haben, und wo sie immer den Engländern erscheint, in ihrem kurzen, zu kaum erschlossener Blume entfalteten Leben, trägt ihre holde Gestalt das Gepräge einer schönen, echt weiblichen Seele. Daß es nicht das Gefühl bloßer Menschlichkeit war, was sie antrieb, mit raschem, heldenmüthigem Entschluß ihr junges Leben für das des Fremdlings zu bieten, können wir kaum bezweifeln.

---

*) Eine der alten Ausgaben der General-History of Virginia soll ein Bildniß der Pocahontas enthalten, das aber in der Richmonder Ausgabe (sowie auch in den meisten ältern Ausgaben) fehlt. Ob es von Smith, oder sonst wem, der sie gekannt, gemacht oder anerkannt, wissen wir nicht, sowie wir auch nicht haben erfahren können, ob das in Washington befindliche Bild, das wir dort unter den übrigen indianischen Häuptlingen und ausgezeichneten Frauen haben hängen sehn, nach demselben gemacht ist.

**) Smith II, S. 33.

Lange mochte sie von dem gefangenen Helden gehört haben, der einem ganzen Heere gestanden und der ihrem Stamme so göttergleich dünkte, daß die oft erhobene Rechte, die ihn zu morden drohte, in unbewußter Scheu niedergesunken. Als sie ihn nun mit Augen sah, wie er so furchtlos vor ihrem Vater stand, vor dem Alles zitterte, und diesen Schrecklichen das Todesurtheil sprechen hörte: wer sieht da nicht plötzlich das Feuer der ersten jugendlichen Liebe hervorbrechen, das ihr keine Wahl ließ zwischen seinem Tod und dem eignen Leben? Aber nie und zu keiner Zeit sehen wir, obwol sie von Natur leidenschaftlich war*), dies heilige Feuer zur unreinen Flamme werden. Eine gewöhnliche barbarische Königstochter hätte sich den Geretteten zum Sklaven oder zum Gatten erbeten. Pocahontas aber war es genug, fort und fort als Schutzgeist an seiner Seite zu stehen. Wenn den Seinen Mangel, wenn ihm eine Gefahr droht, nie anders sehen wir ihre helfende, warnende Gestalt auftauchen aus der Nacht, in der wir sonst über ihre Lebensweise, ihre Verhältnisse bleiben. Als endlich der verehrte Held das Land ihrer Väter verläßt und ein falscher Bericht seines Todes sie täuscht, verschwindet sie ganz aus der Geschichte, bis nach Jahren die selbstsüchtige List der Engländer sie wieder aus dem Dunkel hervorreißt, in das sie sich geflissentlich verborgen, wo ihr Geschick sie auf das Engste mit dem Volke verschwistert, dem sie ein für allemal ihr junges Leben gewidmet. Indem wir den Gang ihres Gefühls

*) Smith II, S. 21, wo es von Rolfe heißt: **the strange apparitions of her violent passions he endured for her love.**

hier in kurzen Worten andeuten, legen wir keineswegs eine Romantik in die Geschichte, die diese uns nicht von selbst darbietet; jedoch müssen wir es von nun an dem geneigten Leser überlassen, im Verlauf unsrer Darstellung jenen Gang selbst zu verfolgen.

Fünfter Abschnitt.

Hauptmann Smith war nur kurze Zeit wieder zurück, als gegen das Ende des Jahres 1607 Capitain Newport mit einer Verstärkung von Colonisten und reichlichem Proviant anlangte. Zwei Schiffe waren zugleich von England abgegangen; allein das andre, das Capitain Nelson, ein wackrer Mann und eine echte Seemannsnatur, führte, hatte nicht weit von der amerikanischen Küste in einem Sturme seinen Mast verloren und in Westindien Zuflucht suchen müssen. Unter den sicher angelangten Colonisten war Master Matthias Scrivener, den Lust, die Welt zu sehn, nach Amerika geführt und in welchem, dem Rathe beigegeben, Smith zu seiner nicht geringen Freude, den ersten umsichtigen und thätigen Collegen und Mitarbeiter fand. Sonst bestand der neue Zufluß wiederum der Mehrzahl nach aus denselben untauglichen Elementen, die eine so schlechte Basis zur ersten Colonisation gelegt: unruhige Köpfe, Raufbolde, Tagediebe, Wüstlinge, Taugenichtse, die ihre Freunde in Europa nicht zu zügeln vermochten und für

die in der Entfernung die einzige Ehren- oder Lebensrettung zu liegen schien; sämmtlich „viel geeigneter, ein Gemeindewesen zu zerstören als zu gründen, oder nur zu seiner Erhaltung beizutragen."*) Das Nämliche galt auch von den Passagieren des andern Schiffs, das, nachdem es in Westindien überwintert und von den Colonisten bereits verloren gegeben, im Frühling anlangte; so auch von der nächsten Zufuhr, von denen Viele England nur verlassen, um einem schlimmen Schicksal zu entgehen. Dem Stande nach brachten Newport und Nelson wieder mehr als 30 „Gentlemen"; unter denen, die sich „Arbeiter" nannten, waren eine Menge verlaufener, zu nichts nützer Bedienten; unter den Handwerkern nicht weniger als sechs Schneider, ein Parfümeur, ein Tabackspfeifenmacher, ein Juwelier, zwei Goldschmiede und zwei Metall- oder Goldläuterer (Refiners). Diese letztern Fünf waren sämmtlich von dem hohen Rathe in England geschickt, der, weit entfernt, seine goldnen Träume in Betreff Virginiens aufgegeben zu haben, in der festen Meinung stand, der Grund, daß ihnen von dort noch nichts zugeflossen, liege nur in der Ungeschicklichkeit und Faulheit der Ansiedler und in Smith's selbstischen Absichten. Eigentlich geschickte, unter den Umständen brauchbare Handwerker brachten beide Schiffe fast gar nicht. Die Zahl der Neuangekommenen betrug 120.

Der Jubel in der Colonie über diese Verstärkung war groß und theilte sich für einige Zeit auch den Indianern mit. Newport, ein leerer, aufgeblasener, prah-

*) Smith I, S. 211.

lerischer Mensch *), theilte mit thörichter Großmuth Geschenke aus, die den Colonisten ihren kleinen Handel verdarben; und da der Präsident, um sich bei den Matrosen beliebt zu machen, auch diesen den Verkauf einer Menge von mitgebrachten Artikeln frei gab, so war der Markt plötzlich so überfüllt, daß die Colonisten bald nicht mehr für ein Pfund Kupfer so viel von den Eingebornen kaufen konnten, als früher für eine Unze. Da aber, zufolge eines ihrer, durch die Ansiedler selbst veranlaßten Grundgesetzes, während der ersten fünf Jahre der Handelsprofit der Colonie in eine gemeinschaftliche Kasse ging, so ward dieser Nachtheil nur von den wenigen Verständigen gefühlt, und Newport, der eitle Prahler, der so viel zu essen und zu trinken mitgebracht, blieb vor wie nach der Held des Tages.

Auch zu dem alten Häuptling Powhatan, den Smith von seiner zu erwartenden Ankunft erzählt, war sein Ruhm gedrungen und er ließ um seinen Besuch bitten. Demzufolge ward die Pinasse ausgerüstet und Newport, Smith und Scrivener, von 30—40 Mann begleitet, machten sich zu ihm auf den Weg. Ehe sie noch die Wohnung Pohatan's in Werowocomoco erreicht hatten, fing Newport an, Verrath zu ahnen, indem er die aus bloßen Baumzweigen und Stangen lose zusammengelegten Brücken, die sie über die vielen Flüsse und sonstigen Gewässer führen sollten, für Fallen

*) Nach Stith 76, „an empty, idle, interested man, very fearful and suspicious in times of danger and difficulty, but a very great and important person in his own talk and conceit.“

hielt.*) Auch Smith scheint nicht ohne Argwohn gewesen zu sein, denn er ließ die ihnen entgegengekommenen Indianer vorangehen, indem er ihre Führer als Geiseln behielt und dann mit diesen und der Hälfte seiner Leute nachging. Und dieses vorsichtige Betragen ist eben so charakteristisch für seinen Muth, als das Newport's, der erst am folgenden Tage, als er sah, daß Alles sicher war, ans Land ging, es für den seinen war. Sie wurden mit Freuden und Ehrenbezeigungen empfangen, und das gehaltne, würdevoll verständige Betragen des greisen Häuptlings, während der vier Tage, die sie bei ihm zubrachten, flößte den Engländern unwillkürliche Hochachtung ein. Ihr gegenseitiges gutes Vernehmen zu bekräftigen, gab Newport ihm einen Knaben, Namens Thomas Salvage, den Powhatan wie seinen Sohn zu behandeln versprach und jenem dafür einen Indianer schenkte, ihn mit nach England zu nehmen. Dieser Indianer, ein Diener des Powhatan, ein sehr gescheiter Kopf, hieß Namontack.

Allein das scharfe Auge Smith's sah deutlich, daß Powhatan nicht der wahre Freund der Fremdlinge war, die seine Größe zu überschatten drohten, und daß sie, wenn sie für jetzt nichts von seiner feindseligen Gewalt zu fürchten hatten, vor seiner Arglist auf ihrer Hut sein müßten. Als Newport mit seinen Handelsartikeln vorkam, erklärte er in einer gemessnen Rede, „es sei unter seiner Würde, wie ein Krämer zu bieten und zu feilschen; jener möge Alles, was er ihm mitgebracht, auf einen

*) Werowocomoco lag etwa 25 (englische) Meilen unterhalb der Gabel des Yorkflusses, grade dem Queens-Creek gegenüber.

Haufen zusammenlegen lassen und er, Powhatan, werde ihm dafür geben, was es ihm werth dünke." — Obwol nun Hauptmann Smith, der den Dolmetscher machte, zugleich bemerkte, daß der Alte ihn damit nur betrügen wollte, glaubte doch Newport seiner eignen Großmuth zu vergeben, wenn er dies Verlangen ablehnte, und war albern genug, zu hoffen, ihn durch unumschränktes Vertrauen zu besiegen. Er that demnach, wie Powhatan vorgeschlagen, und die Folge war, daß er vier Scheffel Korn für das erhielt, wofür er 20 Oxhoft erwartet hatte. Darüber entstand ein Wortwechsel zwischen den beiden Offizieren, von denen, nach dem Ausdruck Smith's, der sich in der Antithese gefällt, der eine sich dem Wilden gefällig zu zeigen, der andre den Wilden gefällig zu machen wünschte. *) Doch unterdrückte die Gegenwart des Geistes des Letztern schnell seinen Verdruß, und wie von ungefähr wußte er Powhatan's Aufmerksamkeit auf einige Kleinigkeiten, unter Andern auf einige Schnüre blauer Glasperlen zu ziehn, die jener bald dringend verlangte. Aber grade auf diese Perlen legte Smith solchen ungebührlichen Werth und wußte so viel von der Farbe derselben zu sagen, die dem Himmel gliche und von dem Umstande, daß nur die größten Könige sie tragen dürften, daß die Begierde des alten überlisteten Häuptlings bis zur Leidenschaft stieg und er Smith endlich 2—300 Scheffel Korn für ein Paar Pfund kleine blaue Glasperlchen gab. Doch schieden sie als Freunde. Auch dem Bruder Powhatan's, Opechankanough, Smith's altem Bekannten, den sie vor ihrer

*) Smith I, S. 167.

Rückkehr in Pamunkey besuchten*), verkauften sie blaue Perlen für einen verhältnißmäßigen Preis, die auf diese Weise für die Indianer so im Werthe stiegen, daß nur die Häuptlinge nebst ihren Weibern und Kindern sie tragen durften.

Kaum waren sie ruhig wieder in Jamestown, als dort ein großes Feuer ausbrach, das furchtbar um sich griff, da alle Häuser nur mit Schilf gedeckt waren, und einen großen Vorrath von Betten, Kleidungsstücken, Waffen und Proviant verzehrte. Ein Theil der Pallisaden verbrannte und die Kirche ward sehr beschädigt. Einer derer, die am meisten gelitten, war der gute Geistliche Master Hunt, der alle seine Habe, darunter auch seine Bücher verlor und den doch nie über seinen Verlust je Einer murren hörte. Doch würden trotz diesem Unglück vielleicht die Vorräthe für sie ausgereicht haben, hätte nicht Newport, der in 14 Tagen sein Geschäft hätte abmachen können, 14 Wochen hier gelegen, sodaß sie zum Ueberfluß eine Menge hungrige Magen zu füttern hatten. Dies und der durch das Feuer veranlaßte Mangel an Wohnungen hatte wiederum große Noth, Krankheit und Tod zur Folge. **)

Was die Abreise Newport's so sehr verzögerte, war die kindische Hoffnung, noch mehr von dem verborgnen Golde zu finden, von dem man in England keinen Zweifel hegte, daß Virginien, wie das übrige Amerika, voll

*) Pamunkey, das Dorf, lag unfern des Flusses Pamunkey, eines der Gewässer, das den breiten York bildet; die Engländer brauchten demnach nur den Strom hinaufzufahren.

**) Smith I, S. 168, 169.

sein müsse. In ganz Europa war die Meinung verbreitet, daß man hier nicht mit dem Spaten in die Erde stechen könne, ohne einen Goldklumpen herauszugraben. Wenn auch die Ankömmlinge sich bald überzeugen mußten, daß der Reichthum des neuen Landes nicht so offen zu Tage läge, glaubten sie doch fest, daß es eine Menge Goldbergwerke hier herum geben müsse, deren Schachten den Indianern allein bekannt seien, die man sich deßhalb zu Freunden machen müsse. Newport besonders, dessen eitles Rühmen und glänzendes Schildern Virginiens ihm hauptsächlich die Gunst und das Vertrauen der goldgierigen Unternehmer erworben hatten, während die Klagen der Ansiedler nur ihren Aerger erregten und ihre Gründe keinen Glauben fanden, mußte darauf bedacht sein, den Rath in England in seinen thörichten Hoffnungen zu bestärken und sich in seinen daraus erwachsenden Vortheilen festzusetzen.

Nun hatte man in einem Flüßchen nahe bei Jamestown einen glänzenden gelben Sand gefunden (der wahrscheinlich einen Beisatz von Mica hatte), und die grenzenlos unwissenden Metallläuterer, die die Gesellschaft geschickt, erklärten, derselbe enthalte sehr werthvolles Metall. Ein wahres Fieber danach ergriff die Colonie, und trotz allen Einwendungen Smith's und seinem auf das Kräftigste ausgesprochenen Aerger, stockten alle dringend nöthigen Arbeiten des Bauens und Pflanzens, um den „vergoldeten Schmutz" auszugraben und das Schiff damit zu befrachten. Es war demnach eine wahre Erleichterung für ihn, als letzteres endlich abfuhr, besonders da Wingfield und Hauptmann Archer, einer von dessen thätigsten und gefährlichsten Spießgesellen, mit ihm

nach England zurückgingen. Als im Frühling darauf auch der Phönix (das Schiff, welches in Westindien überwintert) nach kurzem Aufenthalt zurückkehrte, drang Smith's kräftiger Wille durch, obwol Martin, der mit demselben ging, durchaus für den Goldsand stimmte, und es ward mit Cederholz befrachtet.

Gleich beim ersten Anbruch des Frühlings hatten sich Smith und Scrivener förmlich in die Sorge um die Wiedererbauung des Forts getheilt; die Kirche mußte ausgebessert, die Pallisaden neu aufgerichtet, Korn gepflanzt, das Vorrathshaus ausgebessert werden. Beide gingen mit der größten Thätigkeit zu Werke und Smith freute sich des wackern Gefährten. Als sie in vollster Arbeit waren, kam Nelson und brachte alle seine Passagiere gesund und so viel Lebensmittel mit, daß sich große Freude und Zufriedenheit in der Colonie verbreitete. Der Präsident war unterdessen nur auf seine Person bedacht, verwantde das öffentliche Geld hauptsächlich zur Bestreitung seiner Haushaltskosten und wendete die besten Arbeiter an, im Gehölz für sich ein Sommerhaus erbauen zu lassen.

Die bedenklichen Folgen von Newport's thörichter Verschwendung zeigten sich bald. Kurz vor dessen Abreise hatte Powhatan ihm 20 Truthähne geschickt und dafür auf seinen Wunsch 20 Schwerter erhalten. Er wollte nun den Handel mit Smith wiederholen und nahm dessen Weigerung nicht wenig übel. Seine feindselige Gesinnung trat nun erst hervor. Auf seinen Befehl wußten sich seine Leute, die freien Zutritt in Jamestown hatten, bald mit List, bald mit Gewalt in Besitz von englischen Waffen zu setzen, und da die schlaffen, furcht-

samen Machthaber mit dem Wunsch, Frieden zu erhalten, es koste, was es wolle, Alles übersahen, wurden sie kühn und kühner. Da traf es aber, daß sie sich auch einmal an Smith und seine Leute machten, und dieser griff gleich so kräftig ein und ließ einige der ertappten Missethäter so exemplarisch abstrafen, daß der alte Häüptling seine Tochter Pocahontas mit Geschenken und Entschuldigungen schickte und seine Unwissenheit an den verübten Beleidigungen versichern und um die Freilassung der Gefangenen bitten ließ. Smith, obwol er genau wußte, was er von der Sache zu denken hatte, gewährte die Bitte, indem er laut betheuerte, „er thue es nur um Pocahontas willen", aber nicht ohne den Entlassenen einen tüchtigen Denkzettel mitzugeben. Obwol er dadurch ohne Blutverlust für eine Zeitlang vollkommne Ruhe von den bestürzten Indianern gewonnen hatte, entstand doch in der Colonie ein Murren über seine Härte und Grausamkeit und seine Feinde machten darüber den hämisch-übertriebensten Bericht nach England.

Unserm Helden mußte umsomehr an Frieden in der Nachbarschaft gelegen sein, als er beabsichtigte, die Colonie eine Zeitlang zu verlassen, um eine Untersuchungsreise in der Bai von Chesapeake vorzunehmen und mit den anwohnenden Indianern Handelsverbindungen anzuknüpfen. Diese Reise, die er den 2. Juni 1608 in einer offnen Barke von drei Tonnen in Begleitung von 12—13 Mann antrat und die mit Einschluß der drei Tage, die er dazwischen in Jamestown zubrachte, drei ganze Monate dauerte, war von der größten Wichtigkeit für die Kenntniß des Landes, reich an Entdeckungen und Erlebnissen und durch die vielen Bekanntschaften mit

amerikanischen Stämmen — worunter die Mohawks, die Susquehannahs u. s. w. — von bedeutenden Folgen für die Colonie. Sie fuhren in die meisten Flüsse ein, die in diese große Bai fließen: den Pocomoke, Wicomico, Patapsco und Potomac und bis an die Mündung des Susquehannah. Den Inseln am östlichen Ufer, sowie den Vorgebirgen gaben sie Namen, die sie zum Theil noch immer führen.

Von dieser Reise umständlicher zu berichten, scheint um soweniger statthaft, als wir jetzt, nach beinahe 250 Jahren soviel besser über diese Gegenden unterrichtet sind; genug, daß seine Beschreibung zur Zeit vom größten Werthe war und die Karte, die er von der Bai entwarf und nach London, wo sie noch vorhanden ist, sendete, noch immer correkt befunden wird. *)

Von den Indianern wurden sie wechselsweise freundlich und feindlich behandelt; immer aber behielten die Engländer durch Smith's Muth, Entschlossenheit und Klugheit die Oberhand. Wo er nicht traute, nahm er Geißeln mit, oft die Kinder der Häuptlinge, die er jedoch stets wie Alle, die ihm nicht mit Waffen entgegentraten, gütig behandelte. Meist waren ein Paar Schüsse genug, sie zu zerstreun. Ein am Potomac wohnender Stamm, der unter Powhatan's Oberherrschaft stand, setzte sich ihnen erst entgegen, lenkte aber bald ein und sie erfuhren, daß sie zu ihrem feindlichen Betragen von Powhatan angewiesen wären, dieser aber durch einen Theil der Colonisten selbst aufgeregt sei, Smith anzugreifen, weil sie diesen, der sie gewaltsam hier im Lande

---

*) Smith I, S. 202. Vergl. Bancroft I, S. 133, 134.

halte, haßten. Japazaws, der Häuptling dieses Stammes (den unsre Leser später an Pocahontas' Seite wieder werden erscheinen sehn) erwies sich ihnen sehr dienstfertig und führte sie nach einem Schacht, von dem sie schon viel gehört und von dessen Erzeugniß Newport Einiges, was er von den Indianern erhandelt, mit der Behauptung, es wäre halb Silber, mit nach England genommen. Die Indianer brauchten es zu Farbestoff für sich und ihre Götzen. Smith hielt es für Antimonium. Sie nahmen davon so viel mit, als sie tragen konnten, doch ergab sich ihre Beute nachher als völlig werthlos.

Als sie auf dem Strom Rappahannoc waren, einem der bedeutendsten Flüsse, die der Chesapeake ihr Wasser zutragen, verloren sie einen ihrer Kameraden durch den Tod: Richard Featherstone, einen „redlichen, fleißigen, tapfern Mann", was Smith tief schmerzte. Sie begruben ihn in einer kleinen Bucht des Stromes, die sie nach seinem Namen nannten. Allein der melancholischste Zug dieser Reise ist, daß der wackre Hauptmann nicht allein mit dem Geschick und den Indianern, sondern auch und zwar vierzehn Tage nach dem ersten Aufbruch, als Regen, Mangel und Hitze unter seinen Leuten die übelste Stimmung hervorbrachte, mit dem Murren dieser zu kämpfen hatte, die ihn zwingen wollten, umzukehren und von seinem Unternehmen abzustehen. Aber seine entschlossene, eindringliche Beredtsamkeit und die imponirende Gewalt, die sein ganzes Wesen auf sie ausübte, brachte sie, die eigentlich alle nicht seine Untergebenen waren, sondern ihm nur als Freiwillige folgten, bald wieder zu sich und wir finden, daß bei der folgenden Reise, mit wenigen Ausnahmen, es dieselben muthigen

Männer waren, die ihn begleiteten. Im Ganzen blieben sie auch alle gesund und so naß ihr Brod geworden, waren doch nach Smith's Ausdruck ihre Mägen so vortrefflich, daß sie es ganz gut verdauen konnten.

Die Tage zwischen dem 21. und 24. Juni, die Smith in Jamestown zubrachte, waren reich an Ereignissen. Alles war krank, besonders die Neuangekommenen; der Präsident war von den Colonisten, die sein eigensüchtiges Betragen nicht mehr dulden wollten, unter Sturm und Aufruhr abgesetzt und Smith ward dringend ersucht, die Stelle zu übernehmen, was er bis jetzt immer abgelehnt. *) Er setzte nun Scrivener zu seinem Stellvertreter während seiner zweiten zu unternehmenden Entdeckungsreise ein, und es ward verabredet, daß wegen der großen Hitze und der vielen Krankheiten alle Arbeiten unterdessen ruhen sollten. Eines Lächelns können wir uns nicht enthalten, wenn wir lesen, daß man auf die Nachrichten, die man von den Indianern erhalten, die Hoffnung stützte, vermittels der Chesapeakebai die Südsee zu erreichen, und daß diese von den Seefahrern mitgebrachte Aussicht die beste Stimmung unter den Zurückgelassenen verbreitete.

Sechster Abschnitt.

Drei Tage nachdem Smith von seinem zweiten Ausflug zurückgekommen, den 10. September, trat er seine

*) Smith I, S. 192.

neue Stelle an und empfing das Patent darüber. Scrivener hatte ihm gut vorgearbeitet; die Ernte war eingebracht: Radcliffe ward, einer von ihm angezettelten Verschwörung wegen, gefangen gehalten, aber erst mit Smith's persönlichem Einwirken kam wieder neues Leben in die Gemeinde und bald war Alles wieder in vollster Thätigkeit beim Bauen und Befestigen des Forts. Daneben stellte er regelmäßige Waffenübungen an und jeder Sonnabend war dazu bestimmt, sich auf einem benachbarten Felde, Smithfield genannt, durch allerlei Exercitien auf mögliche Ueberfälle vorzubereiten. Hier sahen häufig die Indianer mit Verwunderung zu, was der Präsident natürlich auf alle Weise begünstigte. Mit dem Bau von Radcliff's Sommerhaus war längst eingehalten und der edle Präsident, auf seine innere Superiorität allein sich stützend, entsagte jedem äußern Vorzug und sogar das, was er als Offizier an Extraproviant erhielt, theilte er unter die Kranken. *)

Kurz darauf kam Newport mit einer neuen Zufuhr von einigen 70 Leuten. Hierunter befanden sich zwei wackre, erfahrne Soldaten, die Hauptleute Waldo und Winne, die dem Rath beigesellt wurden; Master Francis West, der Bruder des Lord Delaware, nachherigen Generalgouverneurs, und, was bemerkt zu werden verdient, die ersten beiden Frauen, die Virginiens Boden betraten. Es waren eine Mrs. Forrest, die ihren Mann begleitete, eine Frau von Stande, und deren Mädchen, die, wie man sich leicht denken kann, sogleich einen Mann fand, sodaß wir kurze Zeit darauf die erste Hochzeit in Virginien angekündigt sehen.

*) Smith I, S. 229.

Unter den neuen Ankömmlingen waren auch mehre Deutsche und Polen, welche die Compagnie mit ihrem gewöhnlichen Unverstand eigens vom festen Lande hatte kommen lassen, um in Virginien für sie Pech, Theer und Glas zu machen. Da es geschickte Handwerker waren, woran es ganz fehlte, so waren sie anfänglich sehr willkommen. Einige der Deutschen aber wiesen sich im Laufe der Zeit als schlechtgesinnte Menschen aus, die der Colonie wesentlichen Schaden zufügten. Wir können nicht ohne schmerzliches Gefühl in diesem Theile der Geschichte drei bis vier unsrer Landsleute als Verräther auftreten sehn; eine Rolle, die der Deutsche Gottlob nur höchst selten im großen Drama historischer Begebenheiten spielt und die freilich umsoweniger ihrer Nation zugerechnet werden können, als sie blos verlaufne Abenteurer waren; wie denn überhaupt der Auswanderer ein schlechter Repräsentant seiner Nation ist. *)

Newport brachte nicht allein Menschen, er brachte auch einen donnernden Brief des hohen Rathes an Smith, auf den wir zu rechter Zeit seine Antwort mittheilen wollen, und kam ferner mit Aufträgen beladen, welche die ganze Unwissenheit und Thorheit des hohen Rathes aufdeckten.

Die Begierde nach unmittelbarem Gewinnst war fast

---

*) Smith und die übrigen Historiker Virginiens nennen diese Deutschen zwar Dutchmen, womit eigentlich im Englischen die Holländer bezeichnet werden. Allein diese Leute waren aus Schlesien und von der Ostsee, und überhaupt werden noch bis auf diese Stunde in England und besonders in Amerika Dutch people and Germans immer verwechselt.

bis zum Fiebertraum gestiegen, und so war Newport beauftragt, nicht zurückzukehren, ohne entweder die Südsee gesehn, oder einen Weg dahin entdeckt zu haben; oder ohne einen Klumpen Goldes mitzubringen, oder endlich, wie falsche Humanität sie hinzusetzen ließ, eine Nachricht von der verlornen Colonie Sir Walter Raleigh's. Um zu ersterem Zwecke zu gelangen, war es nöthig, nach Westen vorzudringen, um einen Fluß aufzufinden, der in die Südsee liefe; um aber diesen Fluß zu benutzen, bedurften sie eines Bootes, wofür die weise Gesellschaft in England ebenfalls gesorgt hatte, indem sie ein in fünf Stücke zerlegbares Fahrzeug mitschickte, das über die Berge und bis zum Ursprung, oder vielmehr Schiffbarwerden des bewußten Flusses getragen werden sollte. Daß sie ein solches Gewässer im Lande der Monacaner, die westlich von den Powhatanern, zwischen dem James- und Yorkstrome wohnten, finden würden, zweifelten sie nicht; um aber sich die Gunst Powhatan's, durch dessen Gebiet sie mußten, zu verschaffen, wurden köstliche Geschenke für denselben mitgeschickt: ein fertiges Bett, ein Thronstuhl, Becken und Vase von Metall, ein Anzug von Scharlachtuch, ein Mantel und — eine Krone!

Um Newport, dessen eitle, bornirte und eigensüchtige Gesinnung ihren kindischen Träumen schmeichelte, freie Hand zu geben, war er autorisirt, in gewissen Fällen ohne den Rath zu handeln, der Rath aber verpflichtet, ihn in allen Dingen zu unterstützen. Der Brief an diesen aber war voller Vorwürfe über die geringe Erfüllung ihrer Erwartungen und über ihre be-

ständigen Streitigkeiten; ja, diesen Vorwürfen war die Drohung hinzugefügt, daß die 2000 Pfund, welche die Expedition gekostet, nothwendig durch die Rückfracht ersetzt werden müßten; wo nicht, werde die Gesellschaft ganz die Hand von der Colonie abziehen und sie könnten sich als Verbannte betrachten. *)

Was in Smith's Macht war, das thörichte Unternehmen zu hintertreiben, that er. Er versicherte ihnen, daß sie Powhatan's Gunst ebenso sicher durch ein Paar Schnüre Glasperlen und einen kupfernen Kessel gewinnen könnten, als durch diese kostbaren Geschenke, die ihn nur anmaßend und unverschämt machen würden. Er bewies ihnen die Thorheit des Versuchs, das Boot so weit tragen lassen zu wollen, und fragte sie, wo sie den nothwendigen Proviant für die Colonie und das Schiff und die Ladung des letztern herbekommen wollten, wenn man ihre besten Leute, zu einer Zeit, wo es durchaus nothwendig war, Vorräthe für den Winter anzulegen, mit der Expedition beschäftige; eine Expedition ohne Nutzen, voller Gefahren und ohne einen Schatten von Aussicht auf guten Erfolg? — Umsonst, so einleuchtend seine Einwendungen waren, Smith ward im Rathe überstimmt; die neuangekommenen Waldo und Winne kannten das Land und die Umstände nicht, Scrivener wünschte sehr, mehr vom Innern zu sehn, Radcliffe, der wahrscheinlich durch Newport's Einfluß wieder eine Stimme bekommen hatte, haßte Smith und wollte ihm entgegenwirken. Newport erbot sich mit

*) Smith I, S. 193—200.

prahlerischer Unverschämtheit, für Alles zu sorgen, sowol für die jetzige Ausstattung der Pinasse mit Lebensmitteln, als für die künftige des Schiffes, und von Neid und bösem Willen gegen Smith, der ihn verachtete, durchdrungen, deutete er höhnisch an, daß dieser nur das Unternehmen hindern wolle, weil er theils wünsche, den Ruhm der ganzen Entdeckung sich allein zuzueignen, theils, weil er sich nicht wieder unter die Indianer traue, die er durch seine Härte und Grausamkeit gegen sich aufgebracht habe.

Obwol von gerechtem Zorn empört, ließ sich doch Smith durch diese hämischen Anspielungen bestimmen, auf dies Unternehmen einzugehen und so gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Und ungern ertappen wir ihn auf dieser Schwäche, denn ein Mann wie er sollte das Urtheil kleiner Geister nur verachten, es keinen Einfluß auf sich üben lassen. Um zu beweisen, daß er nichts von den Indianern zu fürchten habe, erbot er sich, blos von vier Männern begleitet, selbst zu Powhatan zu reisen, — während sich Newport nicht ohne 120 Mann hintraute — um ihn nach Jamestown einzuladen, dort seine Geschenke zu empfangen. Demzufolge reiste er, von Hauptmann Waldo und drei Andern begleitet, zu Lande nach Werowocomoco.

Hier trafen sie nur Pocahontas, doch wurde ihr Vater morgen erwartet. Pocahontas suchte sie mit einem durch ihre Dienerinnen angestellten Tanze und Maskenspiele zu unterhalten, was aber Smith's Geschmack wenig zusagte, und die frech ausgedrückten Leidenschaften und Zudringlichkeiten der Tänzerinnen flößten ihm einen Widerwillen ein, der sich in seiner Le-

bensbeschreibung derb genug ausspricht.*) Das Geschrei und der Lärm dieser Tänzerinnen vor der Eröffnung des Schauspiels war so greulich, daß Smith und seine Gefährten erschrocken aufsprangen und zu den Waffen griffen, in der Meinung, feindlich überfallen zu werden. Aber Pocahontas eilte auf sie zu und bot ihr Leben zum Pfande, daß Alles sicher sei. Als den folgenden Tag Powhatan ankam, trug er ihm seine Sache vor, überlieferte ihm Namontock, der mit Newport wieder zurückgekehrt war, lud ihn nach Jamestown zu seinem Vater Newport ein und zeigte ihm die Aussicht, daß die Engländer, wenn er ihnen den Durchzug verstatte und ihnen Führer gebe, ihn an seinen Feinden, den Monacanern, rächen helfen würden. Aber der alte Häuptling antwortete mit Wohlbedacht: „Werowanz Smith, Dein König sendet mir Geschenke; wohl, auch ich bin ein König und dies ist mein Land; acht Tage will ich hier auf sie warten. Dein Vater hat zu mir zu kommen, nicht ich zu ihm, noch in Euer Fort. In diesen Köder will ich nicht beißen. An den Monacanern will ich ihre Beleidigungen selber rächen. Was das Salzwasser hinter den Bergen anbelangt, so hat mein Volk Euch falsch berichtet." Drauf fing er an, eine rohe Karte der Länder, von denen er sprach, auf den Boden zu malen.

*) Belknap in seiner American Biography, I, 284 führt bei dieser Gelegenheit Pocahontas ein als passionately embracing Smith, wozu in dem Berichte dieses Letztern auch kein Schatten von Grund vorhanden ist. Er erzählt blos, „sie sei auf ihn zugelaufen", ihm und seinen Gefährten zu versichern, daß Alles sicher sei. Belknap's Verdrehung thut uns leid, da sie gewissermaßen Pocahontas' bescheidenen Charakter zerstört.

Nach sonstigen höflichen Reden, ohne weitern Erfolg, kehrte Smith nach Jamestown zurück.

Die Geschenke wurden darauf zu Wasser nach Werowocomoco geschickt; die Offiziere nahmen den nähern Weg zu Lande. Powhatan empfing die erstern mit Würde, die letztern mit Gastlichkeit, aber beide nicht ohne Mistrauen. Nicht ohne Namontack's Ueberredung und Versicherung, daß keine Gefahr dabei sei, konnte man ihn bestimmen, sich die Kleider anlegen zu lassen. Aber kein Zureden konnte ihn bewegen niederzuknien, um sich die Krone aufs Haupt setzen zu lassen. Ihre Beredtsamkeit und Geduld war erschöpft, bis es ihnen endlich gelang, indem zwei sich auf seine Achseln stützten, ihn etwas niederzubeugen, worauf drei Andere ihm die schwere Krone aufsetzten. Auf ein gegebenes Zeichen durch einen Pistolenschuß feuerten darauf die im Boote ihre Flinten ab, worauf der arme gekrönte Wilde in Schrecken zusammenfuhr. Man erklärte ihm, was das bedeute. Er faßte sich, und die ganze abgeschmackte Feierlichkeit würdig zu enden, nahm er seinen abgelegten Mantel und seine alten Schuhe und machte sie mit würdig ernster Miene seinem Vater Newport zum Gegengeschenk. Alles, was dieser sonst noch von ihm erlangen konnte, waren sieben bis acht Scheffel Korn. Ebensoviel ward im Dorfe aufgekauft. Ihnen außer dem Namontack *) Führer oder Soldaten mit nach dem

*) Dieser ging später noch einmal mit Newport nach England, ward aber von einem andern Indianer, der ebenfalls die Reise mitgemacht, auf Bermudas, wo das rückkehrende Schiff scheiterte, in einem Zanke erschlagen und heimlich verscharrt.

Innern zu geben, verweigerte er entschieden und bemühte sich überhaupt, ihnen den Gedanken daran auszureden.

Trotzdem machte sich Newport gleich nach ihrer Zurückkunft auf seine abenteuerliche Expedition. Alle Offiziere, mit Ausnahme Smith's, nebst 120 der ausgesuchtesten Leute begleiteten ihn; 80—90, worunter alle Kranken und Untauglichen, blieben bei Smith zurück, unterdessen für die Fracht des Schiffes zu sorgen. Wie dieser vorausgesagt, schlug das Unternehmen gänzlich fehl. Sie fuhren zu Wasser bis an den Fall des Jamesflusses, kamen nach ein Paar Dörfern der Monacaner, die sie gleichgültig, aber nicht feindlich behandelten. Dennoch schleppten sie, die Smith, der nur im Nothfalle streng war, nie aber barbarisch, Härte und Grausamkeit gegen die Indianer vorwarfen, einen der monacanischen Häuptlinge als Führer mit, und zwar der Sicherheit wegen, gebunden!! Schon nach zwei bis drei Tagen war alle Lust an Abenteuern sowie aller Muth ihnen gesunken; sie kehrten um, nahmen einen Haufen Erde mit, in der die unwissenden Läuterer Silber entdeckt haben wollten, und langten müde, hungrig und halb krank wieder an. Daß der Spott der Zurückgebliebenen sie empfing, wird Niemand bezweifeln. *)

Smith aber setzte sogleich Alles ins Werk, die Schiffsladung zu fördern. Er selbst lagerte sich mit 30 jungen Leuten von Stand und Erziehung, worunter er zweie als „proper gentlemen" bezeichnet, am Jamesfluß, eine halbe Tagereise vom Fort, um Schindeln zu machen. Und ob nun gleich Keiner von ihnen an solche Arbeit

*) Smith I, S. 196.

gewöhnt war, wußte er doch ein so freudiges Leben unter diese jungen Leute zu bringen, daß das Tagewerk rüstig von statten ging und besonders der endliche donnernde Fall der lang behaunen Eiche mit Jubel gefeiert ward. Dabei aber ging es, da die Arbeit ihnen herzlich sauer ward, ohne Stöhnen und, nach der bösen Gewohnheit ihrer Zeit, ohne Flüche nicht ab. Smith, die üble Unsitte zu hemmen, ließ ein Register dieser Schwüre halten und für jeden dem Schuldigen am nämlichen Abend eine Kanne kalten Wassers in den Aermel schütten, wobei er sich selbst für jede Uebertretung der Strafe willig unterwarf. Dies hatte eine bewundernswürdige Wirkung; bald hörte man keinen Fluch mehr; nichts wie Lachen und Singen, und die Arbeit ging munter weiter. Indessen fügt Smith diesem Bericht hinzu: obwol nun diese 30 Freiwilligen mehr leisteten, als 100 Gezwungne und zur Arbeit Getriebne gethan haben würden, so hätten doch 20 tüchtige, eigentliche Arbeitsleute während der Zeit noch einmal soviel fördern können als wir. *)

Nachdem dieses Geschäft beendigt, fuhr Smith mit einem Trupp von 18 Mann den Chickahoming hinauf, eine Gegend, die er reich an Korn wußte, denn er sah, daß ihre Vorräthe auf die Neige gingen, besonders da während seiner Abwesenheit wieder mehr verwüstet war, als verwirthschaftet. Er fand die Indianer ungeneigt zum Handel, so lange er als Bittender auftrat. Erst als er erklärte, er sei diesmal weniger des Handels wegen gekommen, als um ihren frühern Angriff, seine Gefangenschaft und die Ermordung seiner Landsleute zu

*) Smith I, S. 198.

rächen, lenkten sie ein. Sie schickten ihm Geschenke und er konnte zuletzt mit 200 Scheffeln erhandelten Kornes nach Jamestown zurückkehren.

Man wird es kaum glaublich finden, daß die Freude, die über diese unerwartete Zufuhr in der Colonie entstand, seinen Feinden Newport und Radcliffe, in deren Herzen immer Gift und Neid gegen ihn kochten, eine neue Veranlassung gab, ihn hämisch anzugreifen, und sie bemüht waren, unter dem Vorwand, er habe gegen das Gesetz ohne Bewilligung des Rathes das Fort verlassen, seine Absetzung zu bewerkstelligen. Doch konnten sie diesmal nichts ausrichten. Smith aber nahm endlich einmal Gelegenheit, nach seiner Weise ernsthaft, was wahrscheinlich, seiner Natur nach, ziemlich kräftig und eindringlich war, mit dem feigen, elenden Newport zu sprechen. Dieser hatte nebst seinen Matrosen einen Privathandel mit den Indianern eröffnet und ungescheut die öffentlichen Vorräthe angegriffen, um Pelze und dergleichen einzutauschen. Deshalb und wegen der Verleumdungen der Colonie und Smith's selbst in England ging Letzterer nun dem Bestürzten mit der ernsten Drohung zu Leibe, das Schiff ohne ihn abgehn zu lassen und ihn als Gefangenen zurückzubehalten, daß er einmal einen Winter lang das ganze Elend der so in ihren geringen Vortheilen beeinträchtigten Colonie in Person zu genießen habe. Newport mußte sich zu einer demüthigen Bitte entschließen, ehe Smith ihn gehen ließ, und das Schiff segelte mit einer Ladung Proben von Pech, Theer, Potasche, Weihrauch, Schindeln, Farbestoffen, Tafelwerk u. s. w. ab. Außerdem aber gab der Präsident Newport einen Brief an den Rath mit, der zu

charakteristisch für den Mann und in der That für beide Theile ist, um ihn hier nicht vollständig mitzutheilen.

An den Schatzmeister und Rath von Virginien.

Sehr ehrenwerther Herr u. s. w.

Ich habe Euern Brief empfangen, in dem Ihr schreibt, daß unsere Gemüther nur auf Factionen und eitle Plane, das Land ohne Eure Bewilligung zu theilen, gerichtet sind, und daß wir Euch nur mit den Wörtchen wenn und Hoffnungen, aber mit wenigen Beweisen füttern; als ob wir das Geheimniß des ganzen Geschäftes für uns zu behalten wünschten; daß wir uns genau nach Euern durch Capitain Newport erhaltenen Instructionen zu richten hätten; daß ferner die Kosten seiner Sendung sich beinah auf 2000 Pfund beliefen und daß wir, im Fall wir diese nicht durch die Rückfracht decken könnten, hier als Verwiesene zu bleiben gefaßt sein möchten. Wenn auf alle diese Punkte meine rauhe Antwort Euch beleidigen sollte, bitte ich gehorsamst um Vergebung.

Was die Factionen anbelangt, wenn Ihr nicht wollt, daß ich davonlaufe und das Land verlasse, so kann ich sie nicht hindern, da ich Viele bleiben mache, die sonst fliehen würden. Was den eiteln Brief, den der Präsident mit seinen Verbündeten an Mylord von Salisbury geschrieben, über die Theilung des Landes betrifft, so weiß ich nichts davon, noch träumte ich je von Aehnlichem, und Ihr könnt meine Hand nicht dabei gesehn haben. — Daß wir Euch mit Hoffnungen füttern u. s. w. Obwol ich kein Gelehrter bin, bin ich doch

auch kein Schulknabe mehr; und ich möchte nur wissen, was entweder Ihr oder die hier wissen können, was ich nicht Euch zu sagen mit Gefahr meines Lebens in Erfahrung gebracht. Ich habe nichts, was ich selbst weiß, vor Euch verborgen; allein ich fürchte, Viele machen Euch viel mehr glauben, als wahr ist.

Der Erfüllung Eurer Anordnungen durch Capitain Newport, obwol sie befolgt sind, war ich grabezu entgegen. Aber unsrer Verfassung nach, ließ ich mir es gefallen, durch die Mehrzahl im Rathe überstimmt zu werden, ich fürchte zu unser Aller Gefahr, was jetzt, da es zu spät ist, allgemein eingestanden wird. Nur (?) habe ich die Hauptleute Waldo und Winne zum Rath vereidigt und Powhatan nach Euern Instructionen gekrönt.

Was die Kosten der Reise von 2—3000 Pfund anbelangt, so haben wir nicht den Werth von 100 Pfund empfangen. Das geviertheilte Boot, das von den Soldaten über den Wasserfall getragen werden sollte, — dazu hatte Newport die besten 120 Mann, die er auswählen konnte. Wenn er es zu Asche gebrannt hätte, so würde man diese leicht haben in einem Sack tragen können; so wie es ist, hätten 500 Mann es nicht nach einer schiffbaren Stelle jenseits des Falles bringen können. Was sein Auffinden zu dieser Zeit von einer Goldmine in der Südsee anbelangt, oder von einem von denen, die von Sir Walter Raleigh geschickt, so habe ich ihnen in unsrer Berathschlagung vorausgesagt, es sei so wahrscheinlich als das Uebrige. Aber während dieser großen Entdeckungsreise von 30 Meilen, die eben so gut von einem einzigen Mann, und viel mehr als das

für soviel als ein Pfund Kupfer, zu einer gelegnen Zeit hätte verrichtet werden können, hatten sie die Pinasse mit, nebst allen Booten, mit Ausnahme eines einzigen, das mir blieb, dem Fort zu dienen. In ihrer Abwesenheit ließ ich die kaum begonnene Arbeit von Pech, Theer, Glas, Potasche und Schindeln fortsetzen, wovon ich eine kleine Quantität hierbei sende. Wenn Ihr es aber recht überlegt, was für eine unendliche Arbeit es in Rußland und Schweden ist, wo die Wälder für nichts anders gut sind, und wie, obwol sie in jenen alten Staaten, wo sie es seit vielen Hundert Jahren getrieben, alle Hülfe von Mensch und Thier haben, doch Tausende von jenen armen Leuten nur kaum die nothwendigsten Lebensbedürfnisse damit gewinnen können und von Hand zu Mund arbeiten; und wenn schon Eure Faktoren Euch dort leicht in einer Woche genug kaufen können, ein ganzes Schiff zu befrachten, oder wie viel Euch sonst beliebt, so müßt Ihr doch von uns nicht dergleichen erwarten, unter denen Viele arme unwissende Seelen, die kaum im Stande sind, sich ihren Unterhalt zu verschaffen und sich gegen die unbändigen Wilden zu vertheidigen, und die wir blos hier und da einen Baum finden, der dazu taugt, und überdem alle andern Dinge entbehren, die die Russen haben.

Was die Krönung Powhatan's betrifft, auf wessen Rath Ihr ihm solche Geschenke geschickt, weiß ich nicht, aber ich fürchte, es wird viel Verwirrung bei uns verursachen, ehe Ihr wieder von uns hört. Als Euer Schiff eben ankam, hatten die Wilden grade ihre Ernte eingebracht und wir waren im Begriff, sie zu kaufen, da unsere eigne nicht halb für so große Anzahl hinreicht.

Statt der beiden Schiffsladungen von Korn, die Newport uns versprach von Powhatan zu verschaffen, brachte er blos 14 Scheffel; und von den Monacanern nichts, als die meisten Leute krank und ausgehungert. Von Euerm Schiff hatten wir nicht so viel Proviant, als 20 Pfund werth war, und wir sind mehr als 200, davon zu leben, die Einen halb krank, die Andern wenig besser. Die Matrosen freilich, das gestehe ich, halten täglich gute Mahlzeiten, aber unsere Diät ist ein wenig Mehl und Wasser und nicht einmal genug davon. Zwar gibt es Fische im Meere, Vögel in der Luft und Wild im Walde; allein ihr Gebiet ist weit, sie sind so wild und wir so schwach und unwissend, daß wir sie nicht viel beunruhigen können.

Capitain Newport haben wir sehr in Verdacht, der Urheber aller dieser Erfindungen zu sein. Daß Ihr es nur wissen mögt, ich habe Euch eine ebenso gute Entdeckung gemacht als er und zwar mit weniger Kosten, als er bei jeder Mahlzeit aufgehen läßt. Ich sende Euch diese Karte von der Bai und den Flüssen und einen damit verbundenen Bericht von den Ländern und den Völkern, die sie bewohnen, wie Ihr des Breiteren sehen könnt. Auch zwei Fässer Steine, und was ich für gutes Erz halte, so abgetheilt, daß an ihren Zetteln Ihr sehen könnt, wo ich sie gefunden. Die Soldaten, sagen viele von Euern Offizieren, erhalten ihre Familie von dem, was Ihr uns sendet, und daß Newport 100 Pfund jedes Jahr bekommt, Neuigkeiten hin und her zu tragen. Jeder Meister, den Ihr gesendet, kam den Weg so gut wie er, so daß 100 Pfund erspart werden, was mehr ist, als wir haben, die wir helfen seine Löhnung zu bezahlen.

Capitain Radcliffe heißt nun Sicklemore*), ein armseliger, ausgemachter Betrüger. Ich habe ihn zu Hause geschickt, daß ihm die Compagnie hier nicht die Kehle abschneide. Was an ihm ist, kann Euch jetzt Jedermann sagen; wenn er und Archer wieder hierherkommen, sind sie genug, die ganze Colonie in Factionen zu erhalten.

Wenn Ihr eine neue Sendung macht, so ersuche ich Euch dringend, schickt lieber 30 Zimmerleute, Ackersleute, Gärtner, Fischer, Schmiede, Maurer, Baumwurzel-Ausgraber, wohlversehn, als 1000 solcher, wie wir sie haben; denn außer daß wir sie füttern und einquartiren müssen, wird Mangel des Nothwendigsten die meisten aufreiben, ehe sie zu irgend etwas nütze gemacht werden können. So bitte ich also, dieses zu bedenken, sowie auch die unnöthige Löhnung des Capitain Newport, oder sein langes Zögern und Hierbleiben (denn trotz seines Rühmens, daß er uns für 12 Monate Proviant hier lassen wolle, und trotz dem, daß wir durch diese Entdeckungsreise 89 Kranke und Lahme hatten und nur eine Pinte Korn für den Mann, sind wir gezwungen, ihn mit drei Oxhoft heimwärts zu verproviantiren); ferner nicht mehr nach Deutschland und Polen nach Glasleuten u. dergl. zu schicken, bis wir im Stande sind, uns selbst zu erhalten und sie zu unterstützen, wenn sie kommen. Es wäre besser, 500 Pfund für eine Tonne dieser groben Waaren in Dänemark zu geben, als danach hierherzuschicken, bis für nöthigere Dinge gesorgt ist. Denn indem wir unsre schwachen und unkunstfer-

*) Dies scheint durch einen der neuen Ankömmlinge an den Tag gebracht zu sein.

tigen Leiber abarbeiten, diesem Verlangen nach gegenwärtigem Profit genugzuthun, können wir uns kaum von einer Zufuhre zu der andern erhalten. Und ich ersuche Euch unterthänigst, laßt uns künftig wissen, was wir zu empfangen haben, und es nicht von der Seeleute Höflichkeit abhängen, uns zu lassen, was ihnen gefällig ist, sonst könnt Ihr uns anschreiben, was Ihr wollt, aber wir Euch gar nichts.

Dies sind die Ursachen, die uns in Virginien gehindert haben, solchen Grund zu legen, daß es Euch viel mehr Satisfaction und Zufriedenheit gegeben hätte; doch müßt Ihr jetzt noch nicht auf eine profitable Rückerstattung rechnen. Ich verbleibe gehorsamst u. s. w.*)

Ob dieser freimüthige Brief, der so viele unangenehme Wahrheiten sagte, der Compagnie besonders gefallen konnte, möge der Leser selbst ermessen. Wie viel er damit bezweckte und was er für Folgen hatte, wird aus dem fernern Laufe unserer Erzählung hervorgehen.

Siebenter Abschnitt.

Die erste Sorge des Präsidenten, nachdem das Schiff fort war, richtete sich auf den Ersatz der nöthigen Nahrungsmittel. Mehre Ausflüge, die in dieser Absicht unternommen wurden und die in der Mitte des Winters

*) Smith I, S. 203.

von unendlichen Beschwerden waren, hatten geringen, oder wenigstens nur erzwungnen Erfolg. Die Indianer lehnten alle Handelsanträge ab und gestanden endlich, daß Powhatan, den sie fürchteten, ihnen verboten, den Fremden Korn zu liefern. Zum ersten Male zwang die Noth Smith, Gewalt zu brauchen. Beim ersten Flintenschuß flohen die Indianer; die Engländer rückten nach und zündeten die erste Hütte an, auf die sie stießen. Nun kehrten jene um und boten ihnen die Hälfte ihres Kornes an, wenn sie von fernern Gewaltthätigkeiten abstehen wollten. Dies ward gern angenommen und Alles redlich bezahlt. — Eine Reise in die Bai hinauf hatte noch geringeren Erfolg. Die Indianer flohen, wo sie hinkamen, und von denen, die sich mit ihnen einließen, konnten sie nur wenig erhalten. Die Aussicht auf eine neue Hungersnoth stand drohend im Hintergrund.

Um diesem Uebel zuvorzukommen, entwarf unser Held einen Plan, den, obwol ihn die Gesetze der Noth und Politik rechtfertigen mögen, die höhern der Sittenlehre allerdings nicht gutheißen können und der auch insofern sich selbst strafte, als er durchaus mislang. Er sah nämlich, wie Powhatan's feindselige Gesinnung mehr und mehr hervortrat, und daß es der Einfluß des ebenso mächtigen, als listigen Häuptlings war, der den Engländern alle benachbarten Stämme entfremdete. Demnach faßte er den Entschluß, einen Versuch zu machen, sich durch List seiner Person zu bemächtigen, um ihn so theils zu mehr Gefälligkeit zu zwingen, theils der großen Vorräthe desselben Herr zu werden. Scrivener, der ihm überhaupt seit einiger Zeit anfing entgegenzuwirken, misbilligte diesen Plan durchaus;

Winne stimmte ihm bei, Waldo, ein muthiger, unternehmender Mann, hielt sich wie immer zu Smith. Als man noch darüber uneinig war, schickte Powhatan einen Boten, durch den er Smith eine Schiffsladung Korn anbieten ließ, wenn dieser ihm Leute schicken wollte, ihm ein Haus zu bauen; und außerdem eine Reihe namhaft gemachter Dinge, worunter 50 Schwerter, Hahn und Henne u. s. w. Dies, indem es eine Gelegenheit zu einem Besuch bei dem schlauen Indianer gab, entschied Smith; er schickte ihm vorläufig mehre Arbeitsleute, unter diesen vier Deutsche, welche letztere sich durch besondere Geschicklichkeit auszeichneten, übergab die Leitung der Geschäfte zu Hause Master Scrivener und machte sich mit 46 Mann in der Pinasse und zwei Barken zu Wasser auf den Weg. Da auf Scrivener's Anstiften unter den Colonisten über das Unternehmen einige Unruhe entstanden war und er selbst es für nicht unbedenklich hielt, so beschloß er, nur Solche mitzunehmen, die sich freiwillig dazu erboten, sicher überdem, sich auf diese Weise die besten und muthigsten zu gewinnen. Waldo ließ er fürs Erste zurück, sich bereit zu halten, ihm im Nothfall zu folgen. Lieutnant Percy und die Herren West, Phittiplace, Behethland Russel und mehre Andere, auf deren Muth und Einsicht er sich verlassen konnte, begleiteten ihn.

Spät im December fuhren sie ab und hielten das erste Nachtquartier in Warrascoyac, dem Sitz eines indianischen Stammes, dessen Häuptling ihnen befreundet war und Smith jetzt dringend von dem Besuch bei Powhatan abzuhalten suchte. Er eröffnete ihm endlich, daß jener ihn nur eingeladen, um sich seiner Waffen

zu bemächtigen und ihn dann zu ermorden. Smith dankte ihm für seine Warnung und sein Entschluß, den gefährlichen alten Häuptling zu fangen, mußte dadurch nur fester werden. Er bat nun den befreundeten Indianer um Führer für einen seiner Offiziere, Michael Sicklemore, einen redlichen, tapfern und sehr vorsichtigen Mann, den er zu dem Stamm der Chawonocken, zwischen den Flüssen Nottaway und Meherrin im jetzigen Nordcarolina, schicken wollte, um dort womöglich Spuren von Sir Walter Raleigh's verlorner Colonie aufzufinden und zugleich Seidengras zu sammeln. Diese erhielt er. Darauf ließ er einen Knaben, Namens Samuel Collier, hier, die Sprache zu erlernen, und ging mit seiner kleinen Flotte weiter nach Kecoughtan (jetzt Hampton), wo Sturm und Schnee sie mehre Tage gefangen hielten. Sie feierten dort, in einer Fülle von schmackhaften Eßwaaren, Fische, Wild und Austern und um große prasselnde Feuer sitzend, ein fröhliches Christfest.*) Eine solche Masse von wildem Geflügel (wahrscheinlich wilde Taubenheere, obwol dies zu spät im Jahre scheint) füllte die Luft, daß erzählt wird, der Präsident und zwei Andere hätten mit drei Schüssen 148 Vögel getödtet: ob er dies glaubhaft finden mag oder nicht, überlassen wir dem Leser. Erst den 12. Januar kamen sie in Werowocomoco an. Der Fluß, der sehr breit und

---

*) Es muß demnach ein Druckfehler sein, daß sie den 29. December Jamestown verlassen. Wahrscheinlich steht twenty-nine für twenty-one. Die Feier des Weihnachtsfestes müßte denn eine Nachfeier gewesen sein, was glaublicher ist, da es kaum denkbar, daß sie drei ganze Wochen unterwegs zugebracht.

eine Art von Meerarm ist, auch Salzwasser hat, war eine halbe Meile breit vom Ufer zugefroren, sodaß sie nicht daran denken konnten, die Pinasse ans Land zu bringen. Smith drang mit einem der Boote etwas mehr vor, wadete aber, da grade die Ebbe eintrat, um keine Zeit zu verlieren, von einer Anzahl seiner Leute gefolgt, zuletzt durch Eis und Morast ans Ufer. Sie schlugen nun in den nächsten Hütten, die sie fanden, Quartier auf und Powhatan, durch einen Boten benachrichtigt, schickte ihnen eine reichliche Mahlzeit. Den nächsten Tag begaben sie sich nach den Häusern des Häuptlings und wurden noch einmal bewirthet, dann aber zu ihrem Befremden gefragt, wann sie wieder gehen würden?

Smith berief sich auf seine Einladung, einen Handel zu schließen; aber der Alte spielte den Unwissenden, bis jener ihm seine Boten vorführte, gegen ihn zu zeugen. Darauf lachte er, wollte einen Scherz daraus machen und foderte sie auf, mit ihren Waaren herauszurücken. Von dem Mitgebrachten jedoch gefiel ihm nichts recht: Waffen wollte er, nichts wie Waffen, die Smith ein für allemal ihm nicht geben wollte. Für Kupfer bot er so geringen Preis an Korn, daß die Engländer bald sahen, daß sie so nicht weiter kommen würden.

Wenn Powhatan schon vorher feindselige Absichten gegen Letztere hegte, so mußte sein Haß gegen Smith jetzt durch einen besondern Umstand noch mehr geschärft sein. Es war nämlich unter den deutschen Arbeitsleuten Einer, mit dem Namen Samuel, zu dessen Muth, Klugheit und Geschick der Präsident mehr als gewöhn-

liches Vertrauen hegte; diesem hatte er sein Project mitgetheilt und ihn eigens zum Kundschafter für seine Plane bei Powhatan bestellt. Als dieser nun, der ohne Zweifel, wie seine drei übrigen Landsleute zum Auswurf seiner Nation gehörte und sich wenig um die übrigen Colonisten kümmerte, sah, wie hier bei dem reichen Häuptling Alles in Ueberfluß lebte, während er in Jamestown, obwol sehr gut von Smith behandelt, mit den Uebrigen Hunger leiden mußte, und welchen Einfluß er durch seine Kunstfertigkeit unter den Wilden gewinnen könnte, entschloß er sich ohne Weiteres, Letztern an jenen zu verrathen, und theilte diesem die Absicht des Präsidenten mit, indem er auch seine Landsleute, besonders kräftige, geschickte, aber sonst ganz verworfene Menschen, in sein Interesse zog. Von alledem hatte Smith keine Ahnung und kam erst nach mehr als einem halben Jahre zur Gewißheit des Betrugs.

Ein Kampf begann nun zwischen den beiden Oberhäuptern, in dem beide sich durch List, Beredtsamkeit und Vorsicht zu überbieten suchten. Reden wurden gewechselt, in denen von Smith's Seite Freundschaftsversicherungen mit versteckten Drohungen seltsam ineinander gewoben waren, von Powhatan's die Engländer in die vollkommenste Sicherheit eingewiegt werden sollten. Offne Gewalt scheuten beide: Powhatan, weil er wie seine Indianer tödtliche Furcht vor Feuerwaffen hegte, denn selbst die wackersten Krieger unter diesen entflohen im panischen Schrecken beim bloßen Klang eines Schusses; Smith, weil er wohl einsah, daß bei einmal eröffnetem Kriege die kleine Anzahl der Seinen gegen die ungeheure Uebermacht der Eingebornen zuletzt doch den

Kürzern ziehen müsse; und weil außerdem es ihnen von England aus auf das Nachdrücklichste eingeschärft war, mit den Indianern in gutem Vernehmen zu bleiben. Der Leser würde jedoch sehr irren, wenn er dies der edeln Menschlichkeit des Rathes zu gute schriebe. Ihr einziger Beweggrund zu dieser christlichen Milde, durch welche sie überdem in ihren behaglichen Häusern im fernen England keinem Schatten von Gefahr ausgesetzt waren, während sie ihre Colonisten zu hülflosen Opfern machte, war die Furcht, wenn sie die Eingebornen gegen sich aufbrächten, nie den Weg zu deren verborgnen Schätzen und Goldminen zu erfahren, von denen sie keinen Augenblick zweifelten, daß Virginiens Boden sie berge, wie der von Peru. Smith's Plan war, den schlauen alten Häuptling durch Furcht und listige Beredtsamkeit zu bewegen, seine Vorräthe hervorbringen zu lassen, und sobald er diese erst sicher auf den Fahrzeugen hätte, ihn selbst entweder durch irgend einen Anschlag auch auf eins der Boote zu bringen, oder ihn plötzlich ergreifen und fortführen zu lassen. Powhatan hingegen setzte Alles daran, die Engländer zum Niederlegen ihrer Waffen zu bewegen, und kein Betrug, keine hinterlistige Verstellung ward unversucht gelassen. Er behauptete, daß seine Leute mit dem Getreide sich nicht herantrauten, so lange die Engländer sich nicht entschlössen, die Waffen wegzulegen; daß sein eigner Befehl nicht hinreichen würde, sie dazu aus den Wäldern herbeizubringen, und fragte heuchlerisch: warum man ihm mistraue? Ob der Hauptmann nicht denke, daß ihm selbst in seinem Alter um Frieden zu thun sei? und was jener am Ende für einen Vortheil davon hätte,

wenn sie vor ihnen in die Waldungen flöhen und ihre Vorräthe verbärgen und sie selber einer Hungersnoth ausgesetzt würden?

Mit grosser Noth gelang es endlich, dem alten verschmitzten Mann für einen kupfernen Kessel, auf den sein Sinn gestellt war und den der Präsident darum übertrieben hoch anschlug, 80 Scheffel Korn abzuringen, womit und mit dem Versprechen, das nächste Jahr mehr zu liefern, Letzterer sich für jetzt zufrieden erklärte. Aber er sah wohl ein, dass er damit nicht viel gewonnen habe und es jetzt auf einen entscheidenden Schritt ankomme. Demnach befahl er heimlich, das Eis solle durchbrochen werden und die Mannschaft solle ans Land kommen. Denn bis jetzt waren nur 18 Leute mit ihm. Er suchte demnach den Häuptling mit allerlei Reden hinzuhalten und war unredlich genug, einen Wink fallen zu lassen, dass sie vielleicht morgen die Waffen weglegen würden, alles, um ihn sicher zu stellen. Aber jenem ward die Nachricht, mehr Soldaten seien ans Land beordert, hinterbracht, worauf er sich unter einem Vorwand zurückzog und heimlich mit Weibern, Kindern und Gepäck entfloh. Indessen liess er einige Frauen zurück, die hinwiederum Smith, wie zur Vergeltung, durch freundliche Reden einwiegen sollten, während er das Haus, worin er und John Russel, einer seiner Offiziere, mit den Weibern ganz allein sich befanden, dicht von Kriegern besetzen liess. Aber John Smith's Geistesgegenwart verliess ihn nie. Ohne Weiteres brach er aus der Thür, und „mit Pistole, Schwert und Tartsche machte er sich eine solche Bahn durch die nackten Teufel, dass beim ersten Schuss, die ihm am nächsten waren,

übereinander taumelten und von den übrigen einer dahin, der andere dorthin floh." *) John Russel folgte ihm und beide kamen glücklich wieder zu ihren Gefährten. Während nun auch ein Boot mit Verstärkung sich ans Ufer arbeitete, schickte Powhatan einen alten Redner an ihn ab, den Vorgang zu entschuldigen. „Es sei ein Misverständniß gewesen", sagte er, „der König habe die Krieger blos geschickt, um sein Korn zu schützen, daß es nicht gestohlen werde. Obgleich nun Werowanz Smith mehre seiner Leute verwundet, wolle er doch sein Freund bleiben; er möchte nun aber sein Korn aufladen und die Gewehre wieder an Bord bringen lassen."

Viele Körbe wurden nun herbeigebracht, und die Indianer erboten sich, während die Engländer das Getreide auf die Schiffe trugen., ihre Waffen aufzuheben. Allein ein Paar angelegte Flinten machten sie auf den Vorschlag eingehen, lieber die Sache umzukehren, nämlich das Korn an Bord zu tragen, während die Engländer ihre Bogen und Pfeile aufhoben. Alles war nun zur Abreise bereit; allein da unterdessen viel Zeit verflossen, mußten sie von Neuem die Flut abwarten, und sie gingen darauf noch für eine Nacht an die Hütten am Ufer, wo die Indianer bis spät am Abend sie mit Tanz und Spiel unterhielten, grade als sei nichts vorgefallen.

Trotz dem waren die Engländer auf ihrer Hut, als auf einmal in der finstern Nacht Pocahontas, hier wie einst schon sein Schutzengel, vor Smith stand. Sie war

*) Smith I, 211.

allein durch den beschwerlichen Waldweg daher gekommen, um ihn zu warnen. Sie erzählte ihm, daß Powhatan, ihr Vater, ihnen eine köstliche Mahlzeit senden werde; daß aber, während sie unbesorgt und mit weggelegten Waffen beim Mahle säßen, Powhatan mit aller Macht, die er auftreiben könne, sie überfallen und ermorden wolle, wenn nämlich die das Essen brächten, sie nicht mit ihren eignen Waffen tödten könnten. Sie bat ihn dringend, es nicht abzuwarten, sondern lieber gleich aufzubrechen. Er suchte das weinende Mädchen zu beruhigen und hätte gern ihr etwas gegeben, was ihr Freude machte. Aber sie sagte, indem ihr die Thränen über die Wangen rannen: „Was hälfe es mir? ich dürfte ja doch nicht zeigen, daß ichs hätte; wenn mein Vater es wüßte, es wäre mein Tod!" — und so lief sie zurück, ganz allein, wie sie gekommen war. *)

Sie war noch nicht eine Stunde fort, als acht bis zehn starke, junge Männer kamen, mit großen Schüsseln mit Wildpret und anderm Essen. Allein der Hauptmann ließ sie von jeder Schüssel kosten; dann schickte er ein Paar zurück und ließ Powhatan sagen, er möchte nur kommen und sich beeilen, er sei bereit, ihn zu empfangen. Andere Boten gingen darauf ab und zu in der Nacht, allein Powhatan ließ sich nicht wieder sehn und die Engländer blieben die ganze Nacht wach und auf ihrer Hut, bis ihnen die Flut die Abreise vergönnte.

Aber nicht nach Jamestown zurück ging ihr Weg. Sie wollten fürs Erste nach Pamunkey, zu Opechancanough, Powhatan's Bruder, wohin sie auch eingeladen

---

*) Smith I, S, 212.

waren, um auch dort ihr Handelsglück zu versuchen. Denn was sie hier erlangt, war viel zu wenig, um auf die Dauer zu genügen. Auf dem Rückwege wollten sie dann einen neuen Versuch machen, dem alten listigen Fuchs eine Falle zu legen. Deswegen schieden sie anscheinend in Frieden und ließen nicht allein die deutschen Handwerksleute, sein Haus zu vollenden, zurück, sondern außerdem noch einen Engländer, Namens Edward Brynton, sodaß also nun zwei ihrer Landsleute bei Powhatan waren, denn auch Thomas Salvage, der von Newport ihm im vorigen Jahre überlassne Knabe, dessen sich unsre Leser erinnern werden, war noch dort.

Nach zwei bis drei Tagen kamen sie nach Pamunkey am südlichen Ufer des Flusses, dem Sitz Opechancanough's, dem Ort, wo einst während Smith's Gefangenschaft jene Beschwörungsscenen stattgefunden, die über seine Gesinnungen gegen die Indianer entscheiden sollten. Der Häuptling empfing sie gastfreundlich und bewirthete sie mehre Tage, bis zu Geschäften geschritten ward. An dem dazu bestimmten Tage begab sich Hauptmann Smith mit 15 seiner Gefährten nach dem Dorfe, etwa 500 Schritt vom Ufer. Der Häuptling war von einem Haufen bewaffneter Leute umringt und der Preis, den er für ihre Waaren bot, war so gering, daß Smith sich genöthigt sah, mit drohendem Ernst auf andere Bedingungen zu dringen, die auch vom Häuptling zuletzt angenommen wurden, wozu das Versprechen gefügt ward, daß er morgen mit mehr Korn wieder zur Stelle sein wolle. Am nämlichen Orte kamen sie den andern Tag wieder zusammen, Smith mit seinen 15, Opechancanough scheinbar mit etwa 40 Leuten. Als dieser Letztere

noch eben klagte, daß es ihm schwer werde, so viel Korn zusammenzubringen, und Smith in unbefangnem Gespräch zu erhalten suchte, kam plötzlich Russel herein und eröffnete ihnen, daß sie verloren seien, indem 700 Bogenschützen theils das Haus umringten, theils in dem benachbarten Felde lägen.

Schrecken malte sich auf den Gesichtern einiger der Engländer, aber solche Augenblicke eben waren es, wo ihr Führer sich in seiner ganzen Heldengröße zeigen konnte. Der Häuptling, der merkte, was Russel gesagt, gerieth in tödtliche Unruhe. Aber Smith bat seine Freunde nur kurz, sich zusammenzunehmen, erinnerte sie, daß er selbst allein einst Dreihunderten gestanden, bis blos ein falscher Tritt ihn besiegt, und erklärte, daß er alle die 700 Wilden nicht so fürchte als die Bosheit seiner Feinde im Rathe und seine Verleumder in England, die dies Ereigniß wieder zu seinem Nachtheil ausbeuten würden. Er ließ sich versprechen, daß sie mit ihm bis auf den letzten Mann fechten und lieber sterben, als sich ergeben würden. Dann wandte er sich mit einer Ausfoderung an den Häuptling: „Opechancanough", sagte er, „ich sehe deinen Anschlag, mich zu ermorden, allein ich fürchte ihn nicht. Deine Leute und meine haben einander nichts gethan. Nimm deine Waffen, du siehst die meinen. Mein Körper soll nackt sein wie deiner. Die Insel in deinem Flusse ist eine gute Stelle dazu, wenn sie dir genehm ist. Laß jeden deiner Mannen einen Korb mit Getreide bringen, ich setze ebensoviel Körbe Kupfer dagegen und der Sieger soll Alles haben und über alle unsre Leute regieren."

Allein Opechancanough war nicht der Mann, einen

so ritterlichen Vorschlag anzunehmen. Er suchte vielmehr Smith's Verdacht durch schöne Worte zu beseitigen und lud ihn ein, mit ihm herauszutreten, um ein Geschenk draußen zu empfangen. Draußen aber standen Hunderte von Bogenschützen, die sogleich bei seinem Erscheinen alle auf einmal auf ihn losdrücken sollten. Smith verlangte darauf, er solle einen seiner Leute hinausschicken und ihm das Geschenk hier zeigen lassen. Als jener dies ablehnte, drangen die Offiziere in ihn, er möchte sie gehen lassen und sehen. Aber er befahl blos, Powell und Behethland die Thür zu bewachen und Percy und West nebst den Uebrigen, die im Hause auf sich zu nehmen. Darauf fuhr er auf den Häuptling zu, ergriff ihn bei seinen langen Haaren und setzte ihm die Pistole auf die Brust. So führte er ihn, der an allen Gliedern zitterte, vor die Thür unter alle seine Leute, die in athemlosem Erstarren das Schauspiel mit ansahn. Der Häuptling warf bebend seine Waffen nieder, ihm folgten eine Menge Andere und drängten sich flehend, waffenlos an Smith. Dieser hielt den Häuptling noch immer und hielt eine Rede, die wir hier mittheilen, weil wir sie für nicht weniger charakteristisch halten als den obigen Brief.

„Pamunkeys", rief er, „ich sehe, daß ihr mich morden wollt; und daß ich so lange eure Beleidigungen gelitten, hat euch bis zu dieser Frechheit kühn gemacht. Eure Unverschämtheit habe ich ertragen, weil ich euch vor dem Gott, dem ich diene, versprochen, euer Freund zu sein, bis ihr mir gerechten Grund gegeben, euer Feind zu sein. Wenn ich dies Versprechen halte, wird mein Gott mich erhalten und ihr könnt mir nichts

anhaben; wenn ichs breche, wird er mich vernichten. Aber wenn ihr nur einen Pfeil abschießt, nur einen Tropfen Blut vergießt von einem meiner Leute; wenn ihr nur das Geringste von diesen Perlen, diesem Kupfer stehlt, die ich hier vor euern Augen mit meinem Fuß wegstoße, so sollt ihr sehn, ich will nicht aufhören, es an euch zu rächen, wenn einmal ich angefangen, so lange ich hören kann, daß irgend Einer lebt von euerm Volk, der den Namen Pamunkey nicht verleugnen will. Ich bin nicht in Rassawack jetzt, halb im Moraste ertrunken, wo ihr mich gefangen nahmt. Und daß ihr damals euer Versprechen gehalten, mich gut behandelt und mir nicht das Leben genommen habt, das macht euch mir so lieb, daß die Ableugnung eure Verrätherei mich halb beredet, den Gedanken an eure Schuld aufzugeben. Aber wenn ich euer Ziel bin, hier stehe ich, schieße wer Lust hat. Ihr verspracht mein Schiff zu befrachten; und das sollt ihr, oder ich wills befrachten mit euern todten Leichnamen. Aber wollt ihr kommen und einen Handel schließen, so verspreche ich noch einmal, euch in Ruhe zu lassen und euer König soll frei sein und mein Freund, denn ich bin nicht gekommen, euch Uebels zu thun!" *)

Hierauf warf Alles Pfeil und Bogen fort und ganze Haufen strömten herbei mit Körben voll Korn und umdrängten ihn so, daß er endlich, ermüdet von den Beschwerden des Tages, sich zurückzog, um eine kurze Zeit zu schlafen, indem er zweien seiner Offiziere auftrug, die Geschenke zu empfangen. Plötzlich ward er

*) Smith I, S. 216.

von lautem Geräusch erweckt und sah sich von 40—50 bewaffneten Leuten umgeben; er fuhr erschrocken empor und griff sogleich zu Schwert und Tartsche, einige der Offiziere, die mit unbegreiflicher Nachlässigkeit den Schlafenden allein gelassen, brachen nun auch herein, worauf die Indianer zurückwichen. Smith hielt es für gerathen, die Ursache dieses Besuches nicht genauer zu untersuchen, zumal da der Häuptling eine höfliche Entschuldigung darüber machte. Er hielt ihn und einige der Vornehmern bis zur Abreise bei sich, der Tauschhandel ward friedlich und zur anscheinenden Zufriedenheit der Indianer abgemacht und die Engländer fuhren endlich nach Werowocomoco zurück. Ehe sie aber Pamunkey verließen, kam ihnen eine Nachricht zu, die Smith tief betrübte, vor deren Bericht wir jedoch den Leser nach Jamestown zurückführen müssen.

Sobald die Engländer Werowocomoco verlassen, schickte Powhatan zwei der deutschen Arbeiter, Adam und Franz, nach Jamestown an Hauptmann Winne, als kämen sie im Namen des Präsidenten, um von dort mehre Waffen, Pulver und Kleidung zu holen, was ihnen auch Alles ohne den mindesten Verdacht ausgeliefert ward. Während sie nun im Fort sich aufhielten, beredeten sie sechs oder sieben, indem sie ihnen von dem Leben in Fülle erzählten, das sie bei Powhatan führten, ihnen zu folgen. Außerdem bemächtigten sie sich heimlich einer bedeutenden Quantität Pulver und Schrot und einer Menge von Flinten, Streitäxten und Schwertern, und hatten gleich Indianer bei der Hand, sie zu Hause zu tragen. Durch diesen doppelten Betrug und Diebstahl, mehr aber noch durch die Geschicklichkeit und

den Fleiß Samuel's, der, statt ein Haus zu bauen, eine Menge Waffen aller Art für ihn schmiedete, vergrößerte sich Powhatan's Arsenal in kurzer Zeit unglaublich schnell.

Einige Zeit darauf, an einem sehr stürmischen Tage, setzte sich Scrivener in den Kopf, eine kleine Insel in der Nachbarschaft, Hog-Island genannt, zu besuchen, und beredete Waldo und neun Andere gegen ihre bessere Einsicht, ihn zu begleiten. Das Boot hätte kaum in ruhigem Wetter die große Last tragen können, in diesem Sturm sank es auf der Stelle; Alle ertranken und die Leichname wurden von den Indianern gefunden. Lange wollte keiner diesen schweren Schlag dem Präsidenten melden, bis Herr Richard Wiffin es unternahm und nach Werowocomoco ging. Hier fand er Alles in kriegerischen Vorbereitungen und er kam kaum mit dem Leben davon. Allein Pocahontas verbarg ihn eine Zeitlang und schickte die, welche ihn verfolgten, den entgegengesetzten Weg. Er kam eben in Pamunkey an, als seine Landsleute abreisen wollten. Smith, obwol er nicht mehr auf freundlichem Fuß mit Scrivener stand, der, seit man von England aus ihn gegen Smith aufgeregt, sehr eingebildet und rechthaberisch geworden war, verlor ihn doch mit tiefem Schmerz, da er in ihm einen thätigen und einsichtsvollen Gehülfen hatte; besonders aber betrübte ihn Waldo's Verlust, denn dieser war Einer von denen, auf die er sich immer in Noth und Tod verlassen konnte. Er bat nun Wiffin dringend, sich gegen die Uebrigen nichts merken zu lassen, um ihnen bei den bedenklichen Aussichten in Werowocomoco den Muth nicht zu nehmen, und reiste mit neuen Planen auf Powhatan's Freiheit dorthin ab.

Obwol die Powhataner sich zum Kriege gegen Smith gerüstet und der Häuptling es ihnen streng auferlegt hatte, ihn zu fangen und zu tödten, erlosch doch bei seinem Wiedererscheinen ihnen der Muth, wozu wol die Nachrichten aus Pamunkey beitragen mochten. Viel lieber als sich im Kampf mit ihnen versuchen, wollten sie seine Entfernung mit Geschenken erkaufen. Sie brachten demnach eine Fülle von Lebensmitteln ans Ufer; aber, so wie Bewaffnete kamen, sie zu empfangen, flohen sie entsetzt, sodaß Smith sich endlich genöthigt sah, sie von unbewaffneten Leuten an Bord tragen zu lassen, während nur er selbst mit West, Percy und Russel in voller Rüstung am Ufer stand. Inzwischen mußte aber auf den Fahrzeugen sich Alles schlagfertig halten, aber so, daß sich die Mannschaft geschickt zu verbergen wußte. Da er sich nun weigerte, Powhatan zu besuchen, kam dieser, der gehört, die meisten seien unbewaffnet, mit 2—300 Bogenschützen gegen ihn angerückt, und Letztere stellten sich in zwei Halbmonden auf. Bei dieser Annäherung der Schlacht flohen Weiber und Kinder. Smith und die Offiziere standen schußfertig. Sobald die Indianer, die mit Angst auf sie blickten, den Schiffen auf Schußweite genaht waren, tauchten auf ein Wort von Smith, die Bewaffneten plötzlich auf. Da ergriff die Wilden banges Entsetzen und sie nahmen unaufhaltsam die Flucht.

Die Drohungen der Engländer, ganz Werowocomoco zu verwüsten, und der Verdacht, daß sie in das Fort nach Hülfstruppen gesendet hätten, machte auch Powhatan für den Augenblick unterwürfig, er schickte dem Hauptmann eine Kette und Armbänder von Perlen, und

während fünf bis sechs Tagen, daß sie hier blieben, kamen von allen Theilen des Landes seine Unterthanen mit Vorräthen herbei, sodaß Smith zuletzt eine reiche Ladung erhielt. Sie untersuchten auch selbst den Theil des Landes zwischen der Gabel des Yorkflusses, und dort wurde ihnen von Weibern und Kindern ein Theil ihrer Vorräthe mit so vielen Klagen und Thränen überliefert, daß sie es selbst erbarmte und der Gedanke sie tief empörte, daß die unselige fruchtlose Entdeckungsreise zu den Monacanern damals gehindert hatte, zu rechter Zeit im Herbste ihre Vorräthe am Rappahannock und Potomak einzusammeln.

Daß aber Powhatan ihn mehr haßte als jemals, konnte Smith aus einem Vergiftungsversuche erkennen, der ihn und West und einige Andere krank machte, aber Keinem tödtlich war. Wecuttanane, der Sohn eines Unterhäuptlings, der in Verdacht stand, das vergiftete Geschenk gebracht zu haben, kam äußerst trotzig mit 40—50 starken jungen Kerlen zum Hauptmann an einen Ort, wo er ihn mit einigen Wenigen seiner Leute allein wußte, prahlte vor ihnen und suchte mit ihm anzubinden. Aber Smith's starke Hand gab ihm vor seinem ganzen Haufen eine so derbe Züchtigung, daß Alles davonlief und er ihn mit ein Paar verächtlichen Fußstößen entließ.

Seinen Plan, Powhatan zu fangen, hoffte er noch immer ins Werk setzen zu können; als er jedoch eben ernste Anstalten zu einem Ueberfall machte, erfuhr er, daß jener mit allen seinen Vorräthen Werowocomoco verlassen und in das Innere geflohen war. So mußte er für jetzt abstehen und unverrichteter Sache nach Jamestown zurückkehren, wo er nach sechs Wochen Abwesenheit

anlangte. An Vorräthen brachte er 200 Pfund Wildpretfett und 479 Scheffel Korn mit, nachdem, da sie wenig verproviantirt abgereist, sie sechs Wochen lang davon gelebt und er ausserdem Jedem einen Monat Extraprovision als Löhnung ausgeliefert. Bezahlt hatte er dafür 25 Pfund in Kupfer und 50 Pfund in Eisen und Glasperlen. *)

Achter Abschnitt.

Wie gewöhnlich während seiner Abwesenheit, fand der Präsident in Jamestown nichts gethan. Die meist schadhaften Vorräthe, welche das Schiff hinterlassen, waren verzehrt und an Waffen waren sie durch Arglist und Diebstahl um Vieles ärmer geworden. Indessen waren sie nun für die nächste Zeit, ja, wenn Alles gut ging, bis zur nächsten Ernte vor Hunger geschützt und konnten ihre Kräfte der nöthigen Arbeit zuwenden. Dazu traf Smith gleich nach seiner Rückkehr die strengsten Anordnungen. Er theilte die Colonisten in Compagnien von 10—15 Mann und hielt ein Register über den Fleiß und die Leistungen der Arbeiter, um danach Lob und Worte der Beschämung auszutheilen. Sechs Stunden am Tage waren zu den öffentlichen Arbeiten bestimmt; die übrige Zeit war dem Vergnügen

*) Smith I, S. 220.

und leichten militairischen Uebungen gewidmet. Auf die Verrichtung ihrer Pflichten hielt der Präsident mit unerbittlicher Strenge. Sein Wahlspruch war: wer nicht arbeiten will, darf nicht essen. Er selbst war überall, sah, hörte, wußte Alles. Wo er zu loben fand, war er zum wärmsten Lobe willig, aber er erklärte laut, es sei wider Recht und Billigkeit, daß 30—40 Biedermänner sich abarbeiten sollten, um 150 faule Bäuche zu füllen. Seine Energie und außerordentliche Persönlichkeit wirkten Wunder und es gelang ihm nach und nach, Alles im Innern in einen ordentlichen geregelten Gang zu bringen, nicht jedoch ohne erst mehre wackere Abenteuer mit den Indianern durchgefochten und sich die ganze Nachbarschaft durch einige harte Maßregeln unterworfen zu haben.

Der Leser wird sich erinnern, daß ein Trupp Tagediebe, durch Adam und Franz verführt, zu Powhatan entweichen wollten. Unterwegs aber begegneten sie einigen Offizieren, die der Präsident von Werowocomoco nach dem Fort vorausschickte, sodaß sie genöthigt waren, umzukehren. Nun kam Franz, als Indianer verkleidet, in die Nähe des Forts, nach dem Glashaus, das eine Viertelstunde davon errichtet war, und das den Verräthern zum Sammelplatz diente, um zu sehen, was aus ihnen geworden. Dort waren auch oft schon entwendete Amunition und Werkzeuge aller Art heimlich hingeschleppt und der Colonie entwendet worden, ohne daß man auf die Spur gekommen. Endlich schöpfte Smith Verdacht und machte sich mit 20 Schützen nach dem Glashaus auf den Weg, den Verräther zu fangen. Da er ihn nicht mehr fand, vertheilte er seine Leute, ihm den

Rückweg abzuschneiden, und ging allein nach dem Fort zurück. Hier begegnete er einem ihm bekannten Indianer, dem Häuptling von Paſhiphay, einem benachbarten Dorfe, westlich am Jamesfluß. Dieser wollte ihn bereden, tiefer mit ihm in das Holz zu gehen, wo er einen Haufen Leute versteckt hatte. Als er den Hauptmann dazu nicht willig und ihn blos mit einem Säbel bewaffnet fand, versuchte er einen Schuß. Allein jener hinderte es, indem er ihn packte; der Wilde dagegen hinderte ihn, ihn wiederpackend, seinen Säbel zu ziehn, und stark und mächtig wie er war, schleppte er ihn in den nahen Fluß, ihn zu ertränken. Lange kämpften sie im Wasser, aber Smith hielt den Indianer so fest an der Kehle, daß er ihn erdrosselt haben würde, wenn dieser nicht endlich flehentlich um sein Leben gebeten hätte. So schleppte ihn Smith ans Ufer und nach dem Fort, wo er ihn in Ketten legte.

Unterdessen war Franz eingebracht und suchte sich umsonst herauszureden, daß Powhatan sie gezwungen, für ihn Waffen zu schmieden und ihm welche zu verschaffen u. s. w. Das offne Bekenntniß des indianischen Häuptlings zeugte wider ihn; indessen schonte Smith seines Lebens. Jenen bemühte sich Smith für die andern deutschen Verräther auszutauschen und schickte darum, von dem Indianer dringend angelegen, mehrmals an Powhatan. Allein dieser ließ nur sagen, er hindere die Leute nicht zurückzukehren; sie aber wollten nicht, und sie 50 Meilen weit auf den Rücken von Indianern zurücktragen zu lassen, vermöge er nicht. Unterdessen entkam der indianische Häuptling durch eine Nachlässigkeit seiner Wache. Der Präsident schickte ihm Winne und

Percy mit Truppen nach, ihn zu verfolgen, war aber so wenig mit dem zufrieden, was sie ausgerichtet, daß er sich gleich darauf selbst aufmachte, und zum ersten Mal, seitdem sie im Lande, sehen wir ihn einen förmlichen Verwüstungszug gegen die Indianer unternehmen, durch den er der Colonie dauernden Frieden zu erkaufen hoffte. Er zog gegen die Pashiphayer, verbrannte ihre Häuser, nahm ihre Boote und Fischernetze weg und verbreitete Schrecken, wohin er kam. Die Folge war, daß sie ihm Friedensboten entgegenschickten, und ein junger Mann, Namens Okaning, sprach solche kluge und würdige Worte zu ihm, daß Smith davon betroffen ward und den Frieden gern gewährte: „Werowanz Smith", sagte er unter andern, „wenn mein Herr dich beleidigt hat, indem er aus der Gefangenschaft entfloh, so bedenke, daß die Fische fortschwimmen, die Vögel fortfliegen, die wilden Thiere fortlaufen, den Netzen und Fallen zu entkommen. Tadle darum den Menschen nicht, der handelt wie sie. Erinnere dich auch, daß er sich einst bemüht hat, dein Leben zu retten, als du ein Gefangner warst. Hat er dich seitdem beleidigt, so hast du es seitdem auch dreifach gerächt. Wir wissen, daß du uns vernichten willst, wir kommen aber um deine Freundschaft zu bitten und daß wir in unsern Häusern wohnen und unsre Felder bebauen dürfen. Die Früchte von diesen wollen wir mit dir theilen. Wenn du uns aber vertreibst, so wirst du selbst am meisten dabei verlieren. Denn wir können überall pflanzen, wenn es uns auch mehr Arbeit kostet, ihr aber könnt nicht leben ohne unsre Ernten. Wenn ihr uns Frieden versprecht, wollen wir euch trauen, wenn nicht, das Land

verlassen.“ — Friede ward geschlossen und so lange Freundschaft gehalten, als Smith im Lande war. Auch der ihnen noch näher gelegne Stamm der Quiyoughnohanoken, etwa anderthalb Stunden von Jamestown, blieb ihnen befreundet, und der Häuptling desselben, der ein redlicher, ordentlicher, worthaltender König genannt wird, pflegte oft zu Smith zu schicken, ihn mit Geschenken zu ersuchen, seinen Gott um Regen anzuflehen oder dergleichen. Denn obwol er fortfuhr mit dem andächtigsten Eifer seinen Götzen anzubeten, sah er doch ein, daß der Gott der Engländer dem seinen so überlegen wäre, wie „eine Flinte dem Pfeil und Bogen.“

Als Hauptmann Smith von diesem Zuge nach dem Fort zurückkehrte, vernahm er große Klagen über einige Diebstähle der Chickahoming, die, da sie mit den Engländern in Frieden und Handelsverbindungen lebten, freien Zutritt in Jamestown hatten. Unter Andern war eine Pistole kürzlich gestohlen und der Dieb entkommen, aber die beiden Brüder desselben waren ergriffen worden. Der Präsident, der gern kurzen Prozeß machte, hielt den einen fest und entließ den andern mit dem Bedeuten, wenn er nicht in zwölf Stunden mit der Pistole zurückkomme, solle der Gefangene aufgeknüpft werden. Da er aber nur hart war, wenn er glaubte es sein zu müssen, nie unmenschlich, schickte er dem armen, nackten Menschen Essen ins Gefängniß und Kohlen, sich Feuer anzumachen. Nun kannte aber der Indianer die Wirkungen des Kohlendampfes nicht, und als der Bruder mit der Pistole zurückkehrte, fand man ihn halb erstickt und scheinbar todt. Smith beruhigte den laut Klagenden und versprach ihm, seinen Bruder wieder ins Leben

zu rufen, was ihm auch mittels Essig, Brantwein und frischer Luft, und nachdem sich der Betäubte in langem Schlaf erholt, glücklich gelang. Das Gerücht davon trug sehr viel bei, die Furcht und Verehrung der Indianer für den großen Werowanz, der Todte zu erwecken vermöge, zu mehren.

Noch ein anderer Vorfall diente dazu, die Indianer in Furcht zu erhalten. Sie hatten sich eines Beutels mit Pulver und eines Stückes einer alten Rüstung bemächtigt, und einer von ihnen, der sich darauf zu verstehen glaubte, wollte seinen Freunden zeigen, wie die Soldaten in Jamestown ihr Pulver zu trocknen pflegten. Aber plötzlich entzündete sich dasselbe und tödtete eine Menge der in kindischer Verwunderung darüber Gebeugten. Schrecken verbreitete sich durch die ganze Gegend, und selbst Powhatan, der sein Volk in solcher Stimmung sah, gab sich die größte Mühe, das gute Vernehmen mit den Engländern zu erhalten. Oft wurden, sie sich zu Freunden zu machen, nun gestohlne Sachen zurückgebracht, die sie längst aufgegeben hatten; oft auch wurden von den benachbarten Häuptlingen Diebe ihnen ausgeliefert, sie selbst für das Vergehn zu züchtigen.

So gewannen die Colonisten eine ruhige Zeit und während drei ganzer Monate konnten ihre Arbeiten ruhig von Statten gehn. Zwar vermochte Smith fort und fort von der Masse nichts als durch Zwang zu erlangen, aber Alles war doch nun eingeleitet, und da kein Kriegs- oder Handelsgeschäft ihn nach Außen trieb, konnte er innen die Zügel desto fester halten. Sein Ansehn stieg überdem, als auch Hauptmann Winne starb und die ganze Regierung nun als Präsident und Rath in seiner

Person concentrirt ward, sodaß sein Wille Gesetz war. Die jüngern Offiziere waren ihm alle sehr ergeben. Mehre von ihnen sind die Verfasser einzelner Stücke in seiner Geschichte von Virginien und die zum Theil von ihnen gemachten, dieser vorgedruckten Gedichte zu Ehren John Smith's drücken alle unbedingte Liebe und Bewunderung aus. So, nicht von äußerm noch innerm Krieg gestört, gelang es den Colonisten, während dieser drei Monate 20 neue Häuser zu bauen, ihre Kirche zu bedachen und einen Brunnen mit reinem süßen Wasser zu graben, der ihnen unschätzbar war; außerdem brachten sie Vorräthe von Pech, Theer und Potasche und eine Probe von Glas zu Stande, fertigten eine Menge von Fischernetzen und errichteten zwei Blockhäuser, eins auf Hog-Island mit einer Wache, um Nachricht von ankommenden Schiffen zu geben, das andere an der Spitze der Meerenge, mit einer Besatzung, mit den Indianern zu handeln und bei dem Niemand ohne einen Befehl des Präsidenten vorbei durfte. 30—40 Morgen Landes wurden umgegraben und bepflanzt, wobei ihnen zwei gefangne Indianer, die ihnen zeigten, wie der Boden zu behandeln, von großem Nutzen waren. Diese beiden Männer gefielen sich so bei ihnen, daß sie auch, nachdem sie frei gelassen, kaum von ihnen fort wollten. In den Mußestunden wurden als freiwillige Arbeit Bäume gefällt und Schindeln und Tafelwerk gemacht. Auf einem hohen Hügel an einem kleinen Flusse in der Nachbarschaft fingen sie eben an, ein neues Fort für den Fall der Noth zu erbauen, als ihre Arbeiten durch eine unangenehme Entdeckung unterbrochen wurden.

Es fand sich nämlich, daß ihr Korn halb verfault

und die andere Hälfte von dem Rattenheere halb verzehrt war, das ihnen die Schiffe zurückgelassen, und daß kein Mittel genügen wollte, letzteres zu vertilgen. Daraus entstand nun große Verlegenheit, denn bei den Wilden zu dieser Zeit Vorräthe zu finden, konnten sie nicht hoffen. Zwar war keine eigentliche Hungersnoth zu fürchten, denn die Colonisten selbst hatten eine Menge von Schweinen und Hühnern gezogen und die Freundlichkeit der indianischen Nachbarn brachte ihnen vieles Wild, Eichhörnchen und Geflügel. Außerdem hatten sie Fische in Fülle und Austern, auch allerlei gesunde Kräuter, wie Sauerampfer und eine Wurzel, die Smith Tockwhogh nennt, aus der sie sich Brot buken. Allein der Mangel an Mehl ward auf das Empfindlichste gefühlt, und es ward weit und breit umhergeschickt, ob man noch etwas Korn einkaufen könnte, jedoch mit geringem Erfolg, obgleich sich Powhatan bei dieser Gelegenheit sehr gefällig zeigte. Die Colonisten aber begehrten ungeduldig nach Korn und drangen in den Präsidenten, lieber Alles dafür hinzugeben, Waffen und Geräthschaften, ja ihre Werkzeuge, letztere besonders, damit sie nicht zu arbeiten brauchten und ihre Tage in Müßiggang hinbringen könnten. Sein ernster Widerstand erregte Murren, einige versuchten mit der Pinasse nach Neufundland zu entfliehen, und er mußte zu den strengsten Maßregeln schreiten und den Galgen drohend in den Hintergrund stellen. Dabei ging er bei den Theilungen mit der gewissenhaftesten Gerechtigkeit zu Werke, ohne sich auch nur die mindeste Bevorzugung zu erlauben. Dennoch versöhnte er sich die Gemüther nicht und nur seine eiserne Hand hielt sie nieder. Um indessen die

Zahl der hungrigen Mägen im Fort zu vermindern, quartirte er Viele bei den benachbarten Indianern ein; und diese wurden so gut bewirthet, daß andere davon und jenen nachliefen, die aber von den Indianern immer wieder zurückgeschickt wurden, theils aus Furcht, theils weil sie wol nicht Lust hatten, außer den Kostgängern, für die jener bezahlte, noch andere zu erhalten.*) Hierdurch aber, sowie wegen der nöthigen Beschäftigung mit Fischen, Jagen, Suchen nach Korn stockten alle Arbeiten.

Unterdessen war Herr Sicklemore von den Tschawanoken zurückgekommen, jedoch ohne die mindeste Spur von den Verlorenen gefunden zu haben und auch ohne Seidengras mitzubringen. Dem Verlangen des Rathes in England genugzuthun, schickte er Nathanael Powell und Anas Todkill — Letzterer ein fleißiger Mitarbeiter an der Geschichte von Virginien — auf einen zweiten abenteuerlichen Zug nach der Grenze von Nordcarolina; allein, da bereits 23 Jahre seitdem vergangen waren, wie man leicht denken kann, mit keinem bessern Erfolg.

Der Präsident gab sich inzwischen immer noch Mühe, die deutschen Arbeiter und einige andere Ausreißer entweder durch Verzeihung ihrer Vergehungen wiederzugewinnen, oder sie für diese zu strafen. Zu dem Behufe schickte er einen Schweizer, Namens Volday, an sie ab. Dieser aber, ein verschmitzter Heuchler, betrog ihn noch ärger und vereinigt boten die Verräther Powhatan ihre Dienste an, indem sie sich erboten, das Fort in Brand zu stecken, der Engländer Vieh zu tödten und

*) Smith I, S. 230.

sich der Pinasse zu bemächtigen. Als dies den Colonisten bekannt ward, war Alles so empört, daß sich mehre willig erklärten, die Verräther vor Powhatan's Augen niederzuhauen. Smith schickte auch Boten ab, mit dem Befehl, sie todt oder lebendig zu fangen, aber die Betrüger wußten sich herauszureden, und seine Befehle blieben unerfüllt, da jene Alles auf Volday schoben. Powhatan aber, obwohl selbst zur Verrätherei willig, wenn es ihm Vortheil brachte, war doch den Verräthern abhold und ließ ihm sagen, er halte weder seine Landsleute zurück, noch hindere er ihn, sie strafen zu lassen.

Adam kehrte darauf freiwillig zurück, nachdem er sich hatte Verzeihung zusichern lassen. Als aber späterhin, nachdem Smith bereits das Land verlassen und Lord Delaware Gouverneur war, er und Franz noch einmal zu Powhatan übergingen und ihm ihre Dienste gegen jenen anboten, sagte der alte Häuptling: „Ihr habt euern Herrn Smith an mich verrathen; gradeso würdet ihr mich nun an den großen Lord verrathen!" und ließ ihnen beiden von seinen Leuten das Gehirn einschlagen. Volday dagegen wußte nach England zu kommen, sich durch prahlerische Erzählungen von Goldminen die Gunst einiger Mitglieder der Compagnie zu gewinnen und sich reichen Lohn zu erwerben. Als er aber mit Lord Delaware nach Virginien zurückkehrte und seine Betrügereien an den Tag kamen, ward er verstoßen und kam in Elend um.

Wir haben im Berichte des endlichen Geschickes dieser Elenden der Geschichte vorgegriffen und kehren nun zu unserm wackern Helden zurück. Dieser war noch mit dem erzählten Ereigniß beschäftigt, als ganz unerwartet

im Frühling 1609 ein Schiff von England ankam, das Capitain Argall, späterhin Gouverneur der Colonie, befehligte. Es war reich mit Lebensmitteln und Wein beladen, und kam mit den Colonisten zu handeln und Stör zu fangen. Obwol er hierin ein verbotenes Geschäft trieb *), so drückte man doch dazu in England ein Auge zu, weil Argall ein Verwandter des Sir Thomas Smith war. Die Noth zwang die Colonisten, seine Provisionen zu nehmen; aber sie rüsteten ihn nachher zur Heimreise aus und erklärten den Zustand der Sachen in England. Durch ihn empfing Smith Briefe, welche die volle Unzufriedenheit des Rathes mit dem, was sie sein hartes und grausames Betragen gegen die Indianer nannten, ausdrückten und ihm Vorwürfe machten, die Schiffe nicht mit werthvollern Dingen befrachtet zu haben. **)

Dies aber war ein Punkt, über den sich Smith und die Compagnie nie hätten einigen können, denn beide gingen in ihrer Handlungsweise von den allerverschiedensten Gesichtspunkten aus. Die Compagnie dachte nur ausschließlich an ihren Vortheil, und zwar begehrte sie, in kleinlichster merkantilischer Beschränktheit, unmittelbaren Profit. Smith dachte hauptsächlich an das Beste der Ansiedler, überzeugt, daß nur daraus nach und nach ein wesentlicher Nutzen erwachsen könnte. Die Compagnie hatte nur an eine commerzielle Niederlassung gedacht, dies bewies sie, da sie die ersten und zweiten Auswanderer ohne Frauen schickte, die allein

*) Stith 100.

**) Smith I, 232.

die Wildniß ihnen zum andern Vaterland hätten machen können; Smith wollte den Auswanderern eine neue, selbsterschaffne Heimat gründen. Für die Compagnie war es eine gewöhnliche Handelsspeculation, für Smith eine durch rege Menschenkräfte und Gottes Segen hervorzurufende Schöpfung, aus der nach und nach seinem Vaterlande edlere Früchte hervorschießen mußten, als ein Paar gefüllte Geldsäcke reicher Krämer und habsüchtiger Edelleute. Die Compagnie endlich schwelgte in unreifen Träumen von Goldminen- und Edelsteinbergwerken, aus denen von Smith's derber Hand aufgeschüttelt zu werden sie verdroß; sie bildete sich mit der verblendeten Hartnäckigkeit einer blinden Habgier den ungeheuern Welttheil in Gedanken zu einer schmalen Landzunge zwischen dem atlantischen Ocean und der Südsee aus; Smith aber kannte das Land und wußte, daß aus ihm nur durch Arbeit Gewinn zu ziehn*) und ein Häufchen Fremdlinge sich nie durch Tausende von feindlichen Indianern bis zur erträumten Südsee weder durchschlagen noch durchwinden konnte, möge diese nun nahe oder fern sein.

Von Argall erfuhr Smith, was seine Briefe nicht erwähnten, von den neuen Maßregeln in Bezug auf Virginien, die man in England getroffen, und von der Flotte, die dort ausgerüstet worden und wol schon abgesegelt sein mußte.

*) Smith II, S. 106.

Neunter Abschnitt.

Trotz den fehlgeschlagenen Erwartungen der Londoner Gesellschaft, hatte das Interesse für ihre Unternehmung sich mehr und mehr in England verbreitet und zum Glück auch endlich einige Geister von hellern Blicken und weitern Ansichten ergriffen. Zwar ihn, der den ersten Funken geschlagen zu diesem Feuer, Sir Walter Raleigh, hielt seines Königs erbärmliche Feindseligkeit, die endlich sein edles Haupt aufs Schaffot legte, noch immer im Kerker; aber als wolle die Vorsehung seine verkannte Größe an seinen Gegnern rächen, indem sie sie zu Ausführern seiner Plane machte, stand jetzt sein Hauptfeind Cecil an der Spitze des Unternehmens, das Er einst angeregt. Viele andere edle Namen gesellten sich ihm zu und das Kapital der Gesellschaft schwoll durch reiche Subscriptionen des hohen und niedern Adels zur bedeutenden Summe an. Aber die so ihrem Charakter nach umgewandelte Gesellschaft lag den König um eine neue Charte an, die dieser, wahrscheinlich weil er das Interesse dafür schon verloren hatte, obgleich er dadurch alle seine Vorrechte in die Hände der Compagnie gab, willig gewährte. Die erste Charte hatte der Compagnie nichts gegeben als ein wüstes Land, mit dem Recht, es anzupflanzen und zu beschützen, und die Hoffnung des Erwerbs, während alle legislative Gewalt, die Besetzung von Stellen und die Aussicht auf eine einstige, feste Einnahme dem

König vorbehalten ward. Die neue Charte trug die ganze Macht, gesetzgebende und ausübende, auf die Gesellschaft über. Der oberste Rath in England sollte von nun an von den Theilhabern des Kapitals ernannt werden; der von ihnen zu ernennende Gouverneur von Virginien aber sollte die Colonie nach den durch dieselbe Macht zu gebenden Gesetzen und Instructionen regieren, ohne der Krone Rechenschaft zu geben, selbst in Criminalsachen, und im Falle des Aufruhrs sogar das Kriegsgesetz einführen und handhaben dürfen. Kein Gedanke von Rücksicht dabei auf die Colonisten, die im Vertrauen auf die *alte* Charte sich in die Wildniß begeben! Mit der Sicherheit, in der Fremde unmittelbar unter königlicher Hoheit zu stehen, hatten sie ihr Vaterland verlassen, und es leidet keinen Zweifel, daß die königliche Gewalt dem kleinlichen Despotismus einer merkantilischen Gesellschaft eine wohlthätige Hemmung anlegte; jetzt wurden sie auf einmal der Willkür eines Gouverneurs preisgegeben, den eine Handelscorporation ebenso willkürlich zu ernennen hatte.

Daß die Vorstellung, durch den Ertrag des Landes auf das Allerglänzendste für alle jetzigen Aufopferungen belohnt zu werden, zu tief Wurzel geschlagen, um durch die bisherigen ärmlichen Erfolge, die man einzig und allein der irrigen Behandlung zuschrieb, erschüttert zu werden, zeigte sich klar in der ganzen prahlerischen Ausrüstung der neuen Expedition. Nicht allein wurden die Grenzen der Colonie erweitert; Würden und Stellen wurden errichtet, Namen und Titel ausgetheilt, die einem Königreich, auf alt-ehrwürdige Institutionen gestützt, geziemender waren als einer halb verhungerten Colonie

von noch nicht 500 Abenteurern.*) An der Spitze des neu zu errichtenden Staates stand Lord Delaware, ein vornehmer Edelmann von hohen und milden Gesinnungen, als General-Capitain oder Gouverneur von Virginien; sein Lieutenant oder Statthalter war Sir Thomas Gates; Sir George Somers, Admiral; unser Bekannte, Capitain Newport, der Einzige von Allen, der je in Virginien gewesen, Vice-Admiral; Sir Thomas Dale, Ober-Marschall; Sir Fernando Wainman, Stallmeister. Diesen hohen Personen gesellten sich 500 Andere bei, darunter mehre Frauen und Kinder, und nicht weniger als neun Schiffe wurden ausgerüstet, die Colonie an Ort und Stelle zu bringen.

Thöricht wie der Entwurf war die Ausführung. Die Charte war vom 23. Mai 1609 ausgestellt. Geschäfte aber hielten Lord Delaware noch in England bis zum Herbste zurück. Demzufolge wurden Sir George

---

*) Smith macht sich über die neuen Einrichtungen verdientermaßen lustig, I, S. 234. Mehr noch in Advertisements for the unexperienced Planters in New-England or anywhere etc. wo es heißt: zuletzt kriegten sie eine Commission auf ihren eignen Namen, indem sie dem Könige in sieben Jahren Abgaben versprachen, während wir für 21 frei gewesen waren, und den Lord Delaware zum Gouverneur ernannten mit so vielen und stattlichen Beamten und Aemtern unter ihm, wie sie sich für ein großes Königreich gehören, mit guten Summen für ihre außerordentlichen Kosten; auch Privilegien für Städte, Charten für Corporationen, Universitäten, Freischulen und Pfarräcker, alles dies einführten, ehe es weder Leute gab, noch Studenten oder Schüler, sie zu bauen oder zu gebrauchen; oder Provisionen und Lebensmittel, die zu ernähren, die es gab u. s. w. S. Collections of the Massachusetts Historical Society. Series III, S. 11.

Somers, Sir Thomas Gates und Newport jeder mit einer Commission versehn, die denjenigen, der von ihnen zuerst anlangte, autorisirte, die alte Charte durch die neue zu ersetzen und die Zügel bis zu des Gouverneurs Ankunft zu führen. *) In den letzten Tagen des Mais verließen sie England.

Nach einer unter diesen Umständen ganz unbegreiflichen Uebereinkunft hatten die drei Commissarien sich in ein und demselben Schiffe eingeschifft, und im nämlichen Admiralschiffe waren auch sämmtliche Papiere mit ihren Instructionen und die meisten Provisionen. Am 25. Juli ward dies Fahrzeug von der übrigen Flotte durch einen heftigen Sturm losgerissen und halb zertrümmert an eine der Bermudas geschleudert. Ein anderes kleineres Schiff ging unter; die sieben andern kamen zum Theil im traurigsten Zustand und entmastet und mit durch die Wellen verdorbenen Provisionen in Virginien an. Viele der Passagiere waren unterwegs gestorben, mehre lagen krank. Smith, der trotz Argall's Erzählung auf eine solche Flotte nicht vorbereitet war und von seinen Kundschaftern auf Hog-Island von ihrer Ankunft benachrichtigt wurde, glaubte nicht anders, als daß die Spanier kämen, und ließ das Fort in Vertheidigungszustand setzen. Und nun zeigte sich erst recht die Hochachtung der Indianer gegen ihn, der sie sowol gegen die Anmaßungen der Seinen geschützt, als diese gegen ihre Feindseligkeiten. Auf jeden Fall wollten sie keine neuen Fremden haben; und so kamen sie auf das

*) Smith I, 233, 234 und Purchas IV, 1729.

Gerücht herbei und erboten sich mit ihm gegen seine Feinde zu kämpfen. *)

Und wohl wär es ihnen gewesen, sagt die Geschichte Virginiens und Smith's, auf die wir uns so oft haben berufen müssen, wenn es die Spanier gewesen wären, gegen die wir hätten mit offnen Waffen streiten können, während wir den heimlichen unserer sogenannten Freunde nichts als Duldung entgegensetzen konnten. Drei von den angekommnen Schiffsführern waren Radcliffe, Martin und Archer. Dies ist genug gesagt, um auszudrücken, daß Zank, Frechheit und Verrath mit ihnen kamen. Unter den übrigen Offizieren waren mehre Männer von Familie und von ehrenhaften Gesinnungen; aber ihre Gemüther waren gegen Smith durch die Verleumdungen jener und Newport's vergiftet, und erst als sie eine Zeit lang in seiner Nähe gewesen und ihn selbst hatten beobachten können, wendeten sie sich ihm zu und blieben seine standhaften Freunde. Die Masse der Colonisten war, wo möglich, aus noch schlimmern Elementen zusammengesetzt als die vorige Zufuhr: wilde Renommisten, von ihren Familien aufgepackt, um sie den Gefängnissen zu entziehen, oder der Schande ihrer Verwandtschaft zu entgehen, Parasiten des hohen Adels, der sie abzuschütteln wünschte, und ein Haufen anderer Tagediebe, die in der neuen Welt durch glückliche Zufälle zu erlangen hofften, was die alte kaum dem thätigsten Fleiße gewährt. Davon viele überdem krank, alle hungrig, anspruchsvoll und ungezügelt — eine Ver-

*) Smith I, S. 234.

wirrung trat ein, die keine Worte beschreiben können und die sich natürlich auch den kaum mit mühsamer Anstrengung zur Ordnung gebrachten Ansiedlern mittheilte, welche sich plötzlich von den neuen Ankömmlingen, die, auf die neue Charte pochend, auf sie mit Verachtung herabsahn, aus ihren Häusern und allen ihren Rechten verdrängt sahen.

Nur durch die geringe Popularität, die Smith unter der Masse dieser Letztern genoß, welche er bisher nur mit eiserner Hand in pflichtmäßigen Gehorsam hatte halten können, ist es zu erklären, daß er den gelandeten Friedensstörern, die seine Autorität anzuerkennen sich weigerten, nicht mit bewaffneter Hand entgegentrat, wozu er, so lang er noch keine der neuen Commissaire mit Augen gesehn und überhaupt noch keine direkte Botschaft vom obern Rathe empfangen, auch legal vollkommen berechtigt gewesen wäre. Aber da das Admiralschiff mit den Commissarien jeden Tag ankommen konnte, das ihn ja doch alles Handelns überhob, zog er sich, wahrscheinlich übermannt von Ingrimm und Zorn, stillschweigend zurück und ließ die Ankömmlinge schalten und walten. Gern wäre er auf der Stelle nach England zurückgekehrt, um nur das verworfene Wesen nicht mit ansehn zu müssen. Ein vollständig anarchischer Zustand begann nun. Die Neuangekommenen übertrugen die oberste Gewalt bald dem Einen bald dem Andern. Heute ward nach der alten Charte regiert, morgen nach der neuen, übermorgen nach gar keiner. Da war kein Zusammenhang, keine Verantwortlichkeit. Das Admiralschiff blieb aus und war vielleicht gänzlich verloren. Ein wildes, aufrührisches Treiben hielt die ganze Colonie

in stürmischer Bewegung und Alles schien dem Untergange zuzutaumeln.

Da entschloß sich John Smith, noch einmal die Zügel des Regiments mit starker Hand zu ergreifen, und nie erscheint er uns edler und größer, als wie er im Gefühle, nur dies könne die Colonie, die ja so lange der Gegenstand seiner unermüdlichen Sorgfalt gewesen war, vom Untergange retten, sich gegen seinen Wunsch und Willen von Neuem den Stürmen der Bosheit und des Aufruhrs entgegenstellt. Er ließ sogleich die Rädelsführer ergreifen, darunter Archer und Radcliffe-Sicklemore, und sie im Gefängniß halten, bis ein Gericht ihre Sache untersuchen könne. Nun erst trat im Fort einige Ruhe ein. Um diese zu erhalten, beschloß er die Kräfte zu theilen und schickte West mit 120 Mann den Jamesfluß hinauf, um am Fall desselben ein Castell zu errichten; ungefähr ebensoviel Leute schickte er für den nämlichen Zweck nach Nansemond, einem indianischen Dorf südöstlich von Jamestown, am jenseitigen Ufer und nicht weit von der Mündung des Stromes, nach dieser Seite hin die Grenze ihrer Entdeckungen. Diese Truppen sollte Martin führen, allein da Smith's Präsidentenjahr sich eben zu Ende neigte, so übergab dieser nach dem Gange Rechtens vorher jenem das Patent. Martin aber fühlte zu sehr, wie wenig er, besonders unter den bestehenden Umständen, diesem Amte gewachsen war, und schon nach drei Stunden gab er die Zügel des Regiments wieder in die Hände, die allein im Stande waren, sie zu halten. Er selbst ging mit den Truppen nach Nansemond.

Die dortigen Indianer zahlten den Engländern eine

Art Tribut und waren ihnen im Ganzen freundlich gesinnt; allein Martin's unverständiges Betragen, indem er bald Unverschämtheit, bald Furcht zeigte, verwandelte sie bald in gefährliche Feinde. Sein Fort errichtete er mitten unter ihren Häusern und machte ihren Häuptling so zum Gefangnen. Sie überfielen ihn, tödteten viele seiner Leute und schleppten ungestraft sein Korn weg. Zitternd schickte er nach Jamestown um Beistand. Smith sandte ihm 30 Mann, die er aber zu feige war, zu irgend einem Unternehmen zu gebrauchen, sodaß sie zu einer Zeit, wo von Disciplin gar nicht die Rede gewesen zu sein scheint, in Verdruß unverrichteter Sache wieder zurückkehrten; er selbst mit ihnen, indem er den Rest ihrem Schicksale überließ.

Die Erbauung des Castells am Jamesfall nahm ein noch unglücklicheres Ende. West, wie es scheint, ein tapfrer und ehrenwerther junger Mann, aber von schwacher, lenksamer Natur und geringer Urtheilskraft, hatte eine unbequeme Stelle gewählt, die beständigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war. In der Verlegenheit darüber ging er nach Jamestown und begegnete unterwegs dem Präsidenten, der nach dem Unternehmen sehn wollte. Dieser schloß nun einen äußerst vortheilhaften Handel mit Powhatan ab, indem er den Platz dieses Namens von dem Häuptling kaufte. Letzterer wohnte damals in Orapaca, zwischen dem Pamunkey *) und dem James, und es ist schwer zu begreifen, warum er

*) Dieser Fluß ist auf Smith's Karte als Youghiamund bezeichnet, in andern Schriften der Zeit heißt er aber schon Pamunkey.

sich zu einem Verkauf des so nahgelegnen Powhatan entschloß, wo er, wahrscheinlich nach dem Beispiel der Engländer, schon ein Fort angelegt hatte und nicht weniger als 200 Morgen Landes urbar gemacht waren. Genug, Smith verstand es, dies Dorf gütlich und vortheilhaft an sich zu bringen und ging mit zufriednem Sinn nach dem halbfertigen Castell am Jamesfall, die Besatzung dorthin zu führen. Was mußten seine Empfindungen sein, als sie mit aufrührerischem Geschrei sich weigerten ihm zu folgen. Nicht ihm, nur dem Lord-Gouverneur hätten sie zu gehorchen, behaupteten sie; hier, hart an der Grenze des Landes der Monacaner, wollten sie bleiben; denn dies sei das wahre Goldland, wo keiner Eingang haben sollte, als den sie hineinließen u. s. w. Smith war nur in einem Boote mit fünf Mann gekommen; aber mit diesen fünf Getreuen widerstand er der aufrührerischen Rotte und ließ ein Paar der Rädelsführer festnehmen. Nun kamen die Indianer herbei, beklagten sich bitterlich über die bösen Leute, die er unter sie gesandt, und baten ihn, ihnen nicht zu zürnen, wenn sie gegen dieselben sich vertheidigten. Denn, sagten sie, die, welche sie gegen die Monacaner schützen sollten, — unter diesem Vorwand ward das Castell errichtet — seien viel schlimmer, als die Monacaner selbst. Sie stöhlen ihr Korn, brächen in ihre Häuser, beraubten ihre Gärten; nur in der Erwartung, daß Werowanz Smith sie dafür strafen würde, hätten sie bis jetzt dies geduldet.

Solche und ähnliche Klagen kamen immer wieder an Smith während der neun Tage, die er in dieser Gegend verweilte. Als sie das aufrührerische Betragen

dieses Gesindels sahen, erboten sie sich, Smith beizustehn sie zu strafen, wenn er sie nur führen wollte. Smith widerstand. Er bemächtigte sich des Schiffs der Mannschaft, das ihre Vorräthe enthielt, wo er zum Glück die Matrosen treu erfand, und segelte den Strom hinunter nach Jamestown, vielleicht um dort Verstärkung zu holen. Kaum jedoch sahen die Indianer das Schiff unter Segel, als sie die im Castell überfielen und ein Gemetzel drin anrichteten, das großen Schrecken unter jenem erbärmlichen Gesindel erregte, obwol dieses bei weitem zahlreicher war. Als nun das Schiff kaum eine Viertelstunde gefahren war, lief es auf den Grund, sodaß die Nachricht von dem Vorgefallenen Smith gleich zukam. Die Aufrührer unterwarfen sich nun willig allen Bedingungen, und Smith, nachdem er die Anführer hatte festnehmen lassen, unterdrückte ihre Schuld. Er ließ nun die Indianer für die ihnen geraubten Sachen entschädigen und führte die Truppen selbst nach Powhatan, wo es Einigen auch so wohl gefiel, daß das Fort Non-Such *) genannt ward, in dem Gefühl, daß es keinen so angenehmen Ort in Virginien mehr gäbe. Er setzte nun neue Offiziere ein, brachte Alles in Ordnung und wollte eben nach Jamestown aufbrechen, als Hauptmann West zurückkam, von dem schwer zu errathen ist, warum er so lange von seinem Posten abwesend gewesen. Kaum erschien dieser, als sogleich die Empörung wieder ausbrach. Nur er, sagten sie, solle sie führen, und daß sie sich geweigert, Smith zu folgen, sei blos ihm zu Ehren geschehen. West scheint

*) Etwa Ohne Gleichen zu übersetzen.

nichts gethan zu haben, dies zu veranlassen; allein um das Verfahren des Aufrührerhaufens zu verstehen, braucht man sich nur zu erinnern, daß West der Bruder des zu erwartenden General-Gouverneurs war. Smith, in der Ueberzeugung, in dieser Sache nichts mehr thun zu können, überließ nun West die Führung dieser Rotte und kehrte nach Jamestown zurück. Kaum aber war er fort, als die Truppen, mit West an ihrer Spitze, wieder zurück nach dem Castell marschirten, durch das sie den Schlüssel zum Goldlande der Monacaner zu haben sich einbildeten.*)

Jetzt aber kommen wir zu einem Vorfall, der uns immer als der schmerzlichste Zug im Leben dieses seltnen Mannes betroffen hat, indem wir das Leben dessen, der bisher so ganz und ausschließlich auf seinem kräftigen Willen geruht, plötzlich das Opfer eines Ereignisses werden sehen, das wir einen unglücklichen Zufall nennen würden, wenn wir nicht den Finger der Vorsehung auch in scheinbaren Zufällen zu erkennen hätten. Auf der Rückreise lag er schlafend in seinem Boot — er hatte das Schiff vorausgeschickt —, da entzündete sich ein Pulverbeutel, der neben ihm lag, und zerriß und verbrannte ihm das Fleisch an Leib und Schenkeln auf die grausamste Weise. Die brennenden Kleider zu löschen sprang er ins Wasser und ward mit Mühe vom Er-

*) Vielleicht wird der Leser zu wissen wünschen, was dort ihr endliches Schicksal gewesen. Die Indianer hörten kaum von Smith's Abreise nach England, als sie über das Fort herfielen und die Hälfte der Leute erschlugen. West kehrte mit der andern Hälfte nach Jamestown zurück.

trinken gerettet. So kam er unter entsetzlichen Qualen todtkrank nach Jamestown, und die Nothwendigkeit, das Bett zu hüten und alle Geschäfte liegen zu lassen, quälte sein Gemüth wie der wüthendste Schmerz seinen Körper. Die Zeit, Sicklemore's und Archer's Sache vor Gericht zu bringen, war nahe herangekommen. Der hülflose Zustand, in dem die Bösewichter den Präsidenten wußten, ermuthigte sie, einen Versuch zu machen, die Untersuchung durch seine Ermordung niederzuschlagen; aber dem Spießgesellen, der zum Mörder ausersehn war, fehlte das Herz, als er eben abdrücken wollte.*) Als dieses mislungen war, zettelten sie eine Verschwörung an, dem Todwunden das Regiment zu entreißen, und bald gelang es ihnen, Unruhen zu stiften. Smith's Freunde, seine „alten Soldaten", wie er sie nennt, fühlten sich empört und drangen in ihn, ihnen zu erlauben, denen, die sich so gegen ihn auflehnten, ans Leben zu gehen. Allein Smith sah ein, daß es für jetzt mit ihm aus sei, und daß, wenn auch der jetzige Aufstand unterdrückt werde, es ihm doch, da seine Wunden in diesem Lande ohne Arzt und passende Arzneimittel nicht geheilt werden könnten, lange an der nöthigen Kraft fehlen werde, als Lenker diese unbändige Rotte zu zügeln, als Vater für die unmündige zu sorgen. Ueberdies fühlte er den Undank der Regierenden auf das Bitterste und konnte voraus wissen, daß von ihrer Weisheit nicht zu erwarten war, was allein praktische Kenntniß und Erfahrung lehren kann. Er entschloß sich daher kurz und gut, elend wie er war, nach England zurückzukehren,

*) Smith I, S. 289.

und bedang seine Ueberfahrt in einem der rückkehrenden Schiffe. Sein Amt zu übernehmen, hielt er keinen für ganz würdig, oder wenigstens tauglich, und er überließ es ihnen, nachdem viele deswegen ihn schmeichelnd angegangen, unter sich Percy zu wählen, der selbst krank war und die Rückkehr beabsichtigte, aber sich bereden ließ zu bleiben. Um Michaelis 1609 schiffte er sich ein*), tief beklagt von den wenigen Edeln, die er zurückließ und die empfanden, daß sie in ihm einen Führer verloren, „der in allen seinen Handlungen Gerechtigkeit zu seiner ersten Leiterin gemacht, Erfahrung zur zweiten, und Niedrigkeit, Faulheit, Stolz und Unwürdigkeit mehr haßte als irgend eine Gefahr; der niemals sich selbst mehr vergönnte, als seinen Soldaten, der in keine Gefahr sie je schickte, in die er sie nicht führte; der nie sie an dem Mangel leiden ließ, was er entweder selbst hatte oder auf irgend eine Weise verschaffen konnte; der lieber Ungemach litt, als borgte, lieber Hunger, als nicht bezahlte; der Handlungen mehr liebte als Worte, und Falschheit und Habsucht mehr haßte als den Tod; dessen thatkräftiges Wirken ihr Leben war und dessen Verlust ihr Tod." — **)

---

*) Smith II, S. 99—102. Relation to his Majesties Commissioners etc.

**) Smith I, S. 240. Das letzte Buch des ersten Theiles der Geschichte von Virginien, zugleich das Ende der Discoveries and accidents, das diese zwar im Geschmack der Zeit geschriebene, aber doch nicht gehaltlose Charakteristik enthält, ist von Richard Pots (Clarke of the Councell), William Tancard und G. P. (George Percy) verfaßt.

Er ließ die Colonie in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande zurück: beinahe 500 Ansiedler, unter denen 100 wohleingeübte Soldaten, von welchen die meisten die Sprache der benachbarten Indianer sprechen gelernt; drei Schiffe, sieben Boote, 24 Kanonen, 300 andere Schießgewehre, einen ansehnlichen Vorrath von Amunition, Geräthschaften und Werkzeugen; Kleidungsstücke so viel sie bedurften, und von Hausthieren und sonstigen Lebensmitteln genug, um trotz der großen Vermehrung der Mitesser bei vernünftiger Wirthschaft bis zu einer neuen Zufuhr damit auszukommen. Der nächste Abschnitt wird uns lehren, was sechs Monate später aus der Colonie geworden war.

Zehnter Abschnitt.

Leider müssen wir nach unsers Helden Abreise von Virginien vier und ein halbes Jahr verstreichen sehn, ehe wir wieder von ihm hören. Daß ein Mann von seinem thätigen Geiste unterdessen nicht stille gelegen, können wir voraussetzen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Colonisation von Amerika, die ihm so theuer geworden und der er schon so viele Opfer gebracht, ihn auch zum Theil während dieser vier Jahre beschäftigt habe. Denn es läßt sich kaum bezweifeln, daß der Rath in England, umsomehr, da er nach und nach aus Männern von edlern Gesinnungen gebildet wurde und der Zustand, in welchen die Colonie nach Smith's Abreise

gerieth, laut für ihn zeugte, endlich zur Einsicht seiner hohen Verdienste um dieselbe gekommen und seinen Rath benutzt haben sollte. Zwar wurde bei Smith's Heimreise Alles in Bewegung gesetzt, um ihn in England zu verleumden. Drei Wochen wurden die Schiffe zurückgehalten, nachdem sein Entschluß zur Rückkehr bekannt geworden, um Briefe mit Anklagen gegen ihn zu schreiben und Zeugnisse wider ihn zu schmieden. Unter Andern ward er beschuldigt, er wolle Pocahontas heirathen und sich durch sie zum Könige von Virginien machen; was ihm, setzt der Berichterstatter hinzu, etwas Leichtes gewesen wäre, denn das Mädchen hing an seinen Blicken und Worten; er aber zeigte ihr nie andere als väterliche oder brüderliche Zuneigung. Ja, es wurden einige Menschen als Zeugen gegen ihn mit den Schiffen nach England geschickt, aus deren Aussagen jedoch erst recht seine vollkommne Unschuld hervorging.*) Diese verdrüßlichen Geschichten und seine Rechtfertigung vor der Compagnie mögen ihn einen Theil seiner Zeit gekostet haben. Von seiner Thätigkeit aus dieser Zeit ist kein einziges Document bekannt als das Werk, welches wol während dieser Muße ihn vornehmlich beschäftigt haben mochte. Er gab nämlich im Jahre 1612 seine Karte von Virginien nebst einer Beschreibung des Landes heraus, der ein Bericht der ersten Schicksale der Colonie angehängt war**); ein Werk, welches wir mit geringen Abänderungen seiner

*) Purchas IV, 1731.

**) A Map of Virginia with a Description of the Countrey, the Commodities, People, Government and Religion. Written by Captaine Smith etc. 4. Oxford.

im Jahre 1626 herausgegebenen Geschichte von Virginien einverleibt finden.

Obgleich wir mit John Smith's Scheiden eigentlich von der Colonie von Jamestown, zu der er nie zurückkehrte, Abschied genommen, so glauben wir doch eine leise Frage des Lesers zu vernehmen, was demnächst ihr Schicksal gewesen? ein Verlangen, das wir um so geneigter sind, durch eine gedrängte Darstellung ihrer Erlebnisse in den nächstfolgenden Jahren zu befriedigen, als auch aus ihnen Smith's Werth und Verdienst fast eben so klar auf negative Weise hervorgeht, wie aus seinem Wirken auf positive.

Smith hatte kaum Virginien den Rücken gewendet, als die heilloseste Verwirrung die Ansiedler einem gewissen Untergang entgegenriß. Percy, dessen schwache Hand auch in den Tagen der vollsten Gesundheit einen solchen Haufen nicht zu zügeln vermocht hätte, lag lange gefährlich krank. Radcliffe-Sicklemore ward losgesprochen und ging nach Point Comfort, um dort ein neues Castell zu bauen; außerdem nahm er eins der Schiffe für sich, um mit den Indianern Handel zu treiben. Das Letztere that auch West, der, als es misglückte, nach England ging.*) Die Vorräthe wurden verwüstet. Korn von den Indianern herbeizuschaffen, schien unmöglich; sie wollten von keinen Handelsverträgen mehr wissen und blutige Kämpfe mit ihnen fanden täglich statt. Auch Powhatan zeigte sich wieder feindlich, und Radcliffe-Sicklemore, der, auf seine Gunst pochend, sich kopflos mit 30—40 Mann in seine Hände lieferte,

*) Stith 116.

ward mit seinem ganzen Haufen von dessen Leuten erschlagen. Nur Ein Mann entkam. Einen Knaben, Namens Heinrich Spilman, rettete Pocahontas und wußte ihn nach dem Potomak zu schicken, wo er von dem Mädchen befreundeten Indianern aufgenommen und gütig behandelt ward. Zwei Jahre darauf, als Capitain Argall, von Lord Delaware geschickt, nach dem Potomak kam, dort Korn zu kaufen, fand er ganz unerwartet diesen jungen Menschen wieder, der von guter Familie und Erziehung war und Einfluß bei den Indinern erlangt hatte. Späterhin finden wir ihn als „Hauptmann Spilman" im Dienste der Colonie, der er sich durch seine Kenntniß der Sitten und Sprache der Indianer sehr nützlich machte, zuletzt aber, nach dreizehnjährigem Aufenthalt im Lande, eines schmählichen Todes unter seinen barbarischen Freunden sterbend. *)

Die Noth der Colonie, von keiner Zufuhr aus Europa erleichtert, stieg im Laufe des Winters aufs Höchste. Alle Vorräthe waren verzehrt oder verwüstet. Was von Pferden, Schweinen, Schafen und Hühnern nicht die Indianer raubten, ließen die Offiziere für sich schlachten; nur selten wurde den Untern etwas davon mitgetheilt. Diese lebten von Kräutern, Wurzeln und Eicheln. Selbst die grimmigsten Feinde Smith's seufzten nun nach ihm und bejammerten seinen Verlust. Ein Theil der Verzweifelten machte sich nach England auf den Weg; zwei Schiffe gingen auf dem Meer unter. **)

---

*) Smith II, 1, 6, 95, 96.

**) New Life in Virginia, in Collections of the Massachusetts Historical Society, Series II. vol. VIII, S. 205.

Andere Fahrzeuge wurden von den Indianern in Beschlag genommen. Unter den Zurückgebliebenen brach endlich die Wuth einer furchtbaren Hungersnoth aus und hatte die scheußlichsten Verbrechen, Ausgrabung der Todten und kannibalischen Menschenmord zur Folge. Nach sechs Monaten waren von den 500, die Smith zurückgelassen, 60 noch übrig, Männer, Frauen und Kinder; alle mehr lebendigen Gespenstern, als Menschen gleichend. *)

Am 24. Mai 1610 war es, als die Unglücklichen plötzlich zwei Schiffe erscheinen sahn. Sir Thomas Gates und Sir George Somers hatten in ihrem Schiffbruch an den Felsenküsten der Bermudas ohne den Verlust eines einzigen Lebens das Ufer einer unbewohnten Insel erreicht. Die große Fruchtbarkeit des Landes hatte ihnen Gelegenheit gegeben, sich neun Monate lang dort zu erhalten, während sie Cedern fällten und aus ihnen und den Bruchstücken ihres Schiffes sich zwei neue Fahrzeuge erbauten. Wenn wir den Bericht ihrer dortigen Abenteuer lesen und den Muth und die Klugheit, mit denen sie dieselben zu ihrem Besten zu lenken wußten, bewundern, so können wir uns einer schmerzlichen Empfindung nicht erwehren, daß der edle Smith nicht in Verein mit solchen Männern, wie Gates und Somers waren, wirken durfte, deren Autorität glücklicherweise auch den prahlerisch-feigen Newport in Schranken gehalten zu haben scheint. Besonders zeichnete sich Sir George Somers, trotz seines vorgerückten Alters, durch

*) Smith II, 2—4. Purchas IV, 1732 und 1766. Stith 117.

Entschlossenheit, aufopfernden Muth und Ausdauer aus. Im Frühling schifften sie sich mit 150 der Ueberlebenden nach Virginien ein, mit der Hoffnung, dort in einer blühenden Colonie ein fröhliches Willkommen zu finden. *) Was mußten ihre Gefühle bei der Ankunft sein, als das tiefste menschliche Elend ihnen von allen Seiten entgegenstarrte! Sie aber erschienen den Unglücklichen als rettende Schutzengel. Was war zu thun? in dieser Wildniß sich ohne alle Mittel und ohne Mundvorrath zu erhalten, schien unmöglich. Vom tiefsten Erbarmen ergriffen, beschlossen die edeln Führer, die vier Pinassen, die einzigen noch übrigen Fahrzeuge, zu benutzen, um sämmtliche Colonisten nach Neufundland zu bringen, von wo sie mit Fischerschiffen nach England weiter befördert werden konnten. **) Die Colonisten jubelten laut, das unglückliche Land zu verlassen, das keinem Heil gebracht, und in ihrem unverständigen Sinne drangen sie stürmisch in Sir Thomas, Jamestown in kindischer Rache in Brand stecken zu dürfen, was jedoch glücklicherweise seine Energie verhinderte. Den 8. Juni fuhren sie den Strom hinunter; den folgenden

---

*) True Declaration of the Councill of Virginia 1610, 23—26, citirt in Bancroft I, 140. Auszüge daraus in Smith. Ein Bericht über den neunmonatlichen Aufenthalt der Schiffbrüchigen auf der unbewohnten Insel, ebendaselbst. Zwei Entbindungen fanden dort statt, und die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, wurden Bermudas und Bermuda getauft. Auch eine fröhliche Hochzeit ward gefeiert.

**) True Declaration, 43, 44.

Morgen erreichten sie eben die Mündung, als sie von ferne ein Fahrzeug erspähten. Es war das lange Boot von Delaware's Flotte, die, mit reichlichen Provisionen für mehr als ein Jahr versehn und einer starken Zufuhr von neuen Colonisten, großentheils besserer Art, eben die Küste erreicht hatte. Die Schiffe kehrten um und das verlassne Fort ward wieder in Besitz genommen.*)

Nicht leicht ist in der Verknüpfung seltsamer Ereignisse der Finger Gottes dem blinden Auge des Menschen deutlicher zu erkennen gewesen, als in diesem Abschnitt der Geschichte Virginiens. Hätten die Colonisten ihren wilden Vorsatz, das Fort in Brand zu stecken, ausführen dürfen, so wären die neuen Ankömmlinge, wie sie, obdachlos gewesen; hätten sie es einen Tag früher verlassen, so wären sie um das Cap Henry herum nordwärts gesteuert, wären nie der hülfreichen Flotte im weiten Ocean begegnet, die Indianer hätten sich entweder des verlassnen Forts bemächtigt, oder es niedergebrannt, und eine Oede, oder die Pfeilschüsse der Wilden hätten jene empfangen. Auch ward das sichtbare Walten der Vorsehung dankbar empfunden, ein neuer Geist schien über die Ansiedler gekommen, und am 10. Juni ward die Wiederherstellung des Gemeindewesens mit feierlichem Gottesdienst begonnen.

Was Lord Delaware's Abfahrt so lange verzögert, war die plötzlich veränderte Stimmung gegen das Unternehmen in England, welche die Nachrichten vom Zustande der Colonie und dem mühsamen Leben in Vir-

*) True Declaration S. 45, 46.

ginien, von den auf der Flotte Zurückkehrenden*) mitgebracht, dort veranlaßt. Besonders machte der Untergang des kostbar ausgerüsteten Admiralsschiff einen erschütternden Eindruck. Die Folge war, daß Viele derer, die zur Auswanderung bereit gewesen, den Muth verloren; eine wichtigere, daß mehre der Abenteurer ihr Geld zurückzogen. Lord Delaware aber blieb bei seinem Entschluß und verließ, von Sir Fernando Waiman und mehren Edelleuten begleitet, Anfang Aprils mit drei Schiffen die Küste Englands.

Eine strenge, heilsame Ordnung ward nun eingeführt, die Lord Deleware mit seiner vollen, uneingeschränkten Autorität aufrecht erhielt. Alles ward mit militairischer Regelmäßigkeit ausgeführt, Kirchengang, Arbeit, Einholen der Lebensmittel. Aber leider warf bald Krankheit den ernsten, festen, aber milden Mann darnieder, und schon nach einem Jahre mußte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach England zurückkehren, indem er das Regiment von Neuem den Händen des nun mehr erfahrnern Percy überließ. Seine Zurückkunft machte auf die Gesellschaft der Abenteurer von Neuem einen trüben Eindruck. Schon vorher war im Vorfrühling 1611 eine starke Zufuhr zu seinem Beistand abgefertigt, welcher Sir Thomas Dale beigegeben war, ein Offizier, der sich in den Niederlanden ausgezeichnet, in der Colonie das Kriegsrecht einzuführen. Der neue Codex war von Sir Thomas Smith, dem Schatzmeister

---

*) Der Verfasser des New life in Virginia verbreitet sich S. 205 weitläufig über die Zurückkehrenden, die fast sämmtlich Gesindel und Leute ohne alle Zuverlässigkeit waren.

des hohen Rathes, in blutdürstigem Geiste verfaßt und ward, was unbegreiflich scheint, auf seine Autorität, wahrscheinlich blos auf Verabredung mit Sir Thomas Dale, in Virginien eingeführt. Doch billigte die Gesellschaft nachher Alles, und die Colonisten, die noch durch keine Art von Privilegien verwöhnt waren, nahmen das neue Gesetz an, als verstände sich die Sache von selbst. Häufige Verschwörungen scheinen die äußerste Strenge nöthig gemacht zu haben. Die bischöfliche Kirche, gleich bei Gründung der Colonie aufs eifrichste empfohlen *), ward jetzt zur allein erlaubten gemacht, Gleichgültigkeit mit Züchtigung gestraft, Abtrünnigkeit mit Tod. **)

Die Berichte Dale's über die dermalige Schwäche, aber später zu hoffende Wichtigkeit der Colonie veranlaßten eine sehr rasche Verstärkung. Schon Ende August sehen wir die Ansiedlung auf 700 Mann vermehrt, und Dale ging den Fluß hoch hinauf, eine neue Niederlassung anzulegen, die er Henrico nannte. Was aber dies Jahr besonders wichtig machte, war der Anfang eines gesetzlichen Privateigenthums der Colonisten. Jedem Coloni-

---

*) S. oben Seite 35.

**) Bancroft I, S. 142. Dies scheint jedoch nicht streng executirt zu sein; denn in einem Briefe von Sir Th. Dale vom 18. Juni 1614 heißt es: Mr. Whitaker, ihr Prediger (ein bischöflicher) klagt und brütet darüber, warum so wenige unserer englischen Pastoren, die so hitzig gegen das Chorhemd und die Subscription waren, hierherkommen, wo von keinem von beiden die Rede ist. Aehnliches auch in Whitaker's Brief, Purchas IV, 1771.

sten wurden einige Morgen Landes zum Garten oder sonstigen beliebigen Gebrauche gegeben *): eine Wohlthat, die von den wichtigsten Folgen für das Gemeinwesen war, und nicht allein erst fleißige Arbeiter, sondern auch Bürger bildete. An nützlichen Handwerkern fehlte es nun nicht mehr; ein Hospital für die Kranken ward erbaut und ausgestattet, mit beiden letzten Sendungen waren mehre Hundert Kühe von England herübergebracht, was als die größte Wohlthat empfunden ward, Alles ging einem geregelten und blühendem Zustand entgegen.

Nur die Rechte der Eingebornen wurden weniger geschont wie je. Zwar vermied man eigentliche kriegerische Anfälle und es ward öffentlich Sympathie genug für ihre verlornen Seelen ausgedrückt; auch wurden die Colonisten vor wie nach von England aus gewarnt, sie nicht aufzubringen, da man aber die Goldträume nach und nach aufgegeben, viel weniger dringend als zu den Zeiten Smith's, des Einzigen, der sie immer, zwar nicht ohne Despotismus, aber mit vollkommner Redlichkeit behandelte, auch nie einen Indianer getödtet, noch hatte tödten lassen. Weit entfernt, seinem strengen Ehrgefühl zu folgen, das, nothgedrungen, nur zum Handel sie zwang, nie zum Geben, noch weniger ihm gestattete, selbst zu nehmen, nahmen die Engländer jetzt nicht allein alles Land, was ihnen genehm war, in Besitz, sondern oft auch, wie z. B. unter dem Stamm der Appomatoken, ihre Hütten und Scheuern. **) Die

*) New Life in Virginia. Auch Smith II, S. 17.

**) Purchas IV, 1766, 1768. Stith 124, 125. Smith II, 12.

natürliche Folge davon war, daß die Indianer sich auch ihrerseits aller Vortheile bedienten, deren sie ohne offnen Krieg gegen die sich furchtbar ausbreitenden Engländer sich bemächtigen konnten. Sie stahlen, raubten, überfielen, und so waren eine Menge Gefangne, und besonders eine Menge von Waffen nach und nach in Powhatan's Hände gekommen.

Diese wiederzuerlangen, sowie überhaupt dem einflußreichen Häuptling Bedingungen vorschreiben zu können, dachte sich der Capitain Argall, ein unternehmender, thätiger junger Mann, aber von rohem, selbstischem Gemüth, eine List aus, deren glückliches Gelingen uns nach Jahren zum ersten Male wieder das liebenswürdige Kind der Wildniß, Pocahontas vor die Augen führt. Seit Smith das Land verlassen, war sie nie mehr in Jamestown erschienen. Smith's Tod ward ihr und ihrem Vater als gewiß berichtet; ein Zweifel blieb bei Powhatan übrig, sie selbst glaubte daran. Jahre lang hören wir nichts von ihr, bis wir vernehmen, daß sie, fern von ihrem Vater, am Potomak, in der Nähe des Potomaken-Häuptlings Japazaws lebte, mit dessen Weibe befreundet. Dieser war, seit Smith ihn zuerst besucht und zum Freunde gemacht, der stete Anhänger der Engländer geblieben und auch jetzt mit Argall in beständiger Verbindung. Was Pocahontas bestimmt, ihren Vater zu verlassen, ob er, über ihre Theilnahme an den Fremdlingen erzürnt, sie verstoßen, oder ob sie seine Feindschaft gegen die Brüder des großen Mannes, der für sie „am Eingange dieser Welt gestanden", nicht mehr ertragen konnte und sich darum zu einem dessen Volk befreundeten Stamme begeben, geht nicht deütlich

hervor. Wir müssen das Letztere glauben, da Powhatan gleich darauf mehr wie ein liebender, als wie ein erzürnter Vater erscheint. Hier nun lebte sie, die kaum Achtzehnjährige, in tiefer Einsamkeit und wähnte sich gänzlich unbekannt und vergessen. *)

Da wars, daß Argall von Japazaws von ihrer Nähe hörte und diesen bestimmte, für das Geschenk eines kupfernen Kessels, mit dem Versprechen, ihr nichts zu leide zu thun, sondern nur sie als Geißel gegen ihren Vater zu gebrauchen, ihn zum Frieden zu bewegen, sie auf sein Schiff und in seine Gewalt zu bringen. Die Frau Japazaws' mußte ein dringendes Verlangen vorgeben, einmal ein Schiff der Weißen zu sehn und den Häuptling so oft und wiederholt anliegen, sie dahin zu bringen, daß dieser drohte, sie zu schlagen, wenn sie nicht abstehe. Von ihren Thränen gerührt, erbot er sich endlich, sie hin zu bringen, wenn Pocahontas sie begleiten wollte, worein diese aus Gefälligkeit willigte. Auf dem Schiffe empfing Capitain Argall sie gastlich und bewirthete sie in der Kajüte, während „Japazaws oft auf des Capitains Fuß trat, ihn zu erinnern, daß er das Seinige gethan." Als Pocahontas hörte, daß sie eine Gefangne sei und in Jamestown bleiben müsse, bis ein Friede mit ihrem Vater zu Stande gekommen, weinte sie schmerzlich, das würdige indianische Ehepaar fing an zu heulen und zu schluchzen und that so überrascht wie sie selbst; der Japazaws war ängstlich bedacht, vor ihr selbst seinen Betrug zu verbergen. Aber Pocahontas sammelte sich

*) Smith II, S. 13.

bald und folgte, mit Hochachtung und Theilnahme behandelt, wo sie immer erschien, dem Capitain ohne Widerstand nach Jamestown. Kaum aber sahen Japazaws und sein Weib sie beruhigt, als sie mit ihrem Kessel und andern Geschenken froh ans Ufer gingen.*)

Die Nachricht von seiner Tochter Gefangenschaft beunruhigte den alten Häuptling sehr; dennoch ließ er drei ganze Monate nichts von sich hören. Erst dann schickte er einige Gefangene und einige unbrauchbare Waffen zurück, von Versprechungen, mehr zu thun und immer ihr Freund zu bleiben, begleitet. Aber sein ganzer Raub ward verlangt, mit dem Bedeuten, daß seine Tochter gut behandelt werde. Wiederum vergiug eine lange Zeit, ehe er die Antwort schickte.

Im Frühling 1613 ging Sir Thomas Dale mit einer wohlgerüsteten Mannschaft von 150 Köpfen den York hinauf nach Powhatan's Wohnsitz; Pocahontas mußte ihn begleiten. Die Indianer empfingen sie mit kriegerischen Mienen. Ihre abergläubische Furcht vor den Engländern, die ihnen den Gebrauch ihrer eignen Waffen gelehrt, war längst verschwunden. Boten wurden hin und her gesandt, ohne daß jedoch sich Powhatan sehen ließ; doch kamen Pocahontas' Brüder an Bord und überzeugten sich erfreut von ihrem Wohlbefinden. Allein kein Vertrag kam zu Stande und die Engländer, auf die zu Hause die nicht zu versäumenden Arbeiten des Ackerbaus warteten, gingen nach ihrer Niederlassung zurück.

Unterdessen hatte Pocahontas den ganzen Winter

*) Smith II, 13.

über zufrieden in Jamestown und unter Sir Thomas Dale's unmittelbarer Obhut gelebt, auch dort etwas Englisch gelernt. Es gab damals noch wenige Frauen in der Colonie, aber auch alle Männer behandelten sie mit Achtung und Wohlwollen. Einer aber von ihnen, Master John Rolfe, ein junger Mann von guter Familie und tadellosem Betragen, ward von tieferer Empfindung gegen sie ergriffen, und es gelang ihm auch ihre Liebe zu gewinnen. *) Er schrieb nun an Sir Thomas Dale und bat ihn um seinen Rath; Pocahontas aber eröffnete sich einem ihrer Brüder. Sir Thomas war äußerst erfreut über diese Wendung der Dinge. Mehr noch Powhatan selbst, der es durch ungesäumte Einwilligung bewies. Er schickte einen alten Oheim und zwei Brüder des Mädchens, der Hochzeit beizuwohnen und als seine Stellvertreter alles Nöthige zu verrichten. Das Paar ward demnach nach dem Gebrauche der christlich-bischöflichen Kirche getraut und Pocahontas darauf mit allem Fleiße von ihrem Gatten und dem trefflichen Geistlichen Whitaker in der englischen Sprache und der christlichen Religion unterrichtet. In beiden bewies sie sich als die gelehrigste Schülerin, sagte sich bald öffentlich von ihres Volkes Götzendienst los und ließ sich taufen, wobei sie den Namen Rebekka empfing.

---

*) Es scheint fast, daß John Rolfe ein Witwer war. Wenigstens kommt in dem Bericht von dem Aufenthalt der Schiffbrüchigen auf Bermudas vor, daß einem John Rolfe ein Töchterchen geboren, das jedoch bald darauf starb. Da aber sonst nichts davon erwähnt wird, so mag es immer zwei Individuen desselben Namens gegeben haben.

Sie eignete sich mit großer Gewandtheit die englischen Sitten und Gebräuche an, ja sie konnte die Gesellschaft ihres eignen Volkes kaum noch ertragen und sehnte sich selbst nach ihrem Vater nicht mehr. Ihrem Gatten war sie auf das Liebevollste zugethan und ward von ihm mit gleicher Zärtlichkeit behandelt, sodaß er gern aus Liebe zu ihr die jeweiligen Ausbrüche der heftigen Leidenschaften ihrer Natur ertrug, bis das Christenthum dieselben gezähmt und gemildert.*) Powhatan aber blieb von der Zeit an den Engländern Freund und verkehrte mit ihnen.

Indessen nahm sich doch der alte Häuptling in Acht, sich nicht noch näher mit den gefährlichen Fremdlingen zu verbinden, und fühlte ohne Zweifel ihre Nähe bis an seinen Tod als eine drückende Kette. Denn als einige Zeit darauf Sir Thomas Dale ihn beschickte und ihn bitten ließ, ihm auch Pocahontas' jüngere Schwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, anzuvertrauen, nach der jene sich sehne, um sie zu erziehen und an einen Engländer zu verheirathen, lehnte er dies Anliegen auf das Bestimmteste ab. Er habe, sagte er, das Mädchen schon an einen benachbarten Häuptling verkauft, d. h. verlobt; er liebe sie mehr wie irgend etwas in der Welt und könne nicht leben, ohne sie oft zu sehn, was er nicht könne, wenn sie unter den Engländern lebe, denen er sich nie anvertrauen werde. Sie möchten sich mit einer seiner Töchter begnügen; sollte diese aber sterben, so werde er ihnen eine andere geben.**)

*) Smith II, S. 21.

**) Smith II, S. 20.

Eine günstige Folge dieser Heirath war ferner die freiwillige Unterwerfung der Tschickahoming, die hinführo sich Tassantessus, Engländer, nennen und dem König Jakob Tribut bezahlen zu wollen, erklärten, wofür sie wiederum einige Geschenke zu empfangen hatten. Eifersucht auf Powhatan und Furcht, er könne durch die Verbindung mit den Engländern zu mächtig werden, war die eigentliche Ursache dieses Annäherns. *)

Die Colonie befand sich auf diese Weise in steigendem Wohlsein, erst unter Sir Thomas Gates', dann wieder unter Sir Thomas Dale's, wenn auch despotischer, doch sorglicher und im Ganzen einsichtsvoller Führung. Im Frühling des Jahres 1616 kehrte Letzterer, nach fünfjährigem Aufenthalt in Amerika, nach England zurück und Master John Rolfe und Pocahontas mit einem jungen Kinde, dem Erstling ihrer Ehe, beschlossen ihn zu begleiten; Pocahontas, ohne eine Ahnung, daß sie dort Den wiederfinden würde, der ihr England und die Engländer theuer gemacht; denn sie hielt ihn für längst dahingeschieden. **) Aber dies führt uns zu unserm Helden zurück.

*) Smith II, S. 16. Stith. 127—130.

**) Smith II, S. 32.

Elfter Abschnitt.

Im Frühlinge des Jahres 1614 rüsteten vier Londoner Kaufleute ein Paar Schiffe aus, um für Handelszwecke in Neu-England, damals Nordvirginien genannt, Entdeckungen zu machen, das eine unter der Führung eines Capitain Hunt, das andere unter der von John Smith, den wir auch als Theilnehmer der Kosten der Expedition genannt finden. Schon sieben Jahre früher war von dem Plymouther Theile der Gesellschaft der Abenteurer*) ein Versuch zu einer Colonie daselbst gemacht, und 45 Ansiedler hatten einen stürmischharten Winter an der Küste des jetzigen Staates Maine zugebracht. Mit übertriebenen Beschreibungen der Schrecken des rauhen Landes kehrten sie mit dem ersten Fischerschiffe nach England zurück, und die Compagnie hatte den Muth nicht gehabt, den Versuch zu wiederholen, und begnügte sich von Zeit zu Zeit ein Schiff dorthin zu schicken, mit den Indianern Handel zu treiben und Fische zu fangen.

Auch hier hoffte man anfänglich Goldminen zu finden; Smith sah bald ein, daß er umsonst danach suchen würde, sowie auch, daß auf keinen Wallfischfang, den andern Zweck seiner Sendung, hier zu rechnen, und war zufrieden, mit einer reichlichen Ladung Kabliau und Pelzen heimzukehren; besonders aber interessirte es ihn,

*) Siehe oben S. 34.

während die Andern fischten, die Küsten und einen Theil des Landes kennen zu lernen, und er machte eine Karte davon, die er später in England herausgab. Hunt, der hinter ihm zurückblieb und beauftragt war, seine Ladung Fische in Spanien zu verkaufen, war ehrlos genug, 24 Indianer an Bord zu locken, um sie in Malaga als Sklaven zu verkaufen. Eine Schandthat, die ihm zwar eine augenblickliche Entlassung aus dem Dienste zuzog, aber leider den Namen der Engländer in jenen Gegenden mit der Vorstellung von Verrätherei und Treulosigkeit identificirte.

Als ein Zug seines treuen Herzens fällt es uns auf, daß Smith das jetzige Vorgebirge Cape Ann im Staate Massachusetts seiner türkischen Liebe zu Ehren, Cape Tragabigzanda genannt, ein Name, der dem delikaten Ohre des Prinzen Karl (nachherigen Karl's I.), dem Smith die Karte überreichte, so wenig gefiel, daß er ihn in dem höchst gewöhnlichen änderte, welchen es jetzt führt.

Gleich nach seiner Zurückkunft trat Smith in die Dienste der Abenteurer von Plymouth; auch die Londoner suchten ihn nun für sich zu gewinnen, allein, da er sein Wort schon gegeben, umsonst. Seine Bemühung ging darauf, die Kräfte dieser beiden Compagnien zu vereinigen, was ihm jedoch nicht gelang, da jede nur allein den Profit aller Unternehmungen für sich haben wollte.*) Die zweite Reise, die Smith nach Neuengland im Jahre 1615 unternahm, mit der Absicht, eine kleine Colonie dort hinzuführen, war nicht glücklich,

*) Smith II, 205, 207.

vielmehr mit allen möglichen Abenteuern bezeichnet. Zuerst durch Stürme gezwungen, mit zerrütteten Masten umzukehren, erneute er den Versuch in einem andern kleinern Schiffe, sah sich aber bald von einem englischen Piraten gejagt, in dessen Mannschaft er durch ein besonderes glückliches Zusammentreffen der Umstände mehre frühere Kameraden erkannte, die unter ihm gegen die Türken gefochten. Sie waren mit dem Schiffe von Tunis entflohen und boten, ohne Befehlshaber, Smith das Schiff an, willig, seiner Führung zu folgen, was er jedoch ablehnte, sehr zu seinem nachherigen Bedauern.

Denn nahe bei Fayal stieß er auf zwei französische Piraten, die ihm an Größe so weit überlegen waren, daß es Tollkühnheit schien, sich gegen sie halten zu wollen, und seine erschrockne Mannschaft wollte ihn zwingen, sich ohne einen Schuß zu ergeben. Allein er drohte ihnen das Fahrzeug in die Luft zu sprengen, wenn sie nicht feuerten, solange sie noch einen Schuß Pulver vorräthig hätten, und so entkamen sie glücklich. Bei Flores, einer der Azoren, aber ward er von vier französischen Kriegsschiffen eingeholt, die nur auf spanische und portugiesische Schiffe Jagd zu machen vorgaben, aber sich auch im Grunde nur als privilegirte Piratenschiffe auswiesen, indem sie ohne Unterschied alle Fahrzeuge auffingen, die dem französischen Handel nach Amerika Gefahr drohten. Auch Smith's Schiff ward von ihnen in Besitz genommen, allein nach wenigen Tagen ihm wieder ausgeliefert, und er richtete nun die Segel nach Neu-England, unter Widersprechen und Murren des Schiffsvolks, das durchaus nach Alt-England zurückzukehren begehrte.

Smith's Unglück wollte, daß der französische Admiral ihn noch einmal vor ihrer Trennung auf sein Schiff fodern ließ; während er dort war, erschien ein fremdes Segel und der Franzose machte Jagd darauf, was Smith die Nacht am Bord hielt. Dies benutzte nun sein treuloses Schiffsvolk, um heimlich mit der Barke nach England zu fliehen. Smith hatte den Franzosen in starkem Verdacht, diese Flucht begünstigt zu haben, was auch durch dessen nachheriges Betragen bestätigt ward. Zwei Monate ward er auf diese Art umhergeschleppt, während denen er den Schmerz hatte, manches englische Schiff plündern zu sehn. Unterdessen ward er in der Kajüte gefangen gehalten. Gegen Spanier und Portugiesen scheint er lieber mitgefochten als müßig zugesehn zu haben. Unterdessen ward er mit Versprechungen hingehalten, daß man ihn hier oder dort ans Land setzen und ihm reiche Belohnungen an Geld und Beute für seine Dienste geben wollte.

Endlich liefen sie in den Hafen von Rochelle ein und nun hoffte Smith sicher auf seine Befreiung. Allein dem Admiral war bange, daß der so widerrechtlich Behandelte ihn beim Admiralitätsgericht verklagen werde. Er gab ihm daher Schuld, daß Er es sei, der im Jahre 1613 ihre Colonie in Neu-Frankreich verbrannt habe (was Capitain Argall gethan *), und hielt ihn unter diesem Vorwande im Hafen auf seinem Schiffe gefangen, indem er ihn auf diese Weise zu einer schriftlichen Freisprechung aller Schuld gegen ihn zwingen wollte. Allein Smith entschloß sich anders, und von Neuem se-

*) Bancroft I, S. 148.

hen wir ihn mit keckem Muthe einem gefahrvollem Abenteuer entgegengehn. In einer stürmischen Nacht, als ein heftiger Regen alles unter Deck trieb, nahm er Gelegenheit, ein Boot loszumachen, in der Hoffnung, das Ufer zu erreichen. Allein der Sturm riß ihn in das Meer hinaus und zwölf Stunden trieb er umher, rathlos und ergeben, jeden Augenblick erwartend, von den Wellen verschlungen zu werden. Endlich trieb die rückkehrende Flut ihn auf eine kleine sumpfige Insel, wo Vogelfänger ihn in erschöpftem Zustand fanden. Er mußte sein Boot versetzen, um sich Mittel zu verschaffen, nach Rochelle zu gelangen; hier hörte er, daß unter den vielen Schiffen, die der Sturm zertrümmert, auch das sei, von dem er eben entflohen, und daß der Capitain und die Hälfte der Mannschaft ertrunken.

Er reichte nun bei der Admiralität einen Antrag auf Ersatz seiner Verluste ein, und mehre Seeleute, die dem Schiffbruch entkommen, konnten ihm als Zeugen dienen. Wir erfahren nicht, was das vollständige Resultat gewesen; die Zerrüttung, die damals in Frankreich herrschte, hatte auf alle Verhältnisse eine auflösende Wirkung. Genug, er empfing wenigstens vom Richter ein Certifikat für die vollkommne Wahrheit seiner Aussage, das er dem englischen Consul in Bourdeaux überreichte. Ueberall empfing ihn die regste Theilnahme, und auch hier verdankte er den vorzüglichsten Beistand wieder einer gefühlvollen Frau, „der gütigen Madame Chanoyes“ in Rochelle. Von so liebreichen Freunden unterstützt, kehrte er endlich nach England zurück, wo es sein Erstes war, die Rädelsführer unter

dem aufrührerischem Schiffsvolke zu belangen und zur Strafe zu ziehen. *)

Während er auf dem französischen Schiffe gefangen gehalten ward, hatte er, um „seine verwirrten Gedanken von zu vielem Grübeln über seine elende Lage abzuhalten“, eine Erzählung der Begebenheiten seiner letzten Reise und eine Beschreibung Neu-Englands niedergeschrieben, die er, begleitet von einer Karte dieses Landes und den gerichtlichen Aussagen einiger seiner Gefährten, zur Bestätigung der fast unglaublichen Abenteuerlichkeit seiner Schicksale, jetzt drucken ließ. Denn wie mehr oder minder jeder außerordentliche Mann hatte er durch sein ganzes Leben mit Niedern, die ihn zu verkleinern suchten, und der heimlich untergrabenden Macht böser Zungen zu kämpfen, die er fürchtete, während er Kugeln und Schwertern trotzte. Nach seiner Zurückkunft nach England wendete er seine ganze Gemüthskraft und Thätigkeit von Neuem der Colonisation des neuen, ihm so theuer gewordnen Landes zu, die er aus ganz anderem, aufgeklärterem Gesichtspunkt betrachtete als die übrigen Unternehmer. Bisjetzt war kaum Einer nach dem neuen Welttheil gegangen, den nicht die Aussicht gereizt, in einigen Jahren mit gesammelten Schätzen nach England zurückkehren zu können; aus gleich mercantilischen Zwecken war die Auswanderung von den Großen und Reichen befördert. Smith war der Erste, der die Colonisation des neuen, weiten Landes auch aus staatsökonomischem Gesichtspunkte als einen Abfluß für die überhandnehmende, wuchernde Bevölkerung Englands

*) Smith II, S. 175—213.

betrachtete, der auf die dem Auswanderer zukommenden Vortheile des weiten Raumes zur Uebung seiner Kräfte und der Unbeschränktheit durch die Privilegien und Monopole Anderer aufmerksam machte und sicherern Gewinn für England im fleißigen Anbau seiner Colonien als in etwa zu entdeckenden Goldbergwerken sah. Mit unermüdlicher Thätigkeit reiste er im Westen von England sowol in den Städten als unter den Edelleuten und Ackerbauern umher, um sie von den Vortheilen des Unternehmens durch Gründe und Beredtsamkeit zu überzeugen. Unter Andern vertheilte er, da sein Augenmerk jetzt besonders auf Neu-England gerichtet war, denn in Virginien schien ihm Alles von vorn herein verdorben, 7000 Exemplare des erwähnten Werkes. Sein Eifer blieb nicht ohne Anerkennung und Belohnung. Ein regerer Geist war unter die westlichen Abenteurer gekommen, wenn auch die geringen Resultate der Unternehmungen der virginischen Gesellschaft die erwachende Wärme immer wieder abkühlten. Schon vor seiner zweiten Reise ward er von der Gesellschaft zum „Admiral von Neu-England" ernannt.

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo Pocahontas mit Gatten und Kind in England gelandet war (Juni 1616). In Plymouth, damals der regelmäßige Hafen der amerikanischen Schiffe, hörte sie, Smith sei am Leben. Dieser, sobald er von ihrer Ankunft hörte, sann darauf, wie er ihr, die einst ihn gerettet, am besten nun seinerseits dienen könne. Er schrieb demnach an die Königin, stattete ihr einen umständlichen Bericht von Allem ab, was Pocahontas für ihn und ihre übrigen Unterthanen gethan, und empfahl sie ihrer

königlichen Gnade auf das Dringendste, indem er klüglich besonders hervorhob, wie wichtig für die Stimmung der Indianer der hochgefeierten Königstochter Bericht von England bei ihrer Zurückkunft sein würde.*) Sein Brief und Sir Thomas Dale's Einführung hatten die gewünschte Wirkung. Pocahontas, oder vielmehr Lady Rebekka, unter welchem Namen sie seit ihrem Uebertritt zum Christenthume erscheint, ward mit offnen Armen am Hofe und in der ersten Gesellschaft empfangen, wo sie an Lord und Lady Delaware's Seite erschien und den glänzenden Maskenzügen beiwohnte, die damals am Hofe beliebt waren. Für ihren anständigen Unterhalt sorgte der Schatzmeister der virginischen Gesellschaft.

Smith rüstete sich damals grade zu einer abermaligen Reise nach Neu-England (die jedoch nie zu Stande gekommen zu sein scheint), dennoch wollte er Pocahontas erst sehen. Man hatte sie, da sie den Rauch von London nicht vertragen konnte**), nach Brentford gebracht, und dorthin folgte er ihr. Als er eintrat, verhüllte sie ihr Gesicht und entfernte sich. Erst nach zwei bis drei Stunden erschien sie wieder, vollständig gesammelt und sprach gütig und theilnehmend mit Smith. Unter Andern sagte sie: „Ihr verspracht Powhatan, was Euer sei, solle auch ihm gehören, und er dasselbe Euch. Ihr nanntet ihn Vater, als Ihr ein Fremdling in seinem Lande wart; aus eben dem Grunde muß jetzt ich Euch so nennen." Darauf, mit der höflichen Förmlichkeit jener

*) Smith II, S. 29.

**) Stith 143.

Zeit, antwortete er ihr: den Titel könne er nicht annehmen, denn sie sei eine Königstochter; worauf sie mit angenehmer Miene sagte*): „Fürchtetet Ihr Euch nicht in meines Vaters Land zu kommen, ihm und allem seinen Volke — nur mir nicht — Furcht einzuflößen, und fürchtet Ihr Euch nun, wenn ich Euch Vater nenne? — Aber ich sage Euch, ich will es so und Ihr sollt mich Euer Kind nennen, und so will ich Euch immer und immer Landsmann sein. Sie sagten uns beständig, Ihr wäret todt, und ich wußte es nicht anders, als bis ich nach Plymouth kam. Aber Powhatan befahl dem Uttamatomakkin, Euch aufzusuchen und die Wahrheit zu erfahren, denn Eure Landsleute lügen viel.“ **)

Smith besuchte sie seitdem öfters mit seinen Freunden, die ihr alle großen Beifall und Theilnahme schenkten. Jener Uttamatomakkin, sonst auch Tomomoco genannt, war ein vertrauter und angesehener Diener Pow-

*) „With a well set countenance“. Dieser Ausdruck ist von den Historikern sehr verschieden verstanden worden. Stith macht daraus, a stern and steady countenance. Burk in seiner Geschichte von Virginien läßt sie, statt ihre Miene zu erwähnen, in a more elevated tone sprechen.

**) Smith II, S. 32. Vielleicht war es nicht allein Förmlichkeit, was Smith abhielt, sie als Tochter begrüßen zu wollen. Wenigstens behauptete ein Gerücht, daß K. Jakob, der alle seine Rechte, groß und klein mit der lächerlichsten Eifersucht bewachte, es Rolfe sehr übel genommen, daß er sich unterfangen, eine Königstochter zu heirathen, worauf er für seine Nachkommenschaft ein Recht auf Virginien gründen könne. Rolfe ward daher mit studirter Kälte und Nachlässigkeit am Hofe behandelt. Stith 142. Belknap 309.

hatan's und Gatte von dessen Tochter Matachanna, den er nach England geschickt, genau dort Alles zu beobachten, unter Andern die Einwohner zu zählen. Zu dem Behufe hatte er sich einen Stock mitgenommen, an dessen Knoten er das Volk zu zählen begann; eine Arbeit, deren er bald genug überdrüßig ward. Als er darüber nach seiner Zurückkunft von Powhatan befragt ward, antwortete er: „Zähle die Sterne am Himmel, die Blätter an den Bäumen, den Sand am Meeresufer, dann wirst du die Zahl der Leute in England wissen." *) — Von Smith begehrte er, er solle ihm doch nun seinen Gott, den König, die Königin und die Prinzen zeigen. Obwol vor ihm schon mehre Indianer in England gewesen, war er doch daselbst ein Gegenstand großer Neugierde. Aber weil er, wie es schien, auf mehr als das, weil er auf Auszeichnung, wie Pocahontas sie erfuhr, und besonders auf Geschenke Anspruch machte, so sah er sich zuletzt in seinen Erwartungen mit Verdruß betrogen und gehörte nach seiner Zurückkunft immer zu den Feinden, ja, seiner intriguanten Natur nach, zu den Verleumdern der Engländer. **)

Im Frühling 1617 wollte sich Pocahontas mit ihrem Gatten wieder nach Virginien einschiffen. Aber Gott hatte anders über sie beschlossen. Zu Gravesend erkrankte sie plötzlich und starb, kaum 22 Jahr alt. ***) Sie schied mit vollkommner Ruhe und einer so freudigen Ergebung, daß ihre Freunde darin die schönsten

*) Stith S. 144.

**) Ders. S. 147.

***) Smith II, S. 33.

Früchte ihres wahren Christenthums erkannten und ihr Gatte darin Trost fand. Er ließ den Knaben, den sie auf das Allerzärtlichste geliebt, in England zurück. Sir Lewis Steukley, Richter in Plymouth, erbot sich ihn zu behalten, bis er später zu seinem Oheim, Heinrich Rolfe nach London gebracht werden konnte. Er folgte, als er erwachsen war, seinem Vater nach Virginien, ward dort ein Mann von Ehre und Ansehn und pflanzte durch eine Tochter das Geschlecht des alten Powhatan's, des „Kaisers von Virginien", in einer zahlreichen Nachkommenschaft fort, aus der manche der vornehmsten Familien hervorgegangen, die gern und nicht ohne Stolz ihre Abstammung von der edeln Indianerin nachweisen, dem Schutzgeist der Weißen. John Randolfe von Roanoke, ein Mann, der sich durch mannichfache Extravaganzen und Eccentritäten in Europa, besonders aber in seinem Vaterlande bekannt gemacht, war einer dieser Enkel. *)

Pocahontas' holde Gestalt, in ihrer seltnen moralischen Reinheit, bietet eine der lieblichsten Erscheinungen der Geschichte dar. Ihr Name, mit dem des heldenmüthigen Mannes verknüpft, für den sie ihr junges Leben zum Opfer bot, ist ein wahrhaft volksthümlicher im weiten Bereiche der Vereinigten Staaten geworden und kein Kind erwächst dort zum frühen Alter des ländlichen Schulbesuchs, ohne unter den hauptsächlichsten Begebenheiten der Gründung seines ihm hochangepriesnen Vaterlandes die Geschichte von der edeln Indianerin und dem tapfern „Vater von Virginien" zu hören. Ihr Loos, das sie in der Jugendblüte von diesem Leben

*) Hillard's Life of John Smith S. 383.

abschied, müssen wir preisen: ihre Heirath schien ein dauerndes Friedensband zwischen dem Volke ihrer Geburt und dem ihrer Wahl geknüpft zu haben, und der Schmerz blieb ihr erspart, es grausam zerreißen zu sehn, während sie im Andenken der Nachwelt in der Gestalt einer ewigen Jugend fortlebt.

Powhatan folgte ihr im Tode das nächstfolgende Jahr. Sein Bruder Opitchapan, auf den seine Macht, aber weder seine Körper- noch Geisteskraft überging, denn er war gelähmt an Körper und durch keine Fähigkeiten ausgezeichnet, und Opechancanough, der andre Bruder, Häuptling von Pamunkey, erneuerten die Freundschaftsverträge, obwol sie heimlich auf Mittel gegen die Ausbreitung der Engländer sannen. Bis jetzt schien der Mangel an Weisheit und eine gänzliche Unwissenheit in den ersten Prinzipien der Staatswirthschaft, der bei der Lenkung aller Angelegenheiten der Colonie vorherrschte, ihnen zu helfen. Denn obgleich nach und nach mehre Nebenniederlassungen entstanden, kamen sie doch zu keinem rechten Gedeihn. Der Ackerbau blieb ganz vernachlässigt, da ein thörichtes Gesetz den Preis des Scheffel Korn auf zwei und einen halben Schilling festsetzte, während ein einziges Pfund Taback drei Schilling brachte.*) Alle Felder, öffentlichen Plätze, ja die Straßen von Jamestown wurden daher mit Taback bepflanzt**); und Taback ward bald nicht allein der hauptsächlichste Handelsartikel, sondern sogar das gewöhnliche Ausgleichungsmittel der Colonie, das überall statt

*) Smith II, S. 103.

**) Ebend. S. 33.

Geldes gezahlt und angenommen ward. Unterdessen blieben sie aber immer in Bezug auf das nothwendigste Nahrungsmittel von den Indianern abhängig, und diese konnten ihre Preise machen. Sir Thomas Dale hatte die Stelle des Gouverneurs (denn Lord Delaware wurde noch immer zurückerwartet, schiffte sich auch 1617 ein, starb aber auf dem Meere) einem wackern, mildgesinnten Manne, George Yeardley übergeben; dieser ward bald durch eine Partei verdrängt, die Argall einsetzte, einen schonungslosen, eigensüchtigen Tyrannen, welcher mit unumschränkter Willkür regierte und das Kriegsgesetz, das seit 1611 in der Colonie herrschte, mit blutdürstigem Despotismus handhabte. Durch den Einfluß von Sir Edwyn Sandys, welcher unterdessen Schatzmeister des Rathes geworden*), ward er ab- und Yeardley wiedereingesetzt, und zwar mit dem Titel eines General-Capitains (1619).

Sandys richtete überhaupt seine rege Theilnahme auf die transatlantische Niederlassung der Abenteurer und sah bald, woran es eigentlich fehlte. 80,000 Pfund hatten diese bis jetzt auf ihre Gründung und Erhaltung gewendet und noch war die Zahl der Bewohner nicht über 600 gestiegen. Keiner war von diesen, der das neue Land als seine Heimat betrachten gelernt, jeder im Gegentheil bereit, je eher je lieber mit gefüllten Taschen

*) Im Jahre 1619. Sir Thomas Smith legte seine Stelle auf den Wunsch der Gesellschaft, besonders durch des Grafen Warwick Einfluß nieder. Stith 158, 159. Bei seinem Abgange wurden die Papiere und die Rechnungen der Compagnie auf das Nachlässigste geführt befunden. Stith 175.

nach England heimzukehren. Sandys schickte nun in einem Jahre 1261 Personen hinüber, Männer, Frauen und Kinder. Aber die Zahl der Frauen war im Verhältniß nur klein, und doch konnten nur sie die Wildniß heimisch, nur Häuslichkeit den unstäten Herumtreiber zum Bürger machen. Demnach wurden in den Jahren 1621 und 1622 in zwei Sendungen 150 mannbare Mädchen, sämmtlich von gutem Ruf und Aussehn, von der Compagnie nach Virginien befördert und an ihre Beamte und Pächter dort, oder doch an solche Männer verheirathet, die sie sicher ernähren und vor Allem das Ueberfahrtsgeld für die Erwählte zu entrichten vermochten. Der Preis stieg von 120 bis auf 150 Pfund Taback, ja noch höher, bis alle Kosten der Compagnie gedeckt waren. Die Schuld für eine Frau war eine Ehrenschuld, die allen andern vorging. Bei Anstellungen ward verheiratheten Männern der Vorzug gegeben. Die Bevölkerung von Virginien gewann einen andern Charakter und im Laufe von drei Jahren wanderten nicht weniger als 3500 neue Ansiedler ein. *)

Ein anderer Punkt, der die Verwaltung Yeardley's auszeichnet, ist, daß die Verfassung Virginiens während derselben den demokratischen Beisatz bekam, der in der Folge in allen Colonien die Basis der ganzen Regierungsform bildete. Durch die Compagnie war die Autorität des Gouverneurs bereits durch einen Rath gemildert und den Colonisten einiger Antheil an der Legislatur vergönnt. Im Jahre 1619 berief Sir George Yeardley die erste gesetzgebende Versammlung; zwei Reprä-

*) Stith 165—67. 196.

sentanten vertraten einen jeden der elf Flecken.*) Alles lief sowol zur Zufriedenheit der Gemeinden als auch des Rathes in England ab, der, obwol er die Berufung einer Volksversammlung nicht ausdrücklich bestätigte, doch in sofern seine Billigung zu erkennen gab, als er auf dieser Basis weiter baute. Sandys' Amt ging in die Hände des Grafen Southampton, Shakspeare's berühmten Freund über, der durchaus in seine Ansichten einging. Dem zufolge kam im Jahre 1621 eine auf Volksvertretung gegründete Verfassung für Virginien zu Stande, im Wesentlichen nach der des Mutterlandes geformt, die aber, aus lauter demokratischen Elementen zusammengesetzt, gleichsam von selbst einen demokratischen Charakter gewann.**) Statt des Kriegsgerichts ward nun das Geschwornengericht eingeführt, und die Ansiedler sahen sich auf diese Weise in alle Hauptrechte einer unabhängigen Bürgerschaft eingesetzt und hießen Sir Francis Wyatt, der als ihr neuer Gouverneur ihnen die neue Charte überbrachte, dankbar willkommen. Unerwähnt wollen wir nicht lassen, daß das nämliche Jahr (1621) in der Geschichte von Virginien auch durch den ersten Anbau der Baumwollenpflanze sich auszeichnet.***)

Noch hatte die Colonie nicht einmal anfangen können, die Früchte ihrer Mündigsprechung zu genießen, als ein entsetzliches und unerwartetes Unglück über sie einbrach. Seit neun Jahren waren die Indianer ihre

*) Burgesses genannt, von Borrough, Flecken.

**) Bancroft I, S. 157.

***) Ebend. I, S. 179.

scheinbaren Freunde gewesen, während sie Tod und Verrath im Herzen brüteten. Freundschaftsbezeigungen und Versicherungen aller Art waren nie wärmer, nie beredter gewesen wie eben jetzt, als am 22. März 1622 sich plötzlich Haufen von bewaffneten Indianern über die einzeln zerstreuten Pflanzungen und die in den Feldern Arbeitenden warfen, Alles, was wehrlos war, auf die gräßlichste Weise niedermetzelten — während da, wo Männer Zeit hatten, nach ihren Waffen zu greifen, oft 20 vor Einem flohen — und auf diese beispiellos tückische Weise im Laufe einer einzigen Stunde 347 hülflose Wesen jeden Alters und Geschlechtes umbrachten. Jamestown, durch einen bekehrten Indianer gewarnt, blieb verschont. Der Urheber der That war Opechancanough.*) Ein schonungsloser Vertilgungskrieg zwischen Indianern und Weißen begann von dieser unseligen Stunde an, bis zehn Jahre darauf endlich durch einen Vertrag Friede geschlossen ward.**)

König Jakob hatte schon lange mit eifersüchtigem Unbehagen die virginischen Abenteurer gleichsam Fürstenrechte üben sehn, obgleich es seine eignen, immer von Willkür und Eigensinn gelenkten Hände gewesen, die ihnen diese Rechte gegeben. Die Nachricht von dieser fürchterlichen Metzelei bot eine willkommne Veranlassung dar, eine königliche Commission niederzusetzen, die Ursachen des Unglücksfalles sowie des bisherigen übeln Gedeihens der Niederlassung zu untersuchen. Diese

*) Smith II, 65—76. Stith 208—213. Purchas IV, 1788—1791.

**) Burk I, 275; II, 37. Bancroft I, 185.

Ursachen wurden in der schlechten Lenkung ihrer Angelegenheiten durch die nunmehr tausendköpfige Herrscherin*) gefunden und das Patent derselben ganz mit der nämlichen Willkür entzogen, mit der es ihr einst, mit Beeinträchtigung der Rechte der ersten Ansiedler, gewährt worden war. Die virginische Gesellschaft ward aufgelöst und der König selbst trat an ihre Stelle.**) Die Verfassung ward zwar theoretisch einigermaßen geändert, blieb aber ihrem praktischen Wirken nach wesentlich dieselbe.***)

Unser Held John Smith, den wir so lange haben verlassen müssen, weil leider die Nachrichten über sein Leben immer sparsamer werden, hatte unterdessen fortdauernd mit der Gesellschaft von Plymouth in Verbindung gestanden und diese bereits eine ansehnliche Flotte ausgerüstet, an deren Spitze er nach Neu-England gehen sollte. Es ist unbekannt, woran sich dies rühmliche Unternehmen zerschlug. Die Gesellschaft von Plymouth, die zuerst mehr an Handel als an Colonisation gedacht zu haben scheint, trat erst in vollkommne Thätigkeit, als im Jahre 1620 ihr ein königliches Patent die uneingeschränktesten Rechte auf das unermeßliche Land von den Esquimeaux bis nach Virginien zugesichert hatte.†) Smith aber scheint seitdem England

*) Die virginische Compagnie der Abenteurer war zuletzt zu 1000 Mitgliedern angewachsen, von denen sich gewöhnlich 200 oder darüber zu versammeln pflegten. Stith 282—286.

**) Im Jahr 1624.

***) Bancroft I, S. 193.

†) Ebend. S. 272.

nicht wieder verlassen zu haben. Doch beobachtete er die ersten Ansiedlungen in Neu-England und den Geist, so verschieden von dem der frühsten Niederlassung in Virginien, in dem sie unternommen wurde, mit dem größten Interesse. Zwar war er keineswegs geneigt, die religiösen Skrupel der Puritaner als gegründet anzuerkennen. Er war ein Mitglied der bischöflichen Kirche, loyal in seinen politischen Ansichten und unvermögend, seine Begriffe von der Nothwendigkeit militairischer Disciplin mit den theokratischen Grundsätzen jener in Harmonie zu bringen. Dennoch spricht er wiederholt von den „Brownisten" mit Spott und innerm Misfallen und kann selbst sein Lob ihrer Beharrlichkeit und Geduld nicht ohne einen Seitenhieb auf ihre eigensinnige Unwissenheit und ihren geistlichen Hochmuth ausdrücken. Aber diese Misstimmung gegen sie macht ihn keineswegs blind gegen ihre Tugenden; besonders spricht er von ihrem edeln Gouverneur John Winthrop mit großer Anerkennung. *)

Seine Zeit und Thätigkeit war von nun an hauptsächlich literarischen Arbeiten gewidmet, die jedoch Amerika und seine Colonisation zum Hauptgegenstand hatten. Das Gerücht des schändlichen Ueberfalls der Pflanzer von Virginien rief sein ganzes Interesse für sie wach und empörte sein tiefstes Gefühl, und an den

*) Advertisements for the inexperienced planters of New-England or anywhere. Or the pathway to experience to erect a plantation. By Captaine John Smith S. 40. Wieder abgedruckt in Collection of the Massachusetts Historical Society. Series III. vol. III.

Ausbrüchen desselben ist zu ermessen, wie theuer ihm trotz allem Verdruß, allem Undank, den er erfahren, das Kind seiner Sorge gewesen war: „nach der Verbindung, die ich mit ihnen habe", sagte er, „nenne ich sie meine Kinder; denn sie sind mir Weib, Hunde, Falken, Karten, Würfel, kurz Alles gewesen, mein bestes Vergnügen, mir grade so viel werth, wie meine linke Hand der rechten ist." *) Aber der Unfall schlug ihn nicht nieder: „Und wäre kein einziger Engländer übrig geblieben, wie, Gott sei gedankt! es trotz des Gemetzels noch mehre Tausende gibt, so wollte ich noch einmal von Vorn anfangen und mit denselben geringen Mitteln wie damals." Er erbot sich darauf gegen die Compagnie von Virginien, wenn sie ihm 100 Soldaten und 30 Matrosen nebst den nöthigen Zurüstungen und Provisionen geben wollte, das Land hinführo gänzlich vor den Indianern sicherzustellen. Zugleich machte er sie in beredten Schilderungen auf die Vortheile aufmerksam, welche die Entdeckung der bis jetzt noch gänzlich unbekannten Nachbarländer der Colonie, die nothwendige Folge der Reinigung und Erweiterung ihrer Grenzen haben würde. Dieser Antrag erregte im Rath der Compagnie von Virginien lebhafte Debatten. Das endliche Resultat aber war der Bescheid: ein solches Unternehmen sei zu kostspielig für die beschränkten Mittel der Compagnie. Man sei der Meinung, daß die Pflanzer selbst für ihren Schutz zu sorgen hätten. Wolle er jedoch einen solchen Zug (auf seine Kosten) unternehmen, so sei man gesonnen, ihm die Erlaubniß dazu unter der

*) Smith Abstract of divers Relations etc. S. 239.

Bedingung zu geben, daß er sich mit der Hälfte der Beute begnüge. Auf welche Erbärmlichkeit er mit gerechtem Hohn erwiderte, daß er ihnen die Beute, welche er in 20 Jahren bei den Indianern machen würde, gern für 20 Pfund verkaufen wolle.*)

Die königliche Commission zur Untersuchung der virginischen Angelegenheiten verlangte einen Bericht nebst Vorschlägen von Smith und stellte sieben Fragen an ihn, die er einfach und offen und mit dem kräftig gesunden Verstande beantwortete, der ihm eigen war. Die Ursachen liegen nun so offen am Tage, daß wir hier keine Wiederholung seiner Antworten bedürfen. Daß der König die Sache in seine eignen Hände nehmen möchte, wünschte er entschieden, weil er darin nur Vortheil für die Colonie sah. Besonders machte er auch in seinem Bericht mit gerechter Empörung auf das niedrig merkantilische Verfahren der Compagnie aufmerksam, welche arme Emigranten, die sie für acht bis zehn Pfund hinübergebracht, für 40—50 Pfund in ewige Dienstbarkeit verkaufte und auf diese Weise einen unchristlichen Menschenhandel trieb.**) Die Colonisten vor den Wilden sicherzustellen, findet er stehende Truppen und Festungen durchaus unerläßlich, da beständige Vertheidigungsmaßregeln sich nicht mit der nothwendigen Beschäftigung, dem Anbau des Landes, vertrügen.

---

*) Smith II, S. 79, 81.

**) Ders. II, S. 105. Man lese darüber Bancroft's sehr interessanten Abschnitt über die Einführung der Sklaverei in Amerika. I, Cap. 5.

Im Jahre 1626 gab Smith seine Allgemeine Geschichte von Virginien, einige Jahre später die Beschreibung seiner früheren Abenteuer und Reisen heraus, Werke, die wir in diesem Versuch vielfältig benutzt und angeführt haben. Ihnen waren mehre kleinere Schriften, verwandte Gegenstände betreffend, vorangegangen: sie sind meistentheils den spätern Ausgaben der Geschichte von Virginien einverleibt worden. Auch ein Paar Schriften für Seeleute verfaßte er, von denen die eine „A Sea-Grammar" genannt, noch im Jahre 1692 einer neuen Auflage werth befunden ward. Sein letztes Werk: Nachrichten für die unerfahrnen Pflanzer in Neu-England oder sonst wo*), ist in literarischer Hinsicht entschieden das vollkommenste: obwol wiederholt von seinem Gegenstande abschweifend und mehr im Ton einer lebhaften Conversation geschrieben, als in dem einer Abhandlung, trägt es das unverkennbarste Charaktergepräge des Verfassers: kräftig, klar, von der lebendigsten Frische, aufrichtig bis zur Derbheit, scharfsichtig Ursach und Wirkung verbindend und durch und durch gewürzt vom Salze des herbsten Spottes über die vielen Misgriffe der Machthaber, und erwärmt vom Feuer eines edeln Zornes über Ungerechtigkeit und bösen Willen, wo immer diese ihm aufstoßen. Vor dem Richterstuhl des guten Geschmacks kann freilich seine Schreibart im Allgemeinen keine Gnade finden. Nach der Mode seiner Zeit ist sein Styl mit Antithesen und Concetti durchspickt und durch und durch mit auf Stelzen gehenden Versen und historischen Anspie-

*) Siehe den Titel dieses Werks in der Note zu Seite 180

lungen verbrämt, den Nutzen der „unschuldigen" Beschäftigung des Ackerbaues glaubt er mit Adam und Eva's Beispiel, den Schiffsbau mit der Arche Noah, die Hoffnung auf das Gedeihen der Colonien auf die kleinen Anfänge Roms und Alexanders stützen zu müssen. Besonders geschraubt und oft unklar ist der Styl der „Allgemeinen Geschichte von Virginien", die kapitelweise von andern Verfassern (immer aber Augenzeugen) geschrieben, von ihm nur durchgesehn und durch eingeschriebne Stellen und Bemerkungen erweitert ist. Im Ganzen aber stimmen wir vollkommen seinem neusten amerikanischen Biographen, Herrn Hillard, bei, wenn er sagt: „Es ist unmöglich, eins seiner Werke zu lesen, ohne gewahr zu werden, daß er reichlich von der Natur ausgestattet war, ein Mann von lebendigen Empfindungen und leicht reizbarem Blut, mit vielen Elementen zum Charakter des Poeten. Seine Schriften sind voll malerischer und beredter Stellen, sowie voller Ausdrücke einer angebornen Anmuth, wie sie Quintilian selbst nicht hätte lehren können. Wie empfänglich er war für das Große und Schöne in der äußern Welt, bezeugen seine Beschreibungen, besonders aber ist sein Styl durch Wärme, Eifer und Enthusiasmus charakterisirt. Sein Herz ist in Allem, was er schreibt. Sein Gemüth wird von seinem Gegenstand erwärmt und entzündet, und es ist unmöglich, irgend eins seiner Werke zu lesen (nachdem wir uns an seinen veralteten Styl gewöhnt), ohne von ihrer Glut einigermaßen ergriffen zu werden. Wenn er nicht die Glätte eines professionellen Literators hat, so hat er dafür auch nicht seine Einförmigkeit. Sein Styl hat den Reiz der Indi-

vidualität. Er hat eine plastische Lebendigkeit, die von dem Umstande herrührt, daß er nicht beschreibt, was er gehört, sondern was er gesehn und erfahren.“*)

In den letzten Jahren seines Lebens war er mit einer „Geschichte des Meeres“ (History of the Sea) beschäftigt, die er aber nicht vollenden konnte und deren Bruchstücke nie erschienen sind. Was ihn besonders bestimmte, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben und bekannt zu machen, war theils der Wunsch seiner Freunde, theils der Umstand, daß seine Abenteuer sich auf so mannichfache und entstellte Weise im Volke verbreitet hatten, daß sie sogar, zum Drama bearbeitet, auf der Bühne erschienen.**) Und wo hätten auch wol Balladen- und Schauspieldichter einen geeigneteren Helden und schicklichere Vorwürfe finden können, als diesen unerschrocknen, nichts fürchtenden Ritter und seine wechselnden Abenteuer in Osten und Westen?

Leider werden die Nachrichten über dieses außerordentlichen Mannes Leben immer dürftiger, bis zu seinem Tode im Jahre 1631 im 52. Jahre seines Alters.***) Er starb in London, aber wie und unter welchen Umständen, erfahren wir nicht. Ueberhaupt sind keine Daten über seine nähern persönlichen Verhältnisse vorhanden, wie er gelebt, mit wem er verkehrt und warum er auch in späterm, immer noch kräftigem Alter,

*) Hillard's Life of Smith S. 406, 407.

**) Ebend. S. 402 sowie auch im Dedicationsschreiben an Sir Richard Cottoz.

***) Nach Belknap, der sich auf eine Note zu Jocelyn's Voyage beruft. 319.

nachdem er den Gedanken, selbst nach Amerika zu gehn, doch aufgegeben zu haben scheint, sich nicht verheirathet. Nicht unwahrscheinlich, daß es ihm an Mitteln gefehlt; denn obwol von Haus aus wohlhabend, starb er doch sicherlich nicht reich. Er hatte nicht allein einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Vermögens auf seine Unternehmungen gewendet, und sein Name steht auf der Liste der Abenteurer für Virginien zu einer Zeit, wo noch kein Gewinn aus dem Geschäft erwachsen konnte; auch der Druck und die Verbreitung seiner Schriften muß ihm zu einer Zeit, wo die Literatur noch Keinen reich machte, Bedeutendes gekostet haben. Ueberdies hatte er nie für seine vielfältigen Dienste die mindeste Belohnung erhalten. In seinem Bericht an die königlichen Commissarien im Jahre 1623 sagt er eigens, daß er während der fünf Jahre, daß er sich mit den amerikanischen Angelegenheiten beschäftigt, an Virginien 500 Pfund, an Neu-England beinahe ebensoviel verloren. „Und in keinem dieser beiden Länder", fügt er hinzu, „nenne ich nur einen Fuß Landes mein; weder das Haus, das ich gebaut, noch den Boden, den ich mit meinen eignen Händen umgegraben; noch habe ich davon irgend Vergnügen oder Genugthuung; und obwol ich gewöhnlich vor meinen Augen Solche sich in diese beiden Länder theilen sehe, die sie nur durch meine Beschreibungen haben und kennen, so kränkt mich das Alles doch nicht so als diese Streitigkeiten und Spaltungen, die die Wohlfahrt Virginiens aufs Spiel setzen, wenn nicht zerstören u. s. w."*)

Daß er den Frauen hold war, ist gewiß, und gern

*) Smith II, S. 102.

erkennt er, in seinem Dedicationsbriefe an die Herzogin von Richmond, daß er „ehrenwerthen und tugendhaften Damen" alle Segnungen seines Lebens verdanke.*) Daß aber ein Mann wie er, der wahre Typus einer vollkommnen, heldenmäßigen Männlichkeit, den Frauen gefallen haben müsse, würde sich von selbst verstehn, wenn auch nicht sein Leben so vielfältiges Zeugniß davon ablegte. Er selbst stellt zwar die Güte der Frauen, die er erfahren, sowol der schönen Tragabigzanda und der mitleidigen Calamata, als der Indianerin Pocahontas und der Französin Chanoyes nicht eigentlich als Liebe dar. Höchstens gibt er uns über die Gesinnung der Erstern einige leise Winke; die Empfindung der Andern nennt er nur Mitleid, Edelmuth. Indessen seine persönlichen Freunde scheinen mehr vom eigentlichen Stand der Sachen gewußt zu haben als wir. Der Verfasser eines der unzähligen Gedichte, welche der Beschreibung von Smith's Abenteuern und seiner Allgemeinen Geschichte von Virginien vorgesetzt sind, nennt jene vier Schönen zusammen und ist der Meinung, daß sie Alles für ihn gethan, „was Liebe mit Bescheidenheit habe thun können."**) Seine Sitten scheinen für seine Zeit und sein Gewerbe in einem seltnen Grade rein gewesen zu sein, denn seine Waffengefährten geben ihm vereint das Zeugniß, daß sie nie einen Soldaten gekannt, der so frei von den gewöhnlichen militairischen Lastern, d. h. der Liebe zu Wein, Taback,

---

*) Smith I, S. 58.

**) „Who did what love with modesty could doe."

Würfel, Schwören und Schuldenmachen gewesen.*) Sein Aeußeres, wenn wir nach dem Bilde urtheilen können, das seiner Lebensbeschreibung vorgesetzt ist und gezeichnet war, als er 37 Jahr alt war, ist eher empfehlend als ungünstig: die Züge fest, die Nase wohlgebildet, die Augen denkend, die breite Stirn faltenreich, der Mund zu dicht von Zwickel- und Kinnbart umschattet, um nicht jeden Charakterzug zu verlieren, das Ganze des Gesichts ein gefälliges Oval, voll eines kräftigen, beinahe finstern Ernstes. Doch scheint seine Stimmung mehr heiter gewesen zu sein als trübe, und überall, so in Thaten als Worten, ist ein frisches, lebendiges Gottvertrauen vorherrschend, das durch den schwarzen Undank, den er von Menschen erfuhr, nicht erschüttert werden konnte. Gern und mit freudigem Dankgefühl erkennt er die Hand einer gütigen Vorsehung in seinen oft wunderbaren Errettungen aus dringenden Gefahren und weiß, was ein bei weitem sichereres Zeichen eines frommen Herzens ist, auch im Unglück und Mislingen dieselbe gütige Hand zu erkennen. Auch kirchlich fromm ist er von ganzem Herzen. Von dem trefflichen Geistlichen Hunt und dem Amt der Liebe, das er ausübt, spricht er mit Ehrfurcht und ist auf seine Ermahnungen stets zur Versöhnlichkeit bereit; mit Gewissenhaftigkeit hält er nicht allein in der Colonie auf zweimaligen Gottesdienst am Sonntag und regelmäßige Morgen- und Abendandachten der Ansiedler, auch auf seiner Entdeckungsreise im offnen Boot in der Bai von Chesapeake macht er tägliche gemeinschaftliche Betübungen

*) Stith 112.

und Psalmsingen der Mannschaft zur Pflicht. Unterhaltend ists zu lesen, wie dies den Indianern imponirte und sie, dadurch angefeuert, selbst in einen brüllenden Gesang, den Ausdruck ihrer eignen ungeläuterten Andacht, ausbrachen und dabei Smith selbst göttliche Ehre erweisen wollten, der sie mit einer Art Schamgefühl von sich wies. *)

In seinem Betragen gegen die Indianer war er, im Lichte seiner Zeit betrachtet, nicht in dem des wahren Christenthums oder einer höhern Philanthropie, die beide laut Rothe und Weiße für Brüder erklären, gerecht in einem seltnen Grade. Die Beschuldigungen der Grausamkeit gegen die Eingebornen kamen von seinen Feinden und Verleumdern, die ihre eignen ungerechten, goldgierigen Gesinnungen gern mit dem Mantel der Religion und Menschenliebe behängen mochten. Daß die Indianer ihn nicht allein fürchteten, sondern auch liebten, und daß ihre Feindschaft gegen die Weißen erst nach seiner Abreise ausbrach, zeugt am besten für ihn. **) Es ist wahr, er erscheint oft hart gegen sie. Aber die äußerste Noth der Seinen, die Hungersnoth, zwang ihn dazu. Er nöthigte sie gewaltsam zum Handel mit den Engländern, nie zu Geschenken; noch weniger nahm er; alle Lebensmittel, die er sie ihm auszuliefern zwang, bezahlte er gewissenhaft. Streng, hart finden wir ihn oft, nie grausam. Einer seiner

*) Smith I, S. 183.

**) Als er schon längst das Land verlassen, fragten sie immer noch mit einer Art Sehnsucht nach Werowanz Smith. Purchas V, 956.

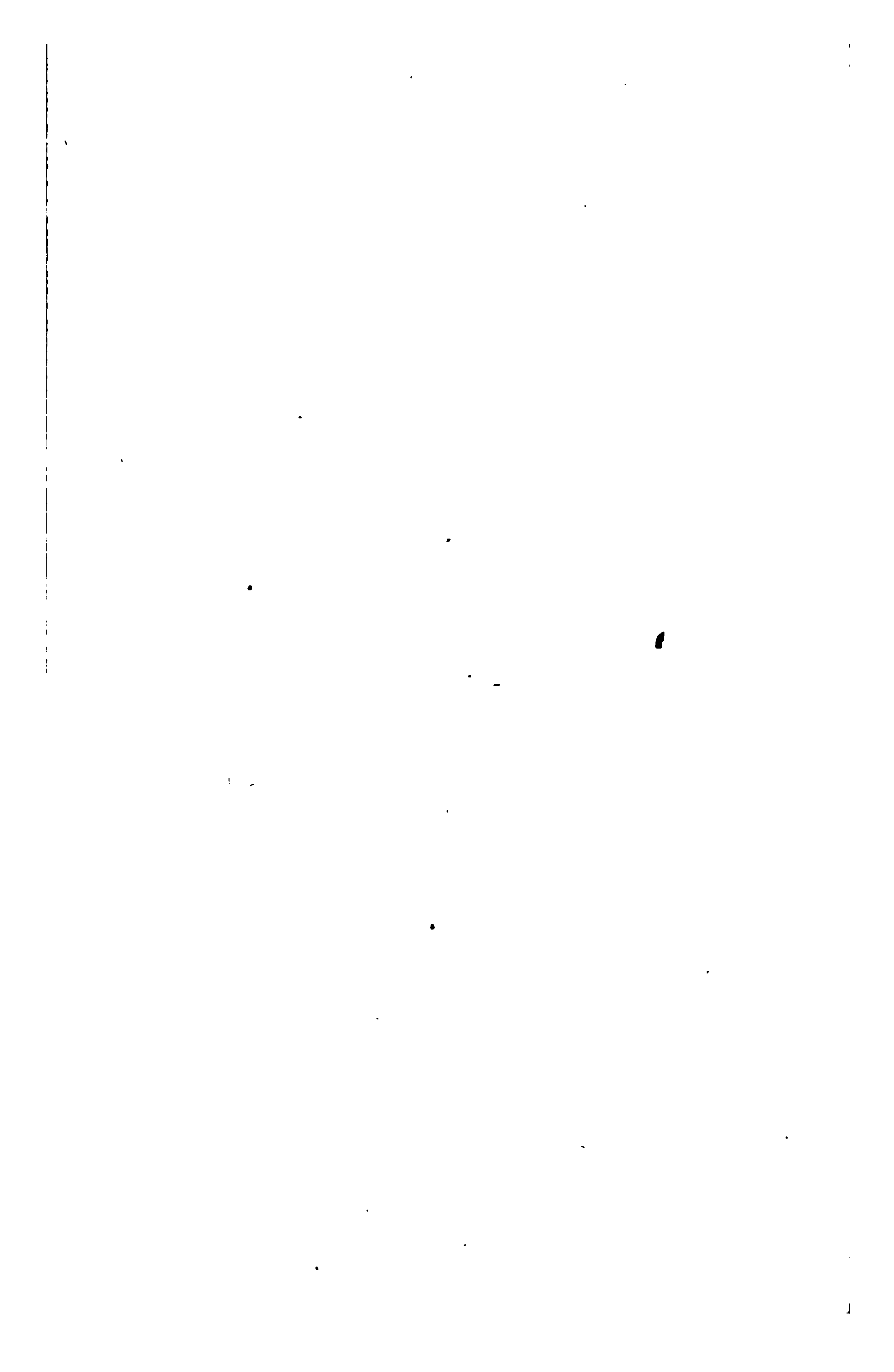
Waffengefährten, der im Namen noch zweier Anderen ein Gedicht auf die Heldenthat geschrieben, durch die er den Verräther Opechancanough ihn und die Seinen loszulassen zwang, gibt ihm das Zeugniß, daß trotz den Schrecken, die er eingeflößt, selten ein milderes Herz gefunden werde*) Ebenso erscheint er in Ausdruck und Worten oft derb, nie aber roh: ein wahrhaft bewundernswürdiger Zug, wenn wir bedenken, wie viel wir selbst im entgegengesetzten Falle theils seiner Zeit, theils dem Krieger- und Seemannsleben, das er geführt, würden zu gute halten müssen. Sein Ehrgeiz war von aller Kleinlichkeit frei; er strebte nicht nach Titel und Würden, sein Sinn war auf das Höchste gestellt, auf die Schöpfung neuer Reiche, neuer Völker. Wenn wir ihn seine kleinen Anfänge unaufhörlich mit den berühmten Reichsgründungen und Eroberungen der Alten vergleichen sehn, die ja auch, wie der mächtigste Strom aus kleiner Quelle, aus Kleinstem sich entwickelt, können wir uns über den anscheinenden Bombast der Vergleiche eines Lächelns nicht erwehren. Sehen wir aber den mächtigen Bau an, zu dessen Fundament seine kräftige Hand, sein bewußter Geist die ersten Steine zugetragen, und den Einfluß, den die Ideen, welche jenes ungeheure Gebäude charakteristisch beherrschen, auf die Gestalt des ganzen Europas geübt, so müssen wir seinen prophetischen Geist bewundern, der Jahrhunderte voraus so Großes in Kleinem gesehn. Im Ganzen können wir sein offnes, redliches Gemüth, seinen durchdringenden uner-

---

*) — — — so dreaded thou hast beene
And yet a heart more milde is seldom seene.

schrocknen Geist nicht besser charakterisiren, als mit den Worten, mit denen ihn seine Waffengefährten in Virginien trauernd entließen: Gerechtigkeit war seine erste Führerin, Klugheit seine zweite, Niedrigkeit verabscheute er, Gefahren liebte er, Handlungen waren ihm lieber als Worte und Falschheit und Geldgier haßte er mehr als den Tod. Und beistimmen müssen wir einem seiner älteren Biographen, der mit aller pedantischen Verehrung seines Jahrhunderts gegen das Heldenthum der Alten, doch die Ueberzeugung ausspricht, daß Plutarch das Leben keines Mannes der Nachwelt übergeben, der größer war als John Smith. *)

Siehe Hillard in American Biography S. 174.

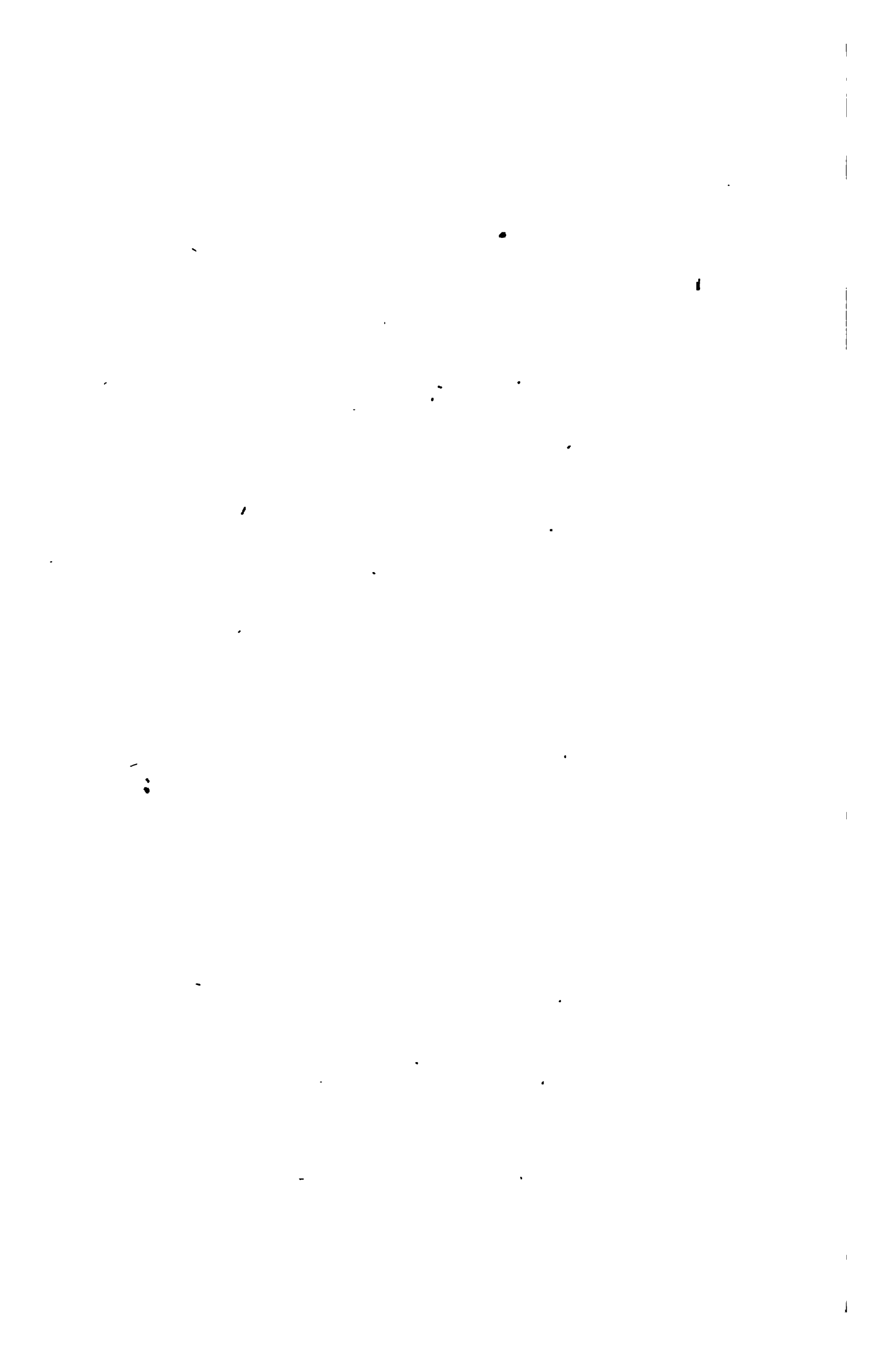


Ludwig Tieck.

Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden.

Von

C. G. Carus.



Die wahre Gemeinschaft der Geister, die höhere unsichtbare Loge des Genius — sie steht dem Menschen offen in der Betrachtung, in der Aufnahme, in der Erkenntniß der Werke, welche begünstigte Männer in ihren Schriften uns hinterlassen haben. — Wer mit Ernst dorthin seine Blicke wendet, dem eröffnet sich ein Reichthum des Materials, welcher jedes Leben nur zu kurz erscheinen läßt, und dem quillt dort eine Fülle, an welcher sein eignes geistiges Wachsthum die reichste Nahrung und die glücklichste Entwicklung finden kann.

Es erfaßt mich indeß oft genug eine eigne wehmüthige Empfindung, wenn ich gewahr werde, wie Wenige verhältnißmäßig in der Masse der Menschen ein Bedürfniß, eine Anlage, eine Sehnsucht zeigen, gegen diesen Orient sich zu richten. — Die gehäufte Künstlichkeit des Lebens, die tausendfältigen sich kreuzenden Interessen des Tages, die Begierde nach „Zerstreuung" (eigentlich ist es doch das Verderblichste für die Seele des Menschen zerstreut zu werden) rauben den Meisten die Stille, die Ruhe, die Möglichkeit des Versinkens in sich und in die Tiefe eines Geistes überhaupt, und so verliert sich zuletzt ihre Existenz in ein unruhiges Treiben, in ein Suchen und nicht Finden, dem dann nur der augenblickliche Reiz eine schnell vorübereilende Beglückung

verleihen kann, und von dem der eigentliche Frieden und das wahre Genügen der Seele, welches aus der Tiefe und nicht aus der Breite hervorgeht, weit entfernt bleibt.

Der Mensch soll ein „Anthropos“, ein „nach oben Schauender“ sein, das liegt in seinem ganzen Wesen ausgedrückt! aber er soll dies nicht nur in Blick und That beweisen, sondern es ist ihm eben darum auch gesund und als wahrhafter Mensch angemessen, nicht auf das, was unter ihm ist, eine strebende Neigung zu wenden, sondern am meisten von dem, was ihn selbst an geistiger Macht übertrifft, sich angezogen zu fühlen. — Wie daher ein geringerer Umgang im Leben nur von dem gesucht zu werden pflegt, dessen Individualität selbst schwach ist, so ist auch das Verlieren in eine ephemere Litteratur ein verdächtiges Zeichen des Geistes und mehr und mehr wird es verflachend und ermattend auf ihn zurückwirken. — Ist doch die Welt von Anziehung und Abstoßung durchdrungen! — Wie tausend unsichtbare Strahlen einer gewissen Lichtwirkung von den Gegenständen ausgehen und unerwartet in sonderbaren Abspiegelungen sich verwirklichen können, so wirkt eigentlich in diesem irdischen Dasein Alles aufeinander; — man könnte sagen, ein allgemeines Contagium waltet zwischen den Körpern; es verweilt nichts nebeneinander, ohne aufeinander zu wirken, ohne eine gewisse Ansteckung mitzutheilen — es gilt das körperlich wie geistig, und Jeder hat auch in dieser Hinsicht wohl auf das Lenken seines Wagens auf dem Wege des Lebens zu achten! — Wenden wir nun das an auf die Gesellschaft, mit welcher wir auch in der Einsamkeit unsern Geist umgeben, und wir werden doch nicht verkennen, daß anders

die Einwirkung sein wird, wenn diese Gesellschaft aus den Heroen der Litteratur erwählt, als wenn dem Alltäglichen und Gemeinen der Zutritt gestattet sein wird! — Die Sache ist so klar! — man möchte fragen, wie kommt es, daß meistens so unvollkommen, so ungeschickt gewählt zu werden pflegt?

Es gibt mancherlei Gründe dafür, aber der triftigste liegt jedenfalls darin, daß es eine gewisse Schwierigkeit hat, sich dem Vortrefflichen zu nähern. Die alte Sage von der feurigen Lohe, welche das Schloß der Brunhildis umgibt und es den Freiern erschwert, zu ihrem Besitze zu gelangen, ist auf alles Große und Bedeutende anwendbar! — So ist es denn auch mit den großen Werken in Wissenschaft und Poesie! — Nicht der Abstand der Zeit und der Nation, nicht die Schwierigkeit der Sprache allein ist es, was die Annäherung erschwert — es ist vorzüglich die Macht des Geistes selbst, das Gepräge der Eigenthümlichkeit, das gewiß Herbe des Genius, worin zugleich doch wieder seine ganze Gesundheit und Fülle zu Tage kommt — was den Abstand vergrößert und das Eindringen erschwert.

Es gehört also ein gewisses Werben dazu, ein Ringen, das Große zu umfassen und sich zu eigen zu machen, eine Ausdauer, sich in dessen Besitz zu bringen, und nur so kann es gelingen, zu der Freude, zu der vollen Genüge zu gelangen, welche es gewähren kann, im Sonnenschein des Genius sich zu durchwärmen. — Hierbei sind denn Mittelglieder oftmals unentbehrlich und größtentheils erwünscht. Der Mensch entwickelt sich nur durch den Menschen und innerhalb des Bundes der Menschheit, und wie zum Verständniß des eignen Geistes, so muß

auch im Näherbringen verschiedner fremder Individualitäten Eines dem Andern helfen und mitwirken. Auch in den oben erwähnten Beziehungen wird es daher ein Jeder in seinem Leben mannichfaltig erfahren haben, wie zwar manche und wol immer die innigste Anziehung unmittelbar uns einem oder dem andern höhern Geiste entgegenführte, wie aber doch auch gewisse andere Anziehungen und späterhin manches wahre und nähere Verständniß, nur erst den fördernden Einwirkungen gewisser Mittelspersonen verdankt wurde.

Blicke ich auf mein eignes Leben zurück, so werde ich sehr wohl gewahr, wie zwar zum Erfassen einzelner Geister, z. B. Göthe's, ganz allein ein rastlos wirkender Trieb der Fortbildung mich gedrängt hatte, wie dagegen bei Anderen ich auch ganz gut erkennen durfte, wie wichtige und sehr nachwirkende Annäherungen ich ebenso der Leitung einer oder der andern Freundeshand zu danken hatte. — Mußten mir doch bei einer entschiednen und frühzeitig hervortretenden Richtung auf Naturstudien, bei anhaltender Beschäftigung mit Anatomie, Physiologie und vergleichender Anatomie, und noch mehr bei dem spätern Eindringen in den ganzen weiten Bereich der Heilkunde — manche Geister fern bleiben, welche mittelbar gar wohl auch jene mir insbesondere und ursprünglich angewiesene Bestrebungen zu fördern im Stande waren. — Man sagt von Sydenham, dem berühmten weitsehenden englischen Arzte, er habe einem jungen angehenden Medicus, der sich mit der Frage an ihn wendete, welches Buch er wohl lesen solle, um in seiner Wissenschaft und Kunst recht tüchtig zu werden, den Don Quixote empfohlen; und ich bin

weit davon, das für ein Paradoxon oder eine Art von Abweisung zu halten. Der Arzt soll vor allen Dingen den Menschen kennen, er soll ihn kennen nicht nur physiologisch und anatomisch und pathologisch, sondern er soll ihn kennen in allen seinen Lebensverhältnissen, seinen Schwächen und seinen Stärken, in seiner Weisheit und seiner Thorheit; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß mehr als durch anthropologische Bücher wir hierin gefördert werden können durch die Werke solcher Dichter, die mit wahrhaftem Seherblick in die Tiefen menschlicher Natur eindrangen, ja die im eigentlichen Sinne schöpferisch sich zu verhalten im Stande waren. — Es ist seltsam, aber es ist wahr, daß wir oft an einem Gebilde der Dichtung, wenn es bis zu dieser Höhe die schöpferische Macht des Genius bewährt, die sonderbaren und verborgnen Triebfedern menschlicher Handlungen, die merkwürdige und oft so schwer zu entziffernde Eigenthümlichkeit menschlichen Geistes besser erkennen, als wir irgend dies vermögen in Beobachtung lebendiger Individuen. Die Ursache mag darin liegen, daß dieses poetische Wesen, wir möchten sagen, durchsichtiger ist, weniger von den terrestrischen Banden der Existenz gefesselt wird und wir an ihm weniger besondern geschichtlichen Hintergrund und Mannichfaltigkeit der Beziehungen voraussetzen können, als durch welche eben ein Charakter uns mehr verwickelt und minder übersichtlich erscheinen muß. — Freilich, der Dichter sind wenige, denen der Himmel es verliehen hat, in diesem Maaße durch so belebte Gestalten eine wahrhaft schöpferische Macht zu entfalten!

Man darf wohl sagen, der allein sei eigentlich im

wahren Sinne des Worts ein großer Poet (ich nehme ausdrücklich das griechische Wort, weil es die schöne hier ganz angemessne Bedeutung des Machens, des Hervorbringens einschließt), der seines Volkes geistiges Besitzthum durch „Mehrung des Reichs", d. h. durch Erschaffung eigenthümlicher Gestalten des Lebens, zu steigern vermochte, durch Gestalten, welche fortan als wirkliche Charaktere in der Geschichte des Volkes mit fortgeführt werden müssen, und welche eben darum das geistige Reich der Nation erweitern, ja, eben weil in diesen Gestalten der eigentliche Mensch oft so viel klarer erscheint, dieses Reich erleuchten. — Sollen Beispiele angeführt werden, so muß man auch hier von den Griechen beginnen und immer wieder auf sie zurückkommen, denn ihre Helden-, ja ihre Göttergestalten, in denen sich eine höhere oder, richtiger gesagt, eine potenzirte Menschheit spiegelt, waren durch und durch die Productionen ihrer Dichter, und das Volk hatte an diesen Gestalten eine gewisse geistige Elite der verschiedensten Charaktere, welche das Leben darbieten kann, und welche denn auch belebend und erfrischend auf das Leben selbst wieder zurückwirken mußte. — In der neuern Zeit ragt mit außerordentlicher Macht den Griechen gegenüber auf der Nordseite Europas herauf Shakspeare, dessen Hamlet, dessen Lear, dessen Fallstaff und Polonius, dessen Shylock und Porzia, dessen Romeo und dessen Makbeth als wirkliche Menschen zählen und zu tausendfältigen Betrachtungen, Folgerungen, Vergleichungen schon angeregt, ja mannichfaltigst ihrerseits wieder auf Leben und Geschichte gewirkt haben. — Groß und einzig ragt ebenso in Spanien in dieser Hinsicht Cer-

vantes auf, dessen Don Quixote allein unsre ganze Romanenliteratur in die Luft schnellt; und nicht minder mächtig ragt ebenso in Deutschland Göthe hervor, dessen Faust und dessen Werther, dessen Tasso und dessen Götz, dessen Egmont und dessen Leonore, Gretchen und Clärchen, als feste Gestirne am poetischen Himmel Deutschlands immer und immer sich erhalten werden. Aber wie gesagt, selten sind diese Productionen und man darf nur diesen Maaßstab anlegen, um so manchen Dichter heruntersteigen zu lassen von einer Höhe, auf welche ihn vielleicht vorübergehend der Geschmack seiner Zeit erhoben hatte.

Diesem Allen will nun aber nahe gekommen sein, wenn es seinen befruchtenden, belebenden, erfrischenden Eindruck hervorbringen soll, wenn man dadurch angeregt werden soll, in die Tiefen dieser geistigen Charaktere sich zu verlieren, wenn für besseres Verständniß menschlichen Wesens, für Förderung eigner Lebenkunst, für lebendige Freude an poetischer Schöpfung Alles gewonnen werden soll, was gewonnen werden kann, und daß dies bei allem Bedeutenden dieser Art nicht eben leicht ist, sei nun das Werk historisch, philosophisch, episch oder dramatisch, ist schon oben erwähnt worden. Das Lesen ist ein so gar verschiedenes! und ganz recht sagt Göthe:

— — Lies't doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.

Er bezeichnet hiermit vortrefflich ein Paar Hauptklassen von Lesern, deren so Manche wirklich eben nur das ihnen selbst Homogene, Bequeme sich aus dem Buche herauslesen. Ein Leser dieser Art wird den Don Quixote

nur wie eine Posse betrachten, geschrieben, um ihn zum Lachen zu reizen, und er wird nicht an die große, ich darf wol sagen, weltgeschichtliche Bedeutung des Ganzen denken, in dem die zweideutige Glorie des Menschen und „der ganzen Menschheit Jammer" wiederklingt. Ein Leser dieser Art — ein Verliebter etwa, wird aus Romeo nur das Liebesabenteuer sich herauslesen, während er das Tiefsinnige und Mächtige in der Art, wie dort das Wesen der Liebe im tiefsten Grunde, als ein das Leben zugleich Erschaffendes und Zerstörendes erfaßt ist, kaum ahnen wird; und man darf hierbei nur auch das mit als Beweis der außerordentlichen Bedeutung solcher Werke gelten lassen, daß, wie sie dem Wissenden Gegenstände tiefsten Studiums gewähren können, sie selbst dem Unwissenden eine vorübergehende Anmuth und Lust nicht versagen. So etwa freut sich schon das Kind über die reizenden Melodien von Mozart's Zauberflöte, während der gereifteste Musiker einen unerschöpflichen Stoff darin findet zu anhaltender Erwägung und immer sich wiederholender Bewunderung. — Die Leser, die sich in das Buch hineinlesen, die ein großes Werk sich vorhalten, um darein ausdauernd sich zu versenken; diese sind die seltnern, es sind die, welche auch hierin gern „nach oben" schauen, das Höchste sich zum rechten Lesen wählen, und sie sind es, die dann mit ihren geistigen Fühlfäden gleichsam sich festsaugen an einer solchen Schöpfung und nicht ruhen, bis sie ihnen von allen Seiten zugänglich geworden und der Hauch ihrer begeistigenden Idee lebensfrisch in sie eingedrungen ist. — Ein solcher Leser tritt eigentlich, nach dem alten vielbedeutenden Spruch des Erdgeistes im Faust:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst!

mit dem Dichter mehr und mehr auf gleiche Stufe, und er übt einen eignen, keineswegs blos passiven Theil der Lebenkunst, indem er schön empfängt, was als Schönes aus einem schönen Geiste hervorging. — Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß schon der alte Plutarch gar wohl gekannt hat; was eigentlich ein solches Lesen, ein solches Aufnehmen höherer geistiger Nahrung für Bedeutung habe. Ich kann nicht umhin folgende Stelle aus seinem Leben des Perikles hier einzuschalten, wo er sagt: — „Da nun unser Geist ein lernbegieriges schaulustiges Wesen hat, so rügt man mit Grund den Misbrauch desselben zu einer gegen das Schöne und Nützliche gleichgültigen Aufmerksamkeit auf Dinge, die des Anhörens und Anschauens nicht werth sind. Denn zwar der Sinn, der zufolge des Eindrucks die Gegenstände ergreift, muß wol jede Erscheinung, mag sie etwas oder nichts taugen, auffassen: wollte man aber den Geist gebrauchen, so kann er stets mit Leichtigkeit auf das Beliebige sich richten und übergehen. Jage man also dem Trefflichen nach, daß der Geist es nicht nur schaue, sondern auch am Schauen sich nähre. Denn gleich wie dem Auge die Farbe zusagt, deren vergnügliche Heiterkeit die Sehekraft belebt und stärkt, so muß man den Geist auf Betrachtungen führen, die durch das Vergnügen, das sie gewähren, ihn zur eignen Vortrefflichkeit aufmahnen.“ — Soweit Plutarch!

Jenes reinen Aufnehmens des Vortrefflichen, jenes höhern Lesens ist nun aber Niemand gleich von Haus aus fähig! — Es heißt ganz mit Recht:

Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Hugo Grotius.

Jeder, in dem auch Anlage zu höherem und echtem Lesen ist, muß doch allmälig dahin aufgebildet werden, gebildet werden durch sich selbst, gebildet werden durch Gebildete und durch gebildetes Lesen; und hier nähern wir uns nun einem Umstande, bei welchem der große Einfluß von Ludwig Tieck bei seinen Zeitgenossen auf echtes Verständniß der Poesie, mit besondrer Deutlichkeit hervortritt. — In ihm, der selbst als großer romantischer Dichter auf den Gang der deutschen Literatur seit lange den wesentlichsten Einfluß übte, hatte sich ein Talent der Mittheilung durch Vorlesen entwickelt, wie es — und zwar namentlich darum, weil es sich hier mit eigner reicher und großer Productivität, mit dem feinsten Geschmacke und der durchgebildetsten Kunst des Selbst-Lesens verband, bisher nicht wohl vorkommen konnte und so leicht nicht wieder vorkommen wird. Ihm war zugleich das Lesen Bedürfniß geworden, wie denn jedes große Talent seinem Wesen ein Feld geben will, wo es sich bethätigt, und um ihn bildete sich aus der Stadt ein Kreis von befreundeten Hörern, unter welchen denn auch gar oft sich die Notabilitäten aller Fremden mischten, welche Dresden in so reicher Maaße durchziehen, in sofern ihnen nur überhaupt deutsche Litteratur und deutsche Sprache hinreichend zugänglich war. — Sein Vorlesen erhielt deshalb eine Art von Europäischem Ruf, und eben weil es mehr als so viel Anderes gewirkt hat, den Sinn für eigentlich classischen Geschmack in der Litteratur zu entwickeln, so halte ich

es für eine unerläßliche Pflicht, dazu beizutragen, daß das Gedächtniß dieser Lectüren nicht untergehe und daß in der Geschichte den Mittheilungen ein bleibendes Andenken erhalten werde, denen man an und für sich, weil sie auf die Geschichte der Bildung der Nation gewirkt haben, ein historisches Interesse nicht absprechen kann. — Drei Dinge waren es insbesondere, durch welche dieses Lesen sich auszeichnete: erstens die Individualität des Lesenden, die reiche Erfahrung, die ausgebreitete Gelehrsamkeit, die feine attische Bildung, das sonore, tief innerlich anklingende Organ der Rede und die eigne hohe Dichtergabe in ihm. Aus diesen erklärte sich, warum, wenn er einen Dichter in seinen Werken uns vorführte, wir so leicht in den Dichter selbst uns zu versenken vermochten, warum wir oft den Lesenden selbst dabei vergaßen, und nun um somehr mit ihm in die mächtige Idee des vorgetragnen Werkes eindringen konnten. — Zweitens ein gewisser bei diesen Lesungen eingeführter Cultus, eine gewisse Feierlichkeit und Andacht, welche auch die leiseste Unterbrechung nicht duldete und nur dadurch es möglich machte, ein ganzes Werk auch wirklich als ein Ganzes und nicht als ein Stückwerk zu fassen. — War das Lesen begonnen, so herrschte eine stillschweigende Uebereinkunft Aller, jeder, auch der kleinsten Störung sich zu enthalten, Späterkommende nahmen auf das leiseste Platz; Abgerufene — unter welche leider! Schreiber dieses oftmals, in Folge seines Berufs, sich zählen mußte — glitten möglichst unbemerkt durch die nie knarrende Thüre, und keine längere Pause (z. B. bei den Akten der Dramen) wurde geduldet. — So mußten selbst die, welche durch ein ihnen etwas

fremdartiges Schicksal in diese Räume verschlagen waren, und die nach Art ordinairer Leser und Hörer mit ein Paar Bruchstücken eines Werks sich vollkommen begnügt hätten, oft mit einer gewissen sichtbaren Qual den ganzen Faden des Stücks vor sich abwickeln lassen, bevor sie sich freier zu regen wagten, und gewiß, nicht selten, mitten in dieser erzwungenen Spannung, ist ein und das andre bei ihnen eingedrungen, was vielleicht erst viel später ihnen Früchte getragen hat. Andere dagegen, die mitten in einem bewegten Leben vielleicht selten oder nie Zeit und Gelegenheit gewinnen konnten, ein größeres Werk ganz und auf einmal vor sich so aufrollen zu lassen, als wäre es ein großes beschriebenes Palmenblatt, nahmen mit um so durstigern Zügen den reinen Strahl vom Quell der Poesie in sich auf und überzeugten sich mehr und mehr bei dieser Aufnahme, wie unmöglich es ist, von einem mächtigen Werke anders als auf diese Weise, d. h. ganz ununterbrochen, den wahrhaften Gesammteindruck zu erhalten. — Drittens endlich kam bei diesen Lectüren in Betracht: die Wahl des Vorzutragenden. — Nicht daß immer nur das allerausnehmendste, das größte, das geistvollste gewählt worden wäre, auch manches leichte heitre Werk kam auf das Repertoir; allein immer blieb entfernt das philisterhaft Leere, das blos Moderne, das in sich Nichtige, und es war überhaupt nicht zu verkennen, daß, wie nun grade der Kreis der Hörer sich zusammenfand, danach immer mit die Wahl zu lesender Werke sich regelte. Im Allgemeinen war jedoch die Tendenz nothwendig immer auf das Große und Tüchtige gerichtet, und hier lag denn eben wieder ein besondrer Brennpunkt

dieses Kreises. — Gott! was lesen doch alles Menschen in unsern Tagen! — Und wie könnte so viel Schlechtes producirt werden, wenn nicht das Schlechteste auch seinen Leserkreis fände! — Ja, ich muß hier auf eine besondre Schwäche — oder wie ich es lieber nennen möchte — eine besondre Treulosigkeit vieler unsrer Gebildeten kommen, daß sie häufigst, obwol gegen die Vorzüge des Vortrefflichen gar nicht unempfindlich, doch auch dem Unbedeutenden, Verfehlten, ja dem Nichtigen so oft ein längeres Gefallen wirklich zuwenden können. — Mir scheint nämlich, daß in gewissen Beziehungen Liebe und Haß gar nicht zu trennen sind. Wer recht liebt, muß auch des Hasses fähig sein, d. h. des Hasses gegen das Unschöne, Schlechte, Gemeine. — Im Leben mag es recht und schön und im höhern Sinne unerläßlich sein, daß wir nie uns zum Haß gegen Personen hinreißen lassen, daß wir vielmehr in Allen den eingebornen, wenn auch oft seltsam verdeckten göttlichen Funken ehren, ja lieben, aber wenn es blos vom Verhältniß gegen Erscheinungen, Productionen, Thaten sich handelt, in welchen ein schwaches, mangelhaftes, irregeleitetes, verfehltes Wollen sich beurkundet, so muß das Misfallen entschieden hervortreten und wird sich oft, wenn dergleichen Irrsal das Große und Treffliche stört und verdeckt, bis zum Haß steigern müssen. — Hier ist es nun, wo eine gewisse Toleranz leicht in Alliance übergeht, denn selbst der mit Besserm genährte Geist gewöhnt sich zuletzt auch an eine niedrigere Sphäre. Nein! wer an Modekupferchen, manierirtem Kram, modernen Lithographien und dergleichen wirklich mit einer gewissen Freude sich unterhalten kann, der sage nicht, daß er nachher wieder

Rafael und Tizian mit wahrer Liebe betrachten und in sich aufnehmen könne. — Darum eben muß der „nach Oben Schauende", der wahre echte Mensch, immer und immer wieder zum Vortrefflichen zurückkehren, er muß sich darin einleben, er muß sich von ihm immer lebendiger und voller durchdringen lassen, und nur so wird er den Lebensathem in sich einziehen, den eine reinere Atmosphäre des Geistes uns zu gewähren im Stande ist. — In diesem Sinne besonders haben denn die Lectüren von Tieck vielfältig und auf Viele anregend gewirkt; soll ich aussprechen, was sie mir gewesen sind, so muß ich sagen, es sei dadurch in mir das gewirkt worden, was jede echte Lectüre wirken soll, nämlich ein tieferes Hineinschauen in die eigne Brust und auf echte Lebenkunst, und ein freieres Hinausschauen auf eine unendliche Welt. — Glücklicherweise sind mir von den verschiednen Gedankenzügen, die mir diese Abende erregten, einige Erinnerungsblätter geblieben, welche vor manchem Jahre unmittelbar nach solchen Abenden, und zwar oft noch in später mitternächtlicher Stunde niedergeschrieben worden sind; diese gebe ich denn hier und sie mögen einigermaßen andeuten, was Alles aus Tieck's Art der Auffassung und Darstellung an mächtiger Wirkung hervorgehen konnte und gewiß vielfältig hervorgegangen ist.

Die Dichter, deren näheres Verständniß mir insbesondre durch diese Lesungen gefördert wurde, waren Shakspeare, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Am öftersten hat mich der britische Dichter veranlaßt, meine Gedanken, wie sie, während Tieck seine Werke uns las, in mir aufstiegen, nach der Lectüre niederzu-

schreiben. Ich lasse diese Aufsätze gleich hier und zwar nach der chronologischen Ordnung, in welcher sie geschrieben sind, mitfolgen, und glaube ihnen weitere besondere Einleitungen nicht voraussenden zu dürfen.

Abends den 28. October 1827.

Nach dem Lesen vom Lear.

„Durch Sturm, Regen und Finsterniß komme ich zurück von Tieck, wo der Lear vorgelesen wurde.

Ein solches Lesen, wo das Stück recht mit einemmale wie ein aufgerolltes Palmenblatt sich ausbreitet, hat seine besondern Vorzüge, und zumal heute fand ich Alles so zusammenstimmend: wenig Menschen, nicht zu helle Erleuchtung; draußen, wie im Lear selbst, arges Regenwetter, zwiefach niedergießend, aus Dachrinnen und Traufen, deren Wasser vom Winde trübselig gegen das Fenster geworfen wurde, nur zuweilen vom dumpfen Rollen der Wagen übertönt.

So etwas hallt dann eine Zeit lang nach und nöthigt, eben weil es die ganze Seele ergreift, nicht blos zu einer gewissen Stimmung, sondern zugleich zu gewissen Betrachtungen. Man will auch das innere Wölbungsprincip eines solchen ungeheuern Gebäudes erfahren und das Bestreben, die eigentliche Entwicklungsgeschichte eines Werkes dieser Art zu ergründen, kann zu den weitesten Gedankenzügen veranlassen.

Bedenke ich aber das Saamenkorn, aus welchem der gewaltige Geist Shakspeare's den in alle Zeiten hineinragenden Baum der Scenen dieses Lear gezogen hat,

so muß ich es mit dem Namen Uebereilung belegen. Uebereilung, dieser Feldruf jeder überschäumenden Leidenschaft, dieses Irrlicht des Willens, dieser Todtschlag der Vernunft, sie ist es, deren Giftzahn sich gleich anfangs in's Fleisch des Stückes verbeißt und ihr Gift rettungslos weiter durch alle Adern sich ergießen läßt, bis es dann in Wahnsinn und Tod, und Nichts als Tod, sich enden muß.

Nirgends Klarheit, Ueberblick, Besonnenheit in diesen Menschen, im Guten wie im Bösen! — Kent mit aller Bravheit nicht minder sich überstürzend, als Gloster mit seinem übereilten Mistrauen und Zorn, und Lear selbst mit einer Reihe von Uebereilungen, welche zurückschließen läßt auf tausend ähnliche frühere, und dadurch zugleich die Verzerrung des Charakters seiner ältern Kinder verständlich macht; denn was wirkt schmählicher auf Bildung des erwachenden Menschen, als Vorbilder, die von stäter, leidenschaftlicher Hitze aus einer Uebereilung zur andern getrieben werden! — Und nun! in allen diesen Uebereilungen wieder eben so viele Blößen gegeben, wo lauernder böser Wille Anderer sich einhacken und den kranken Körper noch unbarmherziger zerreißen muß!

O! fluchwerther Wahnsinn toller Leidenschaftlichkeit, wie hell hat deine Verderblichkeit der Dichter erschaut, daß er gerade hier das ungeheuerste Werk aufgeführt hat, was irgend gedichtet worden!

Es war mir wie wohlthätig beruhigendes Oel, ausgegossen auf diese sich bäumenden Wogen, als mir die edeln Worte Jean Paul's einfielen:

„Man hat so im öffentlichen wie im Privatleben nur dafür zu sorgen, daß man bei allen leidenschaftli-

chen Umgebungen ruhig bleibe und auf sich selbst ruhe, als auf einem Berge zum Umschauen."

Und ist es denn etwa nicht so? — Seht euch um im Leben, in der Geschichte! was führt denn eigentlich die Hölle herauf auf die Erde? ist nicht das Vernichten der Besonnenheit, die Umstürzung der Vernunft durch den unvorhergesehenen Vulkans-Ausbruch der Leidenschaft, welche den Menschen übereilt, der erste Springquell des Verderbens? — Gebt doch dem Menschen Zeit, stellt ein Jahrzehnd zwischen ihn und ein durch Leidenschaft gefordertes Unternehmen, macht, daß er die ganze Urtheilskraft brauchen könne, die ihm verliehen war, und er wird das Thörichte seines Vorhabens allmälig erkennen, er wird es unterlassen. — Die Sünde ist meistens ein nicht eben starker Streiter, der den Menschen nur übermannt, weil er ihn überrascht, ihm nicht Zeit läßt, seine Waffen zu gebrauchen, und am wenigsten dann, wenn er sie bei Seite gelegt hat oder einrosten ließ; gebt dem Menschen Zeit, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und der Feind ist schon halb geschlagen! — Und doch muß es so sein! denn wie anderwärts bei Shakspeare geschrieben steht: auch „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, von des Gedankens Blässe angekränkelt, verlieren so der Handlung Namen." — Daher dringt die Natur auf rasche Entscheidung; der Mensch soll sich zusammennehmen lernen, und nur durch Besonnenheit, Gesammeltsein in jedem Punkte wird das Kunstwerk eines reinen vernunftmäßigen Lebens erbaut werden.

Doch davon wäre viel zu sagen! — Mir war es nur heute Abend merkwürdig, wie durch das verschlun-

gene Scenenwerk dieses Stücks mir diese Gedanken immer, wie Morgenlicht durch dunkles Rankengewebe, vorschwebten, und wie sich nun gegen das Ende in einem großen, nur beiläufig ausgesprochenen Worte:

„Reif sein ist Alles!“ das Räthsel dieser Bewegungen aufklärte.

Es war mir eigentlich heute zum erstenmale die Bedeutung dieser Stelle recht hell aufgegangen, und doch gab es mir gleich wieder neuen Stoff zu Betrachtungen, wie der Genius des Dichters dergleichen große Worte nur so eben mit ausschüttet: sie tönen, ihm selbst oft im höhern poetischen Wahnsinn entfallen, unter dem Chor verschiedenartiger Stimmen mit und fliegen wie Sybillinische Blätter dahin, von Vielen unbeachtet, von Einigen gehört, von Wenigen verstanden und von Niemand in ihrer ganzen Ausdehnung ergründet.“

(Diesen Aufsatz theilte ich einmal Tieck selbst mit, er hatte solchen Gefallen daran, daß er ihn in seinen Dramaturgischen Blättern bei der ehemaligen Dresdner Morgenzeitung mit abdrucken ließ. Er fügte folgendes Nachwort hinzu.)

Ist in dieser Hinsicht nicht der Hamlet der Gegensatz des Lear? Und ist dieses Schwanken, diese krampfhafte, überreizte Unentschlossenheit, die die That nicht finden kann, weil sie zu geistreich, zu poetisch und grübelnd tiefsinnig über alles Thun hinwegsieht und in zu großer Anstrengung der Kräfte zum Vollbringen lahm macht, eben besser, edler und vernünftiger, als jene Uebereilung in den verschiedenen Personen des Lear, die das ungeheure Elend hervorbringt? Diese beiden

unsterblichen Werke ergänzen sich gewissermaßen; — und wie Hamlet sagt: Rasch — und Dank der Raschheit — u. s. w. (Act. V), das lehre uns, daß eine höhere Weisheit unsre Absichten ausbildet, vollendet, wie wir unsre Pläne auch roh skizziren mögen — so ist damit (ohne daß Hamlet es so versteht oder verstehen kann) der tiefste Sinn des Hamlet, Lear, Macbeth und auch der alten griechischen Tragödie ausgesprochen. — Wie lehrreich ist es, einem verständigen Geiste, wie im obigen Aufsatze, zuzuhören, dem es leicht wird, gerade an eine Betrachtung, an ein Wort das Höchste zu knüpfen, die nur allzuoft von der Menge alltäglich und trivial gescholten werden. Nicht das Ergrübelte, Ferne, Seltsame ist es, was Shakspeare charakterisirt, nicht dies erklärt ihn, sondern das Nächste und Einfachste, über das der Unbedachtsame auch oft stolpert, ohne es zu bemerken. Und ist es mit dem Sophokles anders? L. T.

Im September 1831 gab „Romeo und Julie" zu folgenden Betrachtungen mir Veranlassung: —

„Aus einer solchen ungeheuern, ins tiefste Mark eingreifenden Schöpfung, ins gewöhnliche flache Alltagsleben wieder zurückzukehren, ist immer ein harter, schmerzlicher Schritt. — Nicht etwa ist es wie ein Schritt aus Glück in Unglück, denn nicht mehr schwankt ja nun der Boden unter den Füßen, im Gegentheil! wir treten vom unsichern Boot ans sichere Land! — Und doch! — ists nicht, als ob mit dem Schwanken auch aller Farbenschimmer und alle Lebenslust weggewischt wäre und alles nun in gleichgültiger verödender Ruhe um uns

liege! — aber eben da verbirgt sich ja der wunderliche und ewige Widerspruch unsers Gemüthes: grade in der Qual auch die Lust, in der Gefahr die Freude zu finden! — Wie es heißt:

> Nun dann: liebreicher Haß! streitsücht'ge Liebe!
> Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
> Schwermüth'ger Leichtsinn! ernste Tändelei!
> Entstelltes Chaos glänzender Gestalten!
> Bleischwinge! lichter Rauch und kalte Glut!
> Stets wacher Schlaf! dein eignes Widerspiel!
> So fühl' ich Lieb' und hasse was ich fühl'! —

Mir erscheint jedesmal dieses Werk Shakspeare's als eine unergründliche Fuge über das Thema des einzigen Wortes „Liebe" — von der zartesten Blüte bis zur massigsten Frucht, von dem höchsten Glück bis zum tiefsten Elend, ist dieses Wortes Reich von dem Dichter durchwandelt und durchmessen; und eben weil er uns so tief in diesen alten Zauberkelch blicken läßt, daß wir alle Regungen wiedererzittern fühlen, die unser eignes Leben bewegten, weil Lust und Schmerz immer von Neuem unser Wesen durchzucken muß, wenn wir scharf in den Feuerglanz dieses Kelchs blicken, wird es uns nachher so schwer, das von diesem Schimmer noch lange wie geblendet bleibende Auge wieder an die alten sonst bekannten Gegenstände zu gewöhnen."

Wieder zu einem besondern Aufsatze regte mich ein Lesen des „Wintermärchen" am 1. Novbr. 1833 an.

„Wenn tausendfältige Strahlen, von dem Göttlichen ausgehend, auf tausendfältige Weise von den Erschauungen zurückgespiegelt werden — wo ist es, daß der Strahl

am unmittelbarsten, am meisten als volles ganzes Sonnenbild zurückgespiegelt wird? — Wo anders, als von der Erscheinung des echten, des wahrhaftigen Poeten? — Nur von ihm aus strahlt wie vom Göttlichen selbst eine wahrhaftige, eine unendlich mannichfaltige, eine lebendige Welt? – Ist im vollendeten Heiligen die innerste Idee des Göttlichen lebendig geworden, so ist dies doch nicht wie im echten Poeten die ganze Offenbarung — es ist eine Auswahl — ein Sublimat — eine Excerpt! — aber im Poeten tritt die Welt selbst mit ihren Lücken und Vollkommenheiten, ihren Schönheiten und Widerlichkeiten, ihrem Guten und Bösen, wie ihre Erscheinung von Ewigkeit her im Geiste des Göttlichen selbst aufgestiegen war, hervor — belebt — begeistert uns — und ist das höchste Document der eignen göttlichen Natur menschlichen Geistes. —

Diese Gedanken kamen mir heute, als die Zauberwelt dieses heitersten, frischesten Pfeiles aus Shakspeare's Köcher mich belebend, ja entzückend durchdrungen hatte.

O dieser Shakspeare ist selbst wie die Hermione unverloren! und von Tausenden todt geglaubt und doch lebend und beseligend steigt er immer wieder gleich der Hermione von seinem Piedestal herab, zu allen denen, die seinem geheimnißvollen Kreise mit Liebe und Hingebung sich nahen! —

Uebrigens wurde mir heute recht klar, warum so manche sonst glücklich begabte Naturen zum innern Verständniß dieses Dichters sich gar nicht hindurch arbeiten können. Seine Werke sind nämlich in so großartigem Zusammenhange gedacht, daß nothwendig ein Standpunkt gefordert wird, das Ganze zu überblicken und

die hohe Kunst des Meisters zu empfinden. Denke dir Rafaels Verklärung in einer Handbreit Entfernung stückweise betrachtet, du siehst einzelne prächtige Köpfe, Hände, Füße, dann leere Stellen, dunkle oder helle Flächen, die dir ohne Bedeutung scheinen, und gewiß du würdest bald ermüden, solltest du lange noch solch stückweise Betrachtungen fortsetzen! — Aber nun weiter zurück — in die rechte Entfernung! in das rechte Licht! — und jetzt blitzt dir auf einmal die Macht der ganzen Conception des Künstlers entgegen! — So mit Shakspeare's Stücken! — Lies dies Wintermärchen stückweis, heute einen Akt, morgen den andern! — Vieles wird dich erfreun, manches vielleicht dir unbedeutend erscheinen! anderes zerrissen und ohne Zusammenhang dir vorkommen! — Nun aber das Ganze so ohne Unterbrechung rein und klar auf einmal aufgerollt! und welche Fülle des Lebens, welche hohe poetische Freiheit, welche Frischheit der Zeichnungen! — Also Heil dem Dichter! und Dank dem Lehrer!" —

Ferner: 20. Januar 1834.

Macbeth.

„Das Licht wird trübe", das ist das Wort, in dem der Grundton dieses „namenlosen Werkes" am eigendsten ausgesprochen ist! — Wie man doch jedesmal, wenn solch ungeheures Werk auf einen neu einwirkt, es wieder irgend von einer besondern, einer neuen Seite gewahr wird und auffaßt! — Mir erschien heute mehr wie sonst der eigenthümliche Farbenton des Gan-

zen — dieses falbe Licht eines regnerischen Abends, wie es sich über alle Gruppen und Gestalten, ja Bilder und Worte verbreitet. — Ich konnte mir geistig fast den Farbenton malen, in welchem, wie durch ein farbiges etwa rauchgelbes Glas gesehen, diese ungeheure Vision erscheint! — Ja ja! Totalität zu empfinden, zu begreifen! da liegts! — das können, das wollen die Leute nicht! — mäkeln und feilschen am Menschen, wie an Werken! — Wie schief sah nicht — wie Tieck mit Recht bemerkt — Schiller diesen Macbeth an; wie wenig konnte er den Standpunkt finden, von dem gesehen allein erst alle Linien dieser titanenhaft perspectivischen Scenerei in ihrer eigensten Wahrhaftigkeit erscheinen! — Doch sei auch er in seiner Totalität geehrt — nur reichte sie nicht an die Universalität Shakspeare's!

Sodann am 7. December 1834.

Nach Shakspeare's Heinrich VIII.

Wie es in der Schrift heißet: „Vor Dir ist ein Tag wie tausend Tage!" so mag es auch vom Shakspeare heißen! — Kommt es mir nicht vor, als sei ich diesen Abend einige Jahre älter geworden! — ich habe ja Jahre durchlebt!

O! heilige Gottgesandte Muse dieses Dichters! Du führst uns hinan an die goldne Pforte, durch deren geöffnete Flügel wir hinausblicken auf das ewig drehende Sternengewölbe der Geschichte. Bild an Bild taucht auf über dem Horizonte, steigt hinan zum Meridian und sinkt wieder abwärts — in tiefem Staunen löst

sich unsre Betrachtung! aus weitet sich die Seele! — Wie wunderlich schmelzen da nicht mannichfaltig mühsam abstrahirte Begriffe vor dieser höhern Glut! — Was wir bald wahr, bald falsch, bald gut, bald böse nannten, wie löst sich dies Alles in einer großen Harmonie! — Nimm aus einer Mozart'schen Symphonie eine Dissonanz unaufgelöst heraus und widerwärtig berührt sie deinen Sinn. — Höre sie in der Folge ihrer auflösenden Accorde, und Schönheit leuchtet dir entgegen!

Was den dämonischen Heinrich treibt, die legitime Katharina zu verstoßen und was seine Lust an der Anna erregt, erscheint abgesondert aufgegriffen verwerflich, und wer will es loben! und doch muß aus dieser dunkeln Wurzel die Größe und das Glück Englands in der Elisabeth erblühn! — Es führte dies zu Gedanken, die leicht zu groß werden für Brust und Haupt des Menschen und die wir deshalb unaussprechliche nennen wollen, „aber" — sage ich mit Hamlet: —

Ich sehe einen Cherub, der sie sieht! —

Nie aber konnte ich Werke wie diesen Heinrich betrachten, ohne immer wieder auf die Qual und die Lust des Geistes mich zu wenden, dem sie entsprangen! — Welche Feuermasse hat sich aus dem Himmel höchster Gluten auf diese Seele niedergelassen! welche Fülle reinsten Lichtes hat dieser Krystall durchdrungen! — daß ein solches Gewaltiges in dem schwachen Gefäß einer menschlichen Organisation sich offenbaren konnte ohne dasselbe augenblicklich zu vernichten! — höhere Geister brauchten nur dies von menschlicher Organisation zu erfahren und es würde ihnen heißen: „genug um diese

Organisation unter dem Namen des Mikrokosmus zu verkündigen!"

Zuletzt nach einer spätern Wiederholung von

Romeo und Julia.

Wieder einmal ist diese große Tragödie an mir vorübergegangen! Ich mußte tief und lange darüber nachdenken, warum dies Werk so unsterblich sei? — und ich antwortete mir endlich: weil es das Geschick der Liebe — aller Liebe — mehr oder weniger darstellt! — Die Liebe, dieser Blitz des Himmels, dieser Feuerfunke, aus einer andern Welt auf diesen dürftigen Planeten heruntergefallen — sie kann sich nie mit dieser Welt amalgamiren! — Entweder sie muß mit Noth, mit Schmerz, mit ewiger Entbehrung kämpfen, oder sie verflacht sich in der Alltäglichkeit eines elenden langweiligen gesellschaftlichen Zustandes! — Dieses innere Erglühen der Seele in heißer herrlichster Liebe — es ist in der Welt ein Fremdling; — wem es der Gott zu fühlen gegeben, in dem ruht es als ein tiefstes Geheimniß, und dadurch, daß er dieses Geheimniß in seinem Busen verwahrt, ist er einer der Auserwählten geworden; er trägt ein tiefes mystisches Symbol an sich, was ihm nicht etwa ein heitres bequemes Leben, vielmehr tiefen Schmerz, grimmige Entbehrungen, schwere Kämpfe verheißt. — Und doch — trotz alle dem ist er ein Auserwählter! in ihm glüht eine Himmelsflamme, die ihn über tausendfältiges sonst Gepriesene und für ihn jetzt nur Nichtige und Gemeine erhebt! — er

ist wie Einer, der sich in schwerer Zeit (zur Befreiung eines Landes etwa) im Leben dem Tode geweiht hat und der doch eine Seligkeit in sich trägt, die Allen, die im gewöhnlichen Leben sich behaben, so ganz unbekannt ist und bleibt. — Dies Geheimniß der Liebe nun, diese göttliche Weise — die nicht Ruhe und der Welt Herrlichkeit — die Schmerz und Entsagung verheißt und ihre Seligkeitsfülle nur in einzelnen Blitzen ins Leben hineinleuchten läßt — dieses dem gemeinen Auge so ganz verschlossene Wunder, hat Shakspeare im Romeo erschaut, in dem Gleichniß dieser Geschichte hingestellt, — und, weil zwar Wenige das Wunder klar erkennen, aber doch jedes Herz eine Ahnung davon in sich trägt, wirkt gerade dieses Werk so mächtig, und wird wirken, so lange es Menschen gibt. — Mir selbst ist in diesem Gedanken eine höhere Beruhigung aufgegangen — ich habe die Nothwendigkeit von Qual und Schmerz für Jeden deutlich erkannt, in dem die Seligkeit der Liebe glüht. — Der wahre Liebende ist wie der Fahnenträger in der Schlacht — er ist gewürdigt die geheiligte Oriflamme zu tragen, und er mag sich wundern, daß nun auch alle Geschosse nach ihm zielen! — Erführe er nicht den Schmerz der Wunden, so wäre er auch nicht zum Tragen des heiligen Zeichens auserwählt gewesen!

Indem ich nun hier noch einmal überblicke, wie oft mich Shakspeare aus dem Munde Tieck's angeregt hat, meinen Betrachtungen auch schriftlich Worte zu gönnen, so muß es mich fast verwundern, daß die Lesung der Alten weniger oft, eigentlich nur ein einzigesmal, zu

solchen unmittelbaren Auslassungen mich gestimmt hat. Ich kann dies allerdings nur der mehr in sich befriedigten, gerundeten Natur des alten Dramas zuschreiben, dieser wahrhaften Natur, die auch zugleich die höchste Vernunft ist, die in sich so rein aufgeht, daß nichts zu wünschen, zu ersehnen übrig bleibt. — Ist es doch das eigne Gefühl höchster Klärung stürmischer Elemente und reiner Besonnenheit, was uns anweht aus diesen Werken, wir schauen ihnen nach, wie wir in den weiten Sternenhimmel blicken — das Glück solcher Betrachtung ganz empfindend, aber eben darum einen besondern Drang der Mittheilung, eine besondre Sehnsucht nach Mitgefühl nicht mehr in uns tragend.

So war es mir oft, wenn Tieck den Sophokles vorgetragen hatte, wenn die Antigone, der König Oedipus, der Oedipus auf Kolonos, der Philoktet, in ihrer ganzen Macht und Vollendung an mir vorübergegangen waren. Tieck las dergleichen auch immer nur in mehr gewähltem, selten sehr großem Kreise. Erst späterhin, als die Antigone in Folge seiner Lesung und seiner Mitwirkung zur Aufführung gekommen war und das Werk die Neugier derer erregt hatte, die sonst dergleichen kaum den Namen nach hatten kennen wollen, ließ er seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. — War aber in kleinem gewählten Kreise ein solches Werk gelesen worden, so entspannen sich zuweilen nachher Gespräche, von denen manche gar wohl verdient hätten, aufbewahrt worden zu sein. — Wer daran Theil genommen, wird sich ihrer noch immer mit Freuden erinnern.

Mehr anregend, mehr das Gefühl bewegend und oft deshalb gerade weithinausziehende eigenthümliche Ge-

dankenzüge veranlassend, ist der Euripides, und hier finde ich auch unter meinen Papieren ein Blatt, zu dessen Worten ein Abend bei Tieck, wo er den Jon vortrug, mich veranlaßt hatte. Tieck las den Euripides besonders schön; das Klangreiche seiner Chöre, die reich ausgeschmückten Erzählungen der Boten trug er mit voller, tiefempfundner Kraft der Rede vor. — Fordert doch der Dichter ganz eigentlich dazu auf, denn es ist schon ein reicheres Colorit in seinen Werken. So hatte mich, den damals gerade in unruhiger Zeit von Außen, auch innen manche schwerere Aufgabe bedrängte, der Jon durch seine gewiß sonnenhelle, ätherblaue Färbung ganz merkwürdig bewegt und so klingt auch aus diesen niedergeschriebenen Worten eine weit mehr subjective Stimmung heraus, als sonst bei der großen Objectivität dieser alten Griechen angeregt zu werden pflegt.

November 1832.

Nach Euripides Jon.

Nach finstrer innerer Krankheitsstimmung, welche noch nicht ganz verklungen, wirkt das Götterbild des Jon, des jungen Phoibos, mit strahlender Kraft des Lichtes auf mich. — Wenn ich den Jüngling sehe, wie er mit heiligem Bogen die Säulen des Tempels umwandelt, selbst den liederreichen Schwan vom geweiheten Boden scheuchend, wenn ich sehe, wie schwer er das stille Loos der Pflege des Dienstes im Tempel, die heilige Ruhe, „treu der Natur und ihrem Gesetz" aufgibt, um dem herrschenden Vater zu folgen, wenn ich gewahre,

wie Apollo selbst, der Göttliche, sich schamhaft verbirgt, einer Uebereilung sich bewußt und doch die Folgen zum Heile lenkend; — wenn die ganze Pracht der alten reinen Plastik wieder vor meinem Geistesauge erblüht, dann zieht reiner frischer Lebensmuth wieder in die kranke Brust und ich rufe mir selbst zu, wie es dort heißt: — „hoffe! hoffe! liebes Herz!"

Am merkwürdigsten übrigens waren ohne Zweifel Tieck's Lesungen des Aristophanes! — Er las diesen nicht in seinem Hause, sondern nur im Kreise von Männern, und am öftersten bei mir, früher wol auch einigemal bei Graf von Baudissin oder Geh. R. von Ungern-Sternberg. Durfte man nämlich sagen, daß von Euripides, Sophokles und selbst von Aischylos (den Tieck übrigens vielleicht nur einigemal vorzulesen versucht hat) doch ein lebenvolles Gesammtbild eher auch durch eignes Lesen geschaffen werden könne, so muß ich dagegen behaupten, daß Aristophanes in seiner so ganz eigenthümlich ironischen baroken Schönheit nur durch eine solche Art des Vortrags, wie Tieck ihm zu geben vermochte, gefaßt werden konnte. Die „Wolken" namentlich, dieses unglaubliche Werk, diese Verhöhnung aller Philosophie, welche doch eben wieder auf die reinste Vernunft, den Zielpunkt höchster Philosophie so prächtig deutet; die „Frösche" sodann, in denen der frechste Spott über alle Poesie ausgeschüttet zu werden scheint, während doch überall eine innig empfundne Verehrung gegen den echten und wahren Dichter durchleuchtet, ferner die „Vögel" und die „Ritter", in welchen durch Witz und

Ironie scheinbar das ganze atheniensische Volksleben vernichtet, zertrümmert und verspottet wird, während eine tief erglühende Liebe für den wahren Ruhm und das Glück und das Recht des Volks doch immer und überall durchblickt, sie und die übrigen Werke haben in manchem Abend uns mit Bewundrung und Nachdenken erfüllt. — Gerade hier wäre wieder vielfältiger Stoff zum Niederschreiben gewesen, allein der Cultus des Abends war hier so geordnet, daß die Freunde nach dem Lesen zu einem heitern Symposion zusammenblieben und was sonst vielleicht der Feder und dem Papier vertraut worden wäre, verrauchte nun unter vielfältigen Gesprächen — doch, wie ich glaube, nicht ohne einen auch den Göttern wohlgefälligen Opferduft in den Geistern aller Hörer zurückzulassen.

Aus der modernen Welt waren es besonders nächst seinen eignen Werken, die von Göthe, welche Tieck an solchen Abenden ins Leben zu rufen liebte. Wer den Tasso, die Iphigenia, den Faust, den Egmont, den Götz, oder auch die kleinern Werke, die Fischerin, die Mitschuldigen, Claudine von Villa bella und ähnliche, zur günstigen Stunde von ihm hat vortragen hören, dem wird nicht nur die Freude an der Totalität ihrer aller, sondern auch die gewonnene Förderung des Verständnisses bei vielen wol erinnerlich geblieben sein. — Unter meinen Papieren finden sich denn ebenfalls einige Aufzeichnungen der Art.

März 1833.

Nach Göthe's Faust. (Erster Theil *)

Noch immer dröhnt in mir das Gefühl nach, welches bei einer Vorlesung des Faust tief im Innersten wieder erwacht war! — Schon hat seitdem ein paarmal der Tag mit allen seinen wirren Treiben sich erneuert und immer noch ist mir's, als sei von kaum verharrschter Wunde der Verband abgerissen und lägen wieder die verletzten Nervenenden unter dem rinnenden Blute an der scharfen Luft und erregten ein schmerzliches Zucken in den umgebenden Muskeln! —

Steigt nicht Göthe, in diesem ersten Theile, selbst in die Tiefe des Menschheitlebens hinab und läßt uns gewahren, wie in stetem vergeblichen Ringen nach Befriedigung eines ihm doch tief eingeprägten Verlangens, gleichsam als an ewig fortblutender Herzwunde dieses arme Leben sich verzehrt, ganz so wie Faust in die Jammerhöhle von Gretchen's Kerker hinabsteigt, wo er das geliebte reine liebende Wesen, von Qual zerrissen, schaudernd erblickt? —

Und da tönen nun die Worte trüber, leidensvoller Sehnsucht dazwischen:

Wer fühlet
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein! —

*) Den zweiten Theil pflegte Tieck nicht zu lesen.

Da verstehen wir es dann, wie oftmals grade da, wo die höchste Blüte des Lebens sich erschließen will, der schäumende Abgrund des Elends sich öffnet! — Mit bedächtiger Miene aber, sich vorsichtig in trocknem freudeleeren Dasein von dem Abgrunde fern haltend, steht daneben der Mensch der Richtigkeit. Wir hören ihn sagen:

So grillenhaften Trieb hab' ich noch nie empfunden.

Und wir fühlen, daß gegen solche öde vertrocknete Wüste der feuchte Abgrund jener Meerestiefe Erquickung ist. Wenn dann das alles in der Brust des Menschen zu gewaltig sich drängt, daß die gepreßte Brust sich Luft macht in Lauten des Schmerzens und der Verwünschung, dann hören wir säuselnde Geisterchöre:

Weh weh
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt,
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne!

Da mag sich denn wol unter solchen Lauten der Klage endlich der aufgeregte Sturm der Gefühle in uns etwas legen, nur die Wogen gehen noch hohl, indem sie dumpf ertönend an neuen Gedankenzügen sich brechen, bis zuletzt ein Trost aus andern Regionen uns kommt und den vollen Frieden wiederherstellt. — Ein leiser Lufthauch trägt etwa von Süden her über die stillergewordnen Fluten andre Worte desselben Dichters, damit uns darin klar werde, alle diese bedrängenden Gestalten gingen nur hervor aus innerer Nöthigung, damit der Dichter selbst sein tiefstes Innere gegenständlich zur Anschauung

bringe und damit er so vor allen Qualen dieses Innern errettet werde, sie bringen uns den Trost Tasso's:

> Und wenn der Mensch in seinem Schmerz verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen wie ich leide!

Endlich zwei Aufsätze:

Der erste im August 1832.

Nach dem Lesen von Göthe's Tasso.

Hat man einmal wieder ein so gewaltiges Werk im Ganzen und im Einzelnen überblickt und ist so recht aufs neue von dem Außerordentlichen einer Größe dieser Art durchdrungen, so versuche man doch um des Himmels willen nicht Etwas wie eine Lobpreisung aussprechen zu wollen. Ich hörte solches Lallen wol und es klang immer unmittelbar nach Dergleichen einigermaßen absurd. — Ehe mag man wol mit Freunden über Bedeutung der einzelnen Charaktere und namentlich über die Art und Weise, wie ein solches Werk entsteht, seine Gedanken austauschen. — Einem, der da meinte, ob nicht dieser Tasso auf ein ganz besondres Erlebniß Göthe's sich gründen möge, sagte ich ungefähr: — „Ein Geist wie Göthe, erfährt im Leben ja ganz nothwendig alle diese Regungen, die im Tasso zur Sprache kommen und viele andre mit. — Dergleichen sammelt sich im Dichter auf und wird in einem feinen Herzen gehegt und gepflegt. Wird er nun zu guter Stunde und, wie man gemeinhin sagt, zufällig, eine Begebenheit oder einen Charakter gewahr, der dem Aufgesammelten und der innern Stimmung homogen ist, so drängen alle vorhandnen

Gedanken der gleichnamigen Reihe mit Macht sich auf und um jene Auffassung herum, und das höhere organische Kunstwerk entsteht. So sieht der Chemiker eine Flüssigkeit, wenn sie als gesättigte Auflösung eines Salzes schon ganz zum Krystallisiren gestimmt ist, nur das Hineinwerfen eines gleichnamigen Krystalls erwarten, und alsbald schießen die Atome des Salzes um diesen Bildungspunkt an und schnell wird die glänzende Krystalldruse vollendet."

Der zweite am 14. Mai 1833.

Ist denn eigentlich wol jemals ein herzzerschneidenderes Schauspiel geschrieben worden und dabei ein herrlicheres, als dieser Tasso! — Muß es uns nicht vorkommen, wenn wir es so im Ganzen auffassen, als stürbe in allen andern Tragödien nur der Leib, wenn dagegen hier die zartesten empfindlichsten Gewebe der Seele, eins nach dem andern in seinen Fäden getrennt und scharf zerschnitten werden! — Und welche Seelen sind es, die hier, ihren zartesten geistigen Ichor ausblutend, zu Grunde gehen! Sind es nicht selbst die zartesten, hochgebildetsten, reichbegabtesten! — Und nun bei all dieser erschütternden Qual, bei diesem quetschenden Unglück, welches eben (und das ist das Grausame!) für die gemeine Natur gar kein Unglück sein würde, welche Fülle von Schönheit, welcher Zauber südlicher Welt und reichen innern Lebens! — Gewiß! wer den Tasso einmal innig erkannt und durchdrungen hat, wird ihn für das in sich vollendetste Werk Göthe's zu halten, kein Bedenken tragen!

Das ist ein Werk! ein nachhaltiges! es ist ewig, denn es ist! — Frage nach einem Jahrtausend wieder nach — und ist Menschenbildung nicht untergegangen, so wird es fester als das Gletscherhaupt des Montblanc in blauer Luft über die Fluten der Zeit hinausragen!

Ja! und da tritt nun wol der Philister hervor (ich hatte zufällig bei der Lectüre nicht weit danach zu suchen) und redet von Göthe und ärgert sich, daß es dem bequemen Menschen doch so gar wohl geworden, während ein verdienter Mann im schweren Staatsdienst sich plagen müsse; — und weiß nicht — und fühlt nicht — daß nur wenn ein Genius solcher Art, gehegt, gepflegt vom gütigsten Geschick, ein Werk wie den Tasso im freisten heitersten Leben, unter Italiens glücklichstem Himmel, er selbst ein liebes Schooßkind der Götter, lange mit sich herumtragen durfte, stets bereit und frei der Muse zu horchen, wenn ihre goldne Wolke sich zur Erde niederließ, daß nur dann, sage ich, und nur so begünstigt, dieses Werk das Siegel wahrer Unvergänglichkeit erhalten konnte.

Er fühlt nicht, daß die, so das Werk schauen und in diesem Schauen selig sind, nur eben diesem Glücke des Dichters ihre eigne Seligkeit danken! ganz wie Schiller sagt:

Weil er der Glückliche ist, darfst du der Selige sein!

Aber ein solcher Mann ahnet auch nicht einmal, daß der Dichter wirklich gar nicht der Glückliche ist, für den er ihn hält, daß dieser vielmehr die tausend innern Schmerzen und Leiden alle selbst erfahren haben muß, um so sie schildern zu können, daß es in dieser Beziehung ja ebenso wie in Beziehung auf seligstes Empfinden von ihm heißen muß:

Eh' der Dichter singt und eh' er aufhört, muß er leben!

und daß es ihm bei alle dem gar wohl gehen kann, wie der hohen blauen Luft, von welcher Göthe einmal sagt:

Durchsichtig scheint die Luft und rein
Und trägt im Busen Stahl und Stein.

Das heißt, daß man seinen feinen weichen Zügen oft nicht ansehen wird, welche Stürme darunter in der Brust gewüthet haben. — Wir also beneiden ihn nicht, aber wir lieben — wir verehren den Dichter.

Aber wir verehren und lieben nicht nur den Dichter, sondern auch den Leser, diesen Leser namentlich, und als ein Zeichen des Dankes mögen sich denn auch diese Blätter ein bleibendes Denkmal bewahren! —

Wie Alles in dieser Welt immer theils Nachwirkung, theils Uebergang und theils Vorbereitung ist, so war es auch mit Tieck's Lesen in unsrer Mitte. — Wie Vieles mußte vorhergegangen sein, ehe solche Abende möglich werden konnten, und zu wie Vielem sind sie sodann auch wieder nur die Vorbereitung gewesen! — Ich möchte sagen, die Einwirkung dieser Mittheilungen schien sich hier nur auf das rein Geistige beschränken zu sollen, Folge nach Außen schien ihnen gerade an diesem Orte früherhin nicht werden zu können. Nun, nachdem die Heimat den Dichter wieder aufgenommen und ihn in eine andre Stellung versetzt hatte, trat sogleich auch die bedeutende Wirkung nach Außen hervor. Was früher auf ein stilles Zimmer beschränkt, nur in den Augen des Geistes sich spiegelte, die große Welt eines Sophokles, Euripides und Shakspeare, ging alsbald

glänzend vor einem glänzenden Hofe über die Bühne und unter die Menge, und es ist nicht abzusehen, welche weitere Wirkungen hinsichtlich der Form für den in vieler Beziehung trostlosen gegenwärtigen Zustand des Theaters daraus noch später hervorgehen können. — Ist doch auf diese Weise schon Einiges auch wieder unser Eigenthum geworden und kann allerdings auch so immer noch als ein Geschenk vom Geiste Tieck's betrachtet werden! — Der Genius wirkt nach, wo er einmal gastfrei aufgenommen war! — Und wenn wir daher in der neuesten Zeit, als eine Wiederholung der Berliner Aufführung, in Dresden den „Sommernachtstraum" sahen, so kann man denken, daß hiervon die Freunde Tieck's nicht minder lebhaft, obwol auf ganz andre Weise ergriffen werden mußten, als früher durch Tieck's Lesen desselben Sommernachtstraums, des Wintermärchens und aller ähnlichen Werke. — Mag es deshalb als eine Art von Complementswinkel zu obigen frühern Betrachtungen aufgenommen werden, wenn ich hier beifüge, welche Gedankenfolge auch nach dieser Aufführung unwillkürlich sich mir zugedrängt hat; — die Verschiedenheit der Wirkung des Realen und des blos Ideellen geht jedenfalls daraus deutlich hervor.

Nach der ersten Aufführung des Sommernachtstraums in Dresden am 9. Februar 1844.

Ich sah einst eine blank aus der Werkstatt heraufgehobne Glocke. Damit man sich überzeuge, ihr Ton

zum Geläute sei genau der geforderte, brachte man die Pfeife einer Orgel und gab eben diesen Ton auf ihr an. So wie der Ton rein aus dem Rohr erklang, fing die Glocke an von selbst mächtig zu dröhnen und zu erklingen, ohne daß sie berührt war. — Kein andrer Ton regte ihr Klingen an! — So geht es mir und am Ende wol Jedem! — Nur tief Verwandtes regt Verwandtes mächtig auf! —

Mir ist heute Abend sonderbar zu Muthe nach diesem Sommernachtstraum! — Wie drängt sich mit Macht die ganze bunte Welt der Poesie heran! — Noch vieles bleibt in der Darstellung zu wünschen, aber doch im Ganzen war sie gerundet und reich gefärbt und durch Mendelsohn's Musik innerlich und eigenthümlich geistig belebt. — Und wahr ists, man muß diese Sachen doch alle auch einmal suchen auf eine würdige Weise zu verkörpern, um sie ganz und allseitig zu fassen! — So lange wir sie einzig lesen oder lesen hören, bleiben sie im letzten Grunde doch immer etwas „von des Gedankens Blässe angekränkelt.“ — Sehnt sich doch alle Idee, wenn ihre Zeit gekommen ist, zu einem vollen ganzen und leiblichen sich Darleben! — Und zumal solche Werke, die unmittelbar zum Darstellen von einem Geiste, wie Shakspeare geschaffen wurden! — Wir treiben vielleicht oft eine Art Metaphysik mit dem, was zu einer eigentlichen Physis bestimmt ist. — Aber freilich, das schöne Wort, das auch hier so ganz beiläufig der Dichter den Theseus sagen läßt und was auch hier wieder den Schlüssel mindestens zur Darstellung des Stücks enthält, es muß nicht vergessen werden:

„Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und

das schlechteste ist nichts schlechteres wenn die Einbildungskraft nachhilft."

Wir müssen vor die Bühne den Geist und das Verständniß des Dichters mitbringen! auch hier bekommt nur der, der da hat, und der nicht hat, von dem wird auch noch das genommen, was er hat. — Aber lebt diese ganze Wunderwelt schon in unserm Haupte, sehnt sie sich wie eingeschlossene Geister nach Befreiung und möchte lange schon heraus ins volle Leben der Menschen, und eröffnen sich ihr nun so die Kreise einer seltsamen Wirklichkeit — bei buntem Lichtschimmer dringen wirklich Lebensbilder dieser Vorstellungen heran — dann saugen auch aus dieser Wirklichkeit die Gedanken unsers Innern einen gewissen Lebenssaft an und nähren und erfreuen sich daran, — decken auch darum gern die Lücken dieser Wirklichkeit zu und leben sich gewissermaßen mit jenen Erscheinungen ein.

So ging mir's heute Abend! — ich fühlte mich so aufgeregt, so durchwärmt von diesem Schauen und Hören, die Vorstellungswelt innern poetischen Schaffens war wie von neuem, frischem Lebenssaft durchdrungen und der ganze frische Lebensmuth, von dem das nichtige Treiben des Tages uns gern abbringen möchte, wenn es nur könnte, er flammte so recht hell wieder auf.

Uebrigens hatte ich nun auch so wieder meine Gedanken über das spiralige Fortschreiten der Zeit! — Ich dachte, wie nun Shakspeare selbst seinen Sommernachtstraum dargestellt gesehen haben mag! Die eigenthümliche, wirklich geistig seltsam kräftige Belebung, die hier das Stück erfährt durch Mendelsohn's Musik, sie ist doch erst im Gange der Zeit hinzugekommen; und so könnte

man am Ende ein solches geistiges Werk auch wieder einem edeln Wein vergleichen, der, wenn er ein Jahrhundert und drüber im Keller lagert, doch nie müssig ist, sondern immer im Stillen innerlich fortwächst, sodaß, wenn man nach Jahren wieder trinkt, er immer ein andrer ist. — Und so kann man hier noch an tausend Anderes erinnert werden, zumal an das, was der Vorwurf dieses ganzen Stücks ist, nämlich die seltsam wechselnde Phantasmagorie menschlicher Neigungen und Schicksale zu zeigen, und erkennen zu lassen, wie all dieser Streit und all dies Schwanken und Neigen und Beugen im Lichte des Ewigen und Einen so gar unbedeutend erscheint, damit dann endlich die Zuschauer hier wie im Leben selbst sich sagen können:

Wenn die Schatten uns beleidigt,
O so glaubt, — und wohlvertheidigt
Sind sie dann — wir Alle schier,
Haben nur geschlummert hier,
Und geschaut in Nachtgesichten
Unsers einen Hirnes Dichten! —

Soweit denn auch diese Gedankenzüge! — Die Lust und der Versuch, große Werke der Vergangenheit wieder aufzunehmen, wieder durch neue gerundete Darstellungen ins Leben treten zu lassen und zu verdeutlichen, sie sind gewiß und jedenfalls von nicht zu berechnenden Folgen. — Sie bringen besonders etwas zur klaren Ueberzeugung, was ich für mich im Stillen, bei allem was Kunst und Wissenschaft heißt, immer sehr hoch angeschlagen habe, nämlich, daß das Vollendete in beiden überall „als ein Zeitloses“ anzusehen und zu verehren sei.

Denn gewiß so ist es! das Unbedeutende, Schwache, blos Elegante oder sonst augenblicklich Reizende ist der Zeit angehörig, wirkt nur in seiner Zeit und also nur vorübergehend; das wahrhaft Vortreffliche, Große, der Menschheit Angehörige lebt auch mit der Menschheit fort, gilt und wirkt nach einem Jahrtausend oft mehr als zur Zeit der Entstehung und muß daher auch in jeder Zeit immer wieder von neuem zur Anschauung gebracht werden. — Wenn einmal die Periode von dem, was Göthe „Weltlitteratur" nannte, vollkommen erschlossen sein wird, muß nothwendig auch im Dramatischen das Große aller Zeiten bleibendes Eigenthum der Bühne werden, und wenn es das geworden ist, wird sie selbst dadurch mächtig auf Bildung und Entwicklung höherer Menschheit wirken. — Auch in dieser Hinsicht war das Lesen von Tieck, welcher das Vortreffliche aller Zeiten und aller Völker in seinem Salon vorführte, eine Vorahnung jener bezeichneten Höhe, und ganz entschieden sind die von ihm veranlaßten Aufführungen die ersten wirklichen Anstrebungen zu dieser Höhe. Das Erste vermochte er allein, aber um das Letzere zu ermitteln, konnten seine eignen Kräfte nicht ausreichen, sondern Mitwirkung eines Höhern wurde unerläßlich! — Bedenke ich daher, wie es auch hier sich zeigt, daß der Genius nur unter Verhältnissen und unterstützt von der Macht der Welt, auch im Aeußern zu großen Wirkungen gelangt, so bringt mir das einigermaßen eine Stelle wieder in die Gedanken, die ich in meinem Buche über Göthe niedergeschrieben habe, wo es heißt, in Bezug auf Göthe's Verhältniß zu Herzog Carl August: „Der Regent nährte und erfreute sich

an den Strahlen, die ihm der befreundete Genius spendete, und der Dichter und Kosmopolit erhielt wieder von dem Herrscher was Archimedes verlangte, um die Erde zu rühren: — „„Gieb mir wo ich stehe, und ich werde sie bewegen.““

So war denn auch Tieck nun gegeben, wo er bedeutend nach Außen wirksam stand, und möge er noch lange und vieles zur Förderung echter Kunst und Poesie bewegen und anregen! — Was mich betrifft, so habe ich in diesen Blättern nur einen Denkstein aufrichten wollen, der zugleich ein Stein des Dankes sein soll; denn ich rechne es unter die besonders glücklichen Begegnisse meines Lebens, daß es mir länger als drei Lustren gegönnt war, ein nahes persönliches Verhältniß zu diesem reichen und tiefsinnigen Geiste zu bewahren. Sei daher, um auch kleinere Züge des Lebens, die auf Tieck sich bezogen, nicht unerwähnt zu lassen, am Schlusse dieses Aufsatzes noch einiger Zeilen gedacht, welche ich einst am letzten Mai 1833 zu seinem 60. Geburtstage ihm übergab. — Gerade in jenen Jahren las Tieck noch sehr viel und in großer Vollkommenheit; in mir selbst regte und gestaltete sich Vieles, und wie lebhaft mich gerade damals sein Lesen oft erregte, zeigen die verschiednen oben mitgetheilten und großentheils gerade um diese Zeit niedergeschriebenen Erinnerungsblätter. So kam es denn, daß es mir auch schon zu jener Zeit ein Bedürfniß erschien, mich auf irgend eine Weise ihm dankbar zu erzeigen. — Ein Bild war im Winter 1832—33 mir entstanden, worin ich eine merkwürdige Constellation festgehalten hatte, welche am Abend vor Weihnachten 1832 in glänzender Weise an den Him-

melsläuften sich darstellte. Bei reinster Atmosphäre, wie sie in solchen Tagen des beginnenden Winters uns selten kommt, erblickte man über dem spät verglimmenden Abendroth die goldne Sichel des Mondes, nahe darüber leuchtete prächtig die Venus, weiter nach oben strahlte mit ruhiger Klarheit der Jupiter und zuhöchst und schon mehr westlich stand der rothe dunklere Mars. — Diese schöne Erscheinung, deren Ordnung durch die vier leuchtenden Himmelskörper herrlich das alte geheimnißvolle Band der Zeichen des Thierkreises andeutete, hielt mich an jenem Abend lange in Betrachtung fest und in den nächsten Tagen gestaltete sie sich dann, wie es mir so oft mit bedeutenden Eindrücken unwillkürlich geschehen ist, zu einem Bilde alla prima gemalt. Das ganze Bild fast nahm der klare Abendhimmel ein, und nur tief unten ragte aus alten winterlich entblätterten Linden ein gothischer Dom herauf und erhob seine Spitzen bis unter die Gestirne. — Dieses Bild war es denn, was ich Tieck bestimmte; denn es war mir, als sei hier gerade eine Constellation dargestellt, wie sie symbolisch die dem echten Dichter nöthigen Elemente vereinigen könnte. — Der Mond, der ewig wechselnde, das Symbol der unendlich sich verwandelnden Natur, die Venus, der Stern der Liebe, der Jupiter, das Zeichen alles Erhabnen und Mächtigen, hier des Genius, und der Mars, das rothe Gestirn des Kampfes, der auch dem Dichter nicht fehlen soll, damit in diesem Streite die volle Tüchtigkeit des Charakters sich heranbilde. Das Gedicht, womit ich das Bild begleitete, faßte jene Gedanken zusammen, und so stehe es denn noch hier zum Schluß! — für seine Freunde als Erinnerung an den Dank, den

sie Ihm schuldig geworden sind, und für Ihn selbst, wenn Ihm diese Blätter zu Gesicht kommen, als ein Gedächtniß an seine ältern befreundeten Hörer!

Dichter-Constellation.

Zum 31. Mai 1833.

Drei sind des Dichters Leben-Elemente:
Zuerst der Genius um's Haupt ihm schwebend,
Was wär' er sonst, wenn nicht die Fackel brennte,
Mit lichtem Glanze seinen Pfad umwebend.

Die Liebe dann, der Herzschlag der Gedanken,
Ihm fort und fort des Bildens Lust bewahrend;
Sie hebt den Geist, sie öffnet ihm die Schranken,
Die Seligkeit, den Schmerz des Lebens offenbarend.

Dann die Natur, in ihrer Wechselfülle,
In hellen Farben seinem Sinn erscheinend,
Auf daß als Gleichniß er mit ihrer Hülle
Die Wahrheit kleide, Geist und Form vereinend!

Mag denn ein Bild, ein Gleichniß dieser Sterne
Die Elemente Deines Lebens zeigen!
Den Jupiter als Genius; der Mond, an Horizontesferne
Sei die Natur; die Venus ist sich selbst nur zu vergleichen! —

Und zeigt sich oben, fernst vom Sonnenschimmer
Der trübe Mars in rothen Zornes Gluten,
So deutest Du's als Kampf; denn oft, ja immer
Erweckt das Schlechte Kampf dem Schönen und dem Guten!

Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II.

Von

Dr. Richard Roepell.

(Vorliegende Abhandlung ist die deutsche Ueberarbeitung einer bereits im Jahre 1834 unter dem Titel: **De Alberto Waldsteinio, Friedlandiae duce Proditore**, gedruckten, aber nicht in den Buchhandel gekommenen akademischen Gelegenheitsschrift.)

Erste Nachrichten.

Anfangs März des Jahres 1634 verbreitete sich in Deutschland die Nachricht: der Herzog von Friedland sei mit einem Theile seines Heeres abgefallen vom Kaiser, habe sich mehrerer fester Plätze Böhmens bemächtigt und wolle mit der schwedisch-protestantischen Partei sich verbinden. Solches vernahm man am 3. März in Frankfurt; Gleiches berichtete unter dem 16. d. M. der französische Gesandte Charnacé aus dem Haag.*) Nach wenigen Tagen indeß erfuhr man bereits das blutige Ende der Unternehmung. Am 25. Februar war der Herzog durch die Offiziere Buttler, Gordon, Leslie, Deveroux zu Eger erschlagen.

Die hohe Stellung des fürstlichen Feldherrn, das Ansehn, welches er durch ganz Deutschland, in Europa besaß, das Ueberraschende seiner letzten Unternehmung, endlich sein blutiger Ausgang: das Alles bewegte die Gemüther der Zeitgenossen lange und tief. Wie es immer geschieht, sobald Außerordentliches, noch dazu in Dunkel gehüllt, eintritt in den gewöhnlichen Lauf der Dinge, so theilten sich auch jetzt die Meinungen für und wider die Wahrheit der Anschuldigung, für und wider

*) S. Lettres et négociations de Feuquières. Amst. et Paris 1753. II, S. 223, 253.

das Recht der Strafe. „Man hat nichts Anderes reden gehört — schreibt Khevenhiller *) — als von des Herzogs von Friedland Treu und Untreu; ja, zu Hof und gar in den Rathsstuben hat man davon ungescheut diskurirt; theils haben seine Treu aufs höchste defendirt, theils seine Untreu für gewiß versichert." Das Unerhörte, Gewagte, Großartige der versuchten That vermehrte den Unglauben an die Wahrheit. Man kannte den Einfluß der Jesuiten und Spanier auf den Kaiser, man wußte von der gehässigen Spannung, die von der ersten Erhebung Wallenstein's zwischen ihm und dem Kurfürsten von Baiern obgewaltet, von seiner Abneigung gegen den Klerus: — den Umtrieben dieser schrieb man nun seinen Sturz zu. Nur des Friedens wegen, der dieser Partei verhaßt sei, habe Wallenstein, die ihm übertragene Vollmacht nicht überschreitend, mit den Feinden unterhandelt, nicht aber, wie man ihn anklage, um sich mit ihnen gegen den Kaiser zu verbinden. Das Andenken an die großen dem Kaiser geleisteten Dienste des Herzogs zu erneuern ward nicht vergessen. Wie sollte, wer solches für seinen Herrn gethan, plötzlich zum Verräther dessen werden, von dem er so vielfältige Gunst und Belohnung erhalten? **)

So die Stimmen der vertheidigenden Zeitgenossen, welche keine nähere Kunde von den Verhältnissen hatten. Die Häupter dagegen der dem Kaiser gegenüberstehenden Parteien schwiegen. Nichts Officielles ging von ih-

*) Khevenhiller Annales Ferdinandei II, S. 1110.

**) Eigentliche Beschreibung des Egerischen Banketts bei Murr: Ermordung Wallenstein's S. 87—96.

nen aus. Waren die Unterhandlungen Wallenstein's mit ihnen wirklich nur in den Grenzen des Rechts und der Treue gegen seinen Kaiser geblieben? Warum sprachen sie das nicht öffentlich aus, wenn es so war? Die gesammte öffentliche Meinung hätten sie für sich gewonnen, dem Kaiser allen Treu und Glauben nicht allein bei den in ihrer eignen Mitte ihm günstig Gesinnten geraubt, sondern auch dessen eignes Kriegsvolk mußte dann irre werden an dem Herrn, der treue Dienste so belohne.

Dennoch aber schwiegen wenigstens officiell sowol Richelieu als Oxenstierna und Andere. Nur gelegentlich äußerte der Letztere: er habe nie vollständig ergründen können, ob es dem Friedländer Ernst gewesen sei und was er eigentlich bezweckt habe.*) Als im Hofkreise Ludwig XIII. in Bezug auf Wallenstein bemerkte: ein ähnliches Schicksal verdienten alle Verräther ihrer Fürsten, antwortete Richelieu, dem man dies Wort hinterbrachte, rasch und heftig: „der König thäte besser, seine Gefühle nicht auszusprechen." Der Cardinal erinnerte sich der Unterhandlungen, die er selbst mit dem Friedländer gepflogen — setzt der Berichterstatter hinzu.**)

Genug, die Mächte, mit welchen Wallenstein über seinen Abfall vom Kaiser unterhandelt haben sollte, nahmen sich seiner nach seinem blutigen Ende nicht weiter öffentlich an. Sie ließen die Anklage auf ihm ruhen, die der kaiserliche Hof gegen ihn aussprach, welche die-

*) Arkenholz: Mémoires de Christine. III. 106. Pufendorf: Commentarii de rebus Suec. Francof. 1705. S. 140.

**) Le Clerc La vie d'Armand Jean Cardinal de Richelieu. Amst. 1714. II, S. 152. Le Vassor: Hist. du règne de Louis XIII. Amst. 1705. VII, 2. S. 418.

ser dann auch sehr bald in einer ausführlichen Schrift der ganzen Welt vorlegen ließ.

Officielle Darstellung.

Wenige Monate nach Wallenstein's Ende erschien diese Schrift in Wien unter dem Titel: Alberti Fridlandi perduellionis chaos, ingrati Animi Abyssus. Cum licentia superiorum. Anno 1634. Gleichzeitig eine deutsche Uebersetzung, deren Titelzusatz „auf sonderbarem der röm. kaiserl. Majestät allergnädigsten Befehl" von vornherein eine gründliche Deduktion des ganzen Ganges der Dinge erwarten läßt. Allein diese Erwartung wird bei näherer Bekanntschaft völlig getäuscht. Die Schrift ist zwar wortreich, aber inhaltsarm, ja noch mehr, sie enthält überwiegend mehr Falsches als Wahres. Das hat bereits Friedrich Förster auf das Genügendste gezeigt, und alle Welt würde den Friedländer freisprechen, wenn nur auf dieser Schrift seine Anklage beruhte. Allein neben derselben besitzen wir noch eine andere ausführlichere Darstellung aller in Frage stehenden Verhältnisse in den Annalen Khevenhillers, der als Rath und Freund des Kaisers officielle Quellen benutzte*), vor allen einen lateinischen Bericht des Jaroslaus Sesyna Raschin an den Kaiser, in welchem sich Raschin selbst als ein Unterhändler des Friedländers zu erkennen gibt. Auf Grund dieses Berichtes lautet die Anklage etwa folgendermaßen:**)

Bald nach der Landung Gustav Adolf's in Deutsch-

*) Khevenhiller Ann. XII, S. 1110.

**) Murr a. a. O. S. 61 fg.

land kam eine Botschaft des Grafen Terzka nach Regensburg an Sesyna, er möge nach Böhmen kommen, man habe Wichtiges ihm zu übertragen. Sesyna folgte dem Rufe, erfuhr von Terzka die Unzufriedenheit des Friedländers mit dem Kaiser, wie die Möglichkeit eines Ueberganges desselben zu den Schweden und erhielt den Auftrag, dies alles persönlich dem Grafen Thurn zu überbringen. Zu diesem Zwecke eilte er nach Berlin, traf dort den Grafen und erhielt durch dessen Vermittlung eine Zusammenkunft mit dem schwedischen König, der ihn gütig empfing und mit der Versicherung entließ: es solle dem Friedländer an seiner Unterstützung nicht fehlen. Mit solcher Aussicht kehrte Sesyna nach Prag zurück und vernahm nun dort aus des Friedländers eignem Munde, wie sehr dieser über seine Zurücksetzung vom Kaiser erbittert und entschlossen sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit zu den Schweden überzutreten, sobald nur Gustav Adolf mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sich vereinigt habe.

Inzwischen führen neue Aufträge Sesyna zum zweiten Male in das Lager des Königs, von welchem er mit schriftlicher Versicherung des früher mündlich gegebenen Versprechens zum Friedländer zurückkehrt, dessen Plane genauer kennen lernt. Gustav Adolf solle — so forderte Wallenstein — nach der Vereinigung mit den kurfürstlichen Truppen den General Tilly drängen, die Reichsstände sich unterwerfen, ihm selbst aber 10—12,000 Soldaten anvertrauen, mit welchen er Böhmen zu erobern gedenke. Wirklich nahm Gustav Adolf diesen Plan auf und verhieß die Truppen; und als bald darauf die Nachricht von Tilly's Niederlage bei Leipzig

in Böhmen eintraf, verhehlte der Friedländer seine Freude nicht. Jetzt sei der rechte Zeitpunkt gekommen, meint er, jetzt solle Gustav Adolf die Truppen senden, er werde den Kaiser bis nach Italien jagen. Man trage ihm wieder das Kommando der kaiserlichen Truppen an; aber er werde sich nicht dazu verstehen. Böhmen solle nicht seinen Händen entgehen.

Hierauf ging Sesyna zum dritten Male zum Könige, den er in Thüringen traf. Aber nun entsprach dieser nicht mehr der Forderung Wallenstein's. Er habe einen so mächtigen Feind vor sich, daß er keine Truppen entbehren könne, äußerte Gustav Adolf, doch werde Arnim dem Herzoge sicher einen Theil des Heeres anvertrauen. Auf die Nachricht hiervon ist Wallenstein erzürnt. Er müsse einen neuen Plan bilden; Arnim solle statt nach Schlesien, nach Böhmen marschiren, hier werde Alles fliehen, er einen leichten Sieg haben. Arnim folgt mit Thurn diesem Plane, nimmt Leutmeritz und andre Orte, endlich auch Prag ein, und nur auf Terzka's Rath begibt sich Wallenstein aus der Hauptstadt Böhmens hinweg. Sogleich erneuert er aber seine Unterhandlung mit dem sächsischen General und hält nach mehren gewechselten Botschaften in Kawnitz eine Zusammenkunft mit demselben. Der Ausgang aber ist nicht der erwartete. Wallenstein erklärte, da er nicht Mannschaft erhalten habe, müsse er seine Plane ändern, das Generalat des Kaisers annehmen. Er bricht alle Unterhandlungen ab. Sesyna geht mit Thurn zu Gustav Adolf nach Baiern.

Nach der Schlacht bei Lützen aber nimmt der Herzog die frühern Plane von neuem auf. Auf einen Brief

Terzka's kommt Sesyna zum Friedländer nach Prag und erfährt dort, man habe bereits den Grafen Bubna an Oxenstierna gesandt, mit der Anfrage, ob Wallenstein bei seinen Planen, sich der Krone Böhmens zu bemächtigen, von ihm auf Unterstützung zu rechnen habe. Gleichzeitig wird auch mit Thurn und Arnim unterhandelt und in Folge hiervon ein Waffenstillstand geschlossen. Günstige Antwort bringt Bubna vom Kanzler zurück, dennoch zögert Wallenstein mit seiner Erklärung, wie Terzka versichert, nur durch astrologische Untersuchungen darin gehemmt. Zwar wird im August der Waffenstillstand noch einmal verlängert und Arnim reist zu Oxenstierna ins Reich, aber die Unterhandlungen führen zu keiner Entscheidung. Arnim schreibt an Thurn: Der Herzog bleibe sich nicht gleich, er habe ihm eine Vereinigung gegen die Schweden vorgeschlagen, die er verabscheue.

In diesem Schwanken geht das Jahr 1633 seinem Ende entgegen, in den letzten Monaten desselben aber ist Sesyna doch wieder mit Terzka in Pilsen. Dort heißt es: jetzt sei Alles zum Ausbruche reif, die Kriegsobersten für den Herzog gewonnen, auch Bernhard von Sachsen-Weimar im Einverständniß. Man sendet mit dieser Nachricht Sesyna zum Oxenstierna: Wallenstein habe fest beschlossen, mit Beseitigung des Kaisers in Böhmen die Herrschaft sich zu erringen. Ein gewisser Wenceslaus Rabenhaupt wird an den französischen Gesandten abgefertigt. Der schwedische Kanzler aber zeigt sich vorsichtig, wenn nicht mistrauisch; er erklärt: bevor Friedland nicht öffentlich abgefallen, könne er seinen Worten nicht trauen.

Der Tod Wallenstein's unterbricht hierauf Alles.

die Winterquartiere beziehen. Wallenstein entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit eines Winterfeldzuges bei dem schlechten Zustande seiner Truppen und bewies diese Ansicht durch ein schriftliches Gutachten seiner Offiziere, während der Pater Quiroga, den der Kaiser nach Pilsen geschickt hatte, unter der Hand, namentlich durch Geistliche, die Plane des Herzogs erfuhr, von welchen man schon im Herbste 1633 in Wien einigermaßen unterrichtet gewesen. Deutlicher aber traten diese im Anfange des Jahres 1634 hervor. Noch im Januar rief der Herzog die Obersten nach Pilsen, sie für sich zu gewinnen. Er stellt ihnen vor, daß er durch die Kabale des Hofes, durch welche ihm nicht möglich wäre, mit Reputation dem Heere vorzustehen, sich bewogen fühle, sein Kommando niederzulegen, und brachte wirklich durch diese Drohung die Offiziere zu dem Beschluß, einen Revers auszustellen, in welchem sie sich verpflichteten, bei ihm auszuhalten, so lange er im kaiserlichen Dienste verbliebe. Nach einem Gastmahl unterschrieben 45 höhere Offiziere solchen Revers, in welchem jedoch die Klausel über des Kaisers Dienst ausgelassen war, worauf die Obersten Scherffenberg und Schafgotsch, jener nach Oestreich, dieser nach Schlesien reisten, die dort stehenden Offiziere zur Unterschrift zu bewegen. Diese Vorgänge entschieden den Entschluß des Kaisers. Er erließ ein Achtsdekret gegen den Herzog und beauftragte die treu gebliebenen Generale mit der Vollziehung. Da fiel die Mehrzahl der Offiziere von Wallenstein ab, er selbst zog von Pilsen nach Eger und ward hier am 24. Februar 1634 niedergemacht, bevor Bernhard von Sachsen-Weimar zu seiner Rettung eintraf.

Gegenüber dieser ausführlichen von Khevenhiller selbst als officiell bezeichneten Darstellung erhielten sich jedoch jene Zweifel an der Wirklichkeit des Verraths Wallenstein's an seinem Kaiser, deren wir schon oben gedacht, bis auf die neusten Zeiten. Man vermißte stets die Dokumente, auf welche der kaiserliche Historiograph seine Nachrichten basirt hat, und fand stets einige Punkte, welche den Zweifel zu rechtfertigen schienen. Woher kam es, so fragte man, daß Wallenstein, war es ihm wirklich bei jenen Unterhandlungen während des schlesischen Feldzugs im Jahre 1633 Ernst mit seinem Abfall zu den Protestanten, diesen Schritt nicht that, daß er stets zögerte und die zum Abschluß reifen Verhandlungen stets selbst wiederum abbrach? Jenes Zögern, Regensburg zu entsetzen, sein Rückmarsch nach Böhmen, welches ihm Khevenhiller als Verrath auslegt, wie leicht läßt es sich rechtfertigen. Der Winter war im Anbruche, sein Heer durch den Feldzug in Schlesien, sowie durch den weiten Marsch von Frankfurt nach Franken erschöpft, eine einzige verlorne Schlacht im Felde hätte die ganze Macht des Kaisers zertrümmert, die Belagerung der festen Städte in Baiern aber, während des Winters natürlich erschwert und verlängert, mußte dieses Heer, auf dem die Sicherheit des Kaisers beruhte, zu Grunde richten. Und nun die Vorgänge in Böhmen, in Pilsen? Welches Dunkel ruht nicht auf der Geschichte seines Reverses, den die Offiziere unterschrieben? Wie steht es mit jener Klausel über des Kaisers Dienst, die in einer zweiten Abschrift, und welche unterschrieben ward, ausgelassen sein soll? Gedrängt vom Hofe, dem die Kapitulation, welche Wallenstein bei Uebernahme des Generalats sich hatte be-

willigen lassen, schon anfing lästig zu werden, suchte er sich einigermaßen sicher zu stellen, er wollte dem Hofe durch die Anhänglichkeit des Heeres an ihn nur imponiren; wo sind die Beweise, daß er das Heer zum Abfall zu verführen strebte? Ueberhaupt, weshalb hat der Wiener Hof niemals die Akten des Prozesses über die Mitschuldigen des Herzogs bekannt gemacht, weshalb nie sich darüber ausgesprochen oder die Erzählung widerlegt, daß schon Ferdinand II. geäußert: Ducis crimen esse longe minus atrox quam ipsius inimici paulo malignioribus animis figurarant. *)

Ja selbst in der kaiserlichen Familie erhielt sich eine Tradition von der Unsicherheit der Schuld Wallenstein's. Minelli, Rathsherr in Eger, der damals vieles Wallenstein Betreffende, insonderheit aus P. Sergius Friedrich's, eines Franziskaners Chronik aufgezeichnet, meldet in seiner Handschrift: Als Kaiser Leopold um das Jahr Christi 1673 durch Prag nach Eger reiste, um alldort 36,000 Mann, welche hinaus in das Reich gegen die Franzosen marschirten, zu mustern, zeigte ihm zu Prag ein Minister den Wallensteinischen Palast und nannte ihn das Haus des Rebellen. Aber Leopold fragte ihn: Weißt du es gewiß, daß Wallenstein ein Rebell war? **)

Alle diese und andere Einwendungen und Zweifel hat nun in neuester Zeit Friedrich Förster wieder aufgenommen und verfolgt. Der Gang seiner Untersuchung und ihr Resultat ist, kurz zusammengefaßt, dieses:

*) Riccius S. 449.

**) Murr, Beiträge zur Gesch. des 30jähr. Krieges S. 361.

Friedrich Förster.*)

Auf der Basis theils zahlreicher Briefe Wallenstein's und seiner Zeitgenossen, welche Förster vornehmlich dem von Arnimschen Archive in Boitzenburg entnommen, theils mit Zugrundelegung andrer archivalischer Nachrichten hat er Wallenstein's Unschuld zu erweisen gesucht, indem er aufstellt, der Herzog habe mit allen jenen Verhandlungen nichts andres als einen billigen Frieden mit der Gegenpartei erstrebt. Diese Liebe des Herzogs von Friedland zum Frieden, dieses Streben, mit Ausschluß der Fremden Deutschland durch einen dauerhaften Friedensschluß zu beruhigen und auf diese Art seinen vieljährigen Leiden ein Ende zu machen, gibt Förster den Aufschluß über des Herzogs im höchsten Grade verdächtiges Benehmen während der letzten anderthalb Jahre seines Lebens. Nur von ihr geleitet, knüpft Wallenstein jene Verhandlungen mit den Protestanten an, er will Sachsen und Brandenburg gewinnen, um nach deren Abfall die Schweden entweder vertreiben oder zu einem billigen Frieden nöthigen zu können. Aber dieses Streben entfremdet ihn der spanisch-italienischen Partei des Hofes, es entfremdet ihm einen großen Theil der höhern Offiziere, denen natürlich an einem Frieden nichts gelegen sein kann, da sie vom Kriege leben, als Ritter des Stegreifs, wie Förster sich ausdrückt, und diese Partei nun, noch unterstützt von Kurfürst Maxi-

*) Fr. Förster. Albrecht von Wallenstein's ungedruckte Briefe: Berlin 1828—1829. 3 Bände. Ebendas. Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst. Eine Biographie. Potsdam. 1834.

milian, und das Gefühl der Unterordnung, welches bei Kaiser und Hof in Folge der Kapitulation Wallenstein's bei Uebernahme des Generalats hervortreten mußte, bewirkt durch Entstellung der Handlungen Wallenstein's, die sie hinterlistig nach Wien berichtet, erst den Sturz und dann die Ermordung des Herzogs.

Seine Unschuld beweist, daß in den Prozeßakten über die Mitschuldigen, welche Förster in Wien einsah und mittheilte, nicht ein einziges Geständniß sich findet, daß Schweden und Sachsen dem Herzog von Friedland bei seinen Verhandlungen stets nicht trauten, daß kein einziges schriftliches Zeugniß von Wallenstein's eigener Hand über diese Verhandlungen gefunden werden kann.

So ändern die Sachen, es ändern auch die Personen ihren Charakter. Jene Verhandlungen Wallenstein's in Schlesien, welche man als verrätherisch gegen den Kaiser bisher ansah, sie erscheinen zum Nutzen desselben begonnen und geführt, da ihr Zweck die Vereinigung Sachsens und Brandenburgs mit dem Kaiser ist. Dieses Zaudern des Herzogs von Friedland, Regensburg zu entsetzen und den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar aus Baiern zu vertreiben, welches als Ungehorsam Ferdinand's Unwillen und Verdacht erregt, es wird zum besten Beweis der Treue des fürstlichen Feldherrn, da nur durch den Rückmarsch das einzige Heer des Kaisers, die letzte Stütze desselben, vor gewissem Ruin und Untergang gerettet wird. Man sieht, grade die Anklagen dienen dem Vertheidiger zur Rechtfertigung. Und nun die Personen. Welch verschiedenen Charakter zeigen sie nach dieser Auffassung und Erklärung der Verhältnisse, als man bisher geglaubt hat. Nicht

mehr ist Wallenstein jener vir inquies et ferox*), den uns die Geschichtschreiber als stolz und über alle Begriffe anmaßend, schnell zum Zorn, unversöhnlich im Hasse, wie grausam in der Rache schildern, der gemäßigte, zufriedene Gemüther für schwach hielt, auf den nur das Kühne und Ungezähmte Eindruck machte, dem Verwegenheit oft die Weisheit zu ersetzen schien und welcher den Ehrgeiz die Leuchte nannte, die allen großen Handlungen voraufgehe.**) Er erscheint vielmehr nun als friedliebend, zum Vergeben von Beleidigungen geneigt, ohne nachtragenden Haß und ohne kühne Entwürfe. Um nur zur Ruhe zu kommen, will er gern in das Privatleben zurücktreten, will er aufgeben seine mächtige, fast unbeschränkte Stellung als Feldherr. Er ist der treue, wohlmeinende, gehorsame und bescheidene Diener, Ferdinand II. aber der undankbare, hinterlistige und heuchlerische Herr und Kaiser. Keine Farben hat Förster geschont, dessen Betragen so schwarz und schlecht als irgend möglich zu schildern. Sollten sich alle Zeitgenossen so sehr in Wallenstein geirrt haben? sollte kein einziger von ihnen fähig gewesen sein, seinen Charakter zu durchschauen? Und grade diese Art von Charakteren, zu denen wir nach Förster's Rechtfertigung Wallenstein rechnen müssen, wie viel leichter sind sie im Leben zu erkennen. Aber nicht nur diese Widersprüche lassen uns die Rechtfertigung und Deutung des Benehmens Wallenstein's, welche Förster versucht hat, als zweifelhaft erschei-

*) Riccius 173. 191.

**) Grammont Mémoires 1, 15. Burgus 279. Pappus 41. Gualdo Priorato 29, 67, 167—69, 218.

nen, wir treffen auch in dessen genauerer Entwickelung auf falsche oder nicht begründete Angaben, auf innere Widersprüche. Diese Liebe zum Frieden, welche uns den Schlüssel geben soll zum Benehmen Wallenstein's seit der Schlacht bei Lützen, welche uns als die vornehmliche Ursache seines Falles angegeben wird, in welchen Handlungen hat sie der Herzog von Friedland an den Tag gelegt? Förster beruft sich auf die Unterhandlung mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg in Schlesien während des Sommers 1633, zu Leutmeritz Anfang 1634. Aber erst durch seine Deutung dieser verdächtigen Verhandlungen erscheint eine eifrige Friedensgesinnung Wallenstein's. Ist diese Deutung irrig, so ist auch jene Ansicht von dem Streben des Herzogs von Friedland keine richtige.

Sehen wir nun aber zu, auf welche Weise Förster diese Deutung jener Verhandlungen durchführt, so stoßen wir auf falsche Angaben, auf innern Widerspruch. Wir führen die eignen Worte Förster's an*):

„Um das Benehmen des Herzogs in diesem Jahre zu verstehen, ist es mehr als sonst nothwendig, uns an das zu erinnern, was er sich zu seinem Ziel und zur Aufgabe seines Wirkens gemacht hat. Zuvörderst wollte er das Haus Oestreich aus diesem Kampfe siegreich herausführen, er wünschte zugleich dem deutschen Reiche sobald als möglich einen dauerhaften Frieden zu geben, und als das nächste Mittel hierzu erkannte er Vereinigung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit dem Kaiser und Vertreibung der Schweden vom

*) Förster, Wallenstein's Briefe III, S. 16 fg.

Reichsboden. Um hierzu zu gelangen, knüpfte er sehr angelegentlich Verhandlungen mit den Befehlshabern des kursächsischen Heeres, dem Herzoge Franz Albrecht von Lauenburg und dem Generallieutenant Arnim an; die Schweden zog er nur dann, wenn er es nicht vermeiden konnte, in die Verhandlungen, benutzte die erhaltenen Waffenstillstände zu neuen Rüstungen und fiel über die sicher gemachten Feinde her, ehe sie sich's versahen. Eben so großen Vortheil suchte er aus dem gegenseitigen Mistrauen der Feinde untereinander zu ziehen, welches er dadurch unterhielt, daß er bald diesem, bald jenem bessere und größere Versprechungen machte und dem einen weiter aussehende Plane als dem andern eröffnete. Nicht zu übersehen ist jedoch, daß bald aufs Neue ein Misverhältniß zwischen dem kaiserlichen Hofe und Wallenstein eintritt, welches geschäftiger böser Leumund durch das Gerücht zu vergrößern und Wallenstein mit Ferdinand mehr als jemals zu verfeinden sich bemühte. Friedland selbst nutzt dergleichen Gerüchte, um noch mehr Vertrauen bei den Feinden zu gewinnen; die Schweden und Sachsen halten ihn eben sowol als die Franzosen schon zu Anfange des Jahres zum Abfall vom Kaiser geneigt; bis gegen Ende des Jahres weiß Wallenstein sie in diesem Glauben zu erhalten."

Allein fast alle die Bemerkungen, die Förster hier gemacht hat, erscheinen bei näherer Prüfung als nicht völlig begründet. Welcher Quellenschriftsteller (denn neue Quellen hat Förster zu diesem Abschnitt nicht gebraucht) gibt uns auch nur eine Andeutung von Wallenstein's großer Friedensliebe? Ja, Förster selbst hat uns einen Brief Wallenstein's an Gallas vom 19. Januar 1633, also wenige Monate vor seinen

Unterhandlungen geschrieben, mitgetheilt, aus dem gradezu das Gegentheil hervorgeht. Es heißt daselbst*):

„Aus des Herrn Schreiben vernehm ich, was er durch Herrn Schaffotsch mit dem Herzog von Brieg traktirt hat, welches ich an seinen Weg lasse, aber hinführo lasse der Herr mit niemandsen traktiren, den solche traktaten prejudiciren uns höchlich. — Was H. Franz Albrecht begehrt, den selben kann der Herr mit guten worten beantworthen undt das er mir deßwegen zu schreiben zu verstehn geben.

Sonst wird unser her dies werk durch Wafen undt nicht durch Tractaten decidiren; ich glaub wol, das die Schweden friedt begehren, denn sie wollen nach haus und habens ursach; die beyde Churfürsten sehen selbsten ein, in was vor labirint sie stecken, aber vorm Jahr haben sie den Frieden nicht abbraciren wollen, drumb ist izunder vor sie occasio calva."

Den übrigen Behauptungen steht Chemnitz widersprechend entgegen. Wallenstein zog nach dessen Berichten zu allen Unterhandlungen mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auch die Schweden. Bei dem ersten Waffenstillstande verlangte er selbst nach Thurn und schrieb in seinen Friedenspropositionen, er begehre mit der Krone Schweden u. s. w. Frieden.**) Von dieser Proposition wurde den Kurfürsten durch Arnim, dem Kanzler Oxenstierna durch Bubna Nachricht gegeben.***)

---

*) Förster, Wallenstein's Briefe III, S. 20.

**) Chemnitz, Schwedisch-deutscher Krieg. Stockholm 1653. II, S. 135.

***) Ebendas. S. 138. 158.

Eben so wenig blieben die Schweden auch den Unterhandlungen nach dem zweiten Waffenstillstande fern. Damals verlangte Wallenstein, daß sich schwedische Regimenter mit Holk verbinden sollten; Arnim selbst reiste in diesen Angelegenheiten zum Kanzler nach Gelnhausen, der darauf den Obersten Steinacker zu Wallenstein sandte, um eine genaue Kunde der Verhältnisse einzuziehn. *)

Sollte aber Jemand urtheilen: Wir sehen ja in allen diesen Verhandlungen, daß Wallenstein mit der protestantischen Partei Frieden sucht, daß also Förster demnach Fug und Recht hat, ihm diese Neigung zum Frieden zuzuschreiben, so ist dieser Schluß nur täuschend. Wol ist es wahr, daß Wallenstein mit den Protestanten Frieden erstrebt, aber er erstrebt ihn *für sich*, nicht für den Kaiser, er will nicht nur den Frieden, jenen Anträgen gemäß, sondern auch Verbindung mit den Feinden des Kaisers. Ein ganz anderes Motiv, als Förster angibt, liegt diesen Friedensanträgen zu Grunde. Und endlich welcher innere Widerspruch liegt nicht in dieser Erklärung, die Förster von Wallenstein's Unterhandlungen uns gibt? Jene Anträge an Sachsen und Brandenburg sind sie geeignet, diese Fürsten zur Partei des Kaisers hinüberzuziehen? Jene Anträge waren Anerbietungen des Abfalls Wallenstein's vom Kaiser; in

*) Ebendas. S. 191. Förster theilt zwar eine Stelle aus einem Briefe Wallenstein's an Arnim von 2. September mit (III, S. 67), in der es heißt: „Ich bedauere, daß der Herr in das Reich reisen will, denn auf diese Weise kann das Werk keinen Bestand haben." Aber da Förster nur dieses Fragment, nicht den ganzen Brief mitgetheilt hat, kann man auf dasselbe nichts bauen.

dieser Angabe stimmen die Schriftsteller aller Parteien überein und auch Förster leugnet das Faktische derselben nicht. Wie aber kann Jemand den Feind dadurch zu sich hinüberzuziehen denken, daß er ihm die Aussicht eröffnet, er selbst werde zu dessen Partei übertreten? Wie sollen wir uns diesen Widerspruch lösen?

Nicht anders ist es mit den fernern Rechtfertigungsgründen Försters bestellt. Daß in den Prozeßakten der Angeklagten kein einziges Geständniß sich findet, kann uns nicht überzeugen. Jene Häupter der Anhänger Wallenstein's, Illo, Kinsky, Terzka, sind sie nicht mit ihm in Eger ermordet? Und die zur Untersuchung gezogenen, leugnet ein einziger das Faktische der Verschwörung? Sie alle sprechen in ihrer Vertheidigung von derselben, ohne sie zu beweifeln; nur sie selbst, sie behaupten nicht Mitwisser, nicht Mitschuldige gewesen zu sein.*) Ist es auch denkbar, daß Wallenstein sie alle tief ins Geheimniß gezogen? Jener Revers, den die Offiziere unterschrieben, war gewiß nur veranstaltet, um einerseits bei der feindlichen Partei einen Beweis führen zu können von der Anhänglichkeit des Heeres an ihn, andrerseits um durch diesen Schritt die Offiziere unvermerkt auf seiner Bahn mitzureißen, da sie sich durch die Unterzeichnung einmal schuldig fühlen mußten gegen den Kaiser. Auch daß kein einziges schriftliches Dokument von der Hand Wallenstein's sich findet, durch welches seine Schuld bewiesen werden

*) Vergl. namentlich die Vertheidigungsschrift der Brüder Wesselius, welche in der Kanzlei Wallenstein's gearbeitet hatten, bei Förster Wallenstein's Leben S. 452 fg.

könnte, darf uns nicht wundern. Sind nicht zu Eger kurz vor der Ermordung eine Menge von Schriften verbrannt worden?*) Ist es gewöhnlich, daß man Unterhandlungen der Art selbst schriftlich führt? Schon die gewöhnlichste Klugheit spricht dagegen und alle Erfahrung zeigt, daß Zwischenträger solche Dinge einleiten und zunächst verhandeln. Endlich der Punkt, auf den das meiste Gewicht fällt, der also am ausführlichsten, am genauesten hätte behandelt werden müssen, ich meine die Thätigkeit jener italienisch- spanisch-katholischen Partei, durch deren Verleumdungen der Herzog gestürzt sein soll, weil ihr der Friede, den er erstrebte, verhaßt war — für die Aufhellung dieses wichtigen Punktes bietet Förster uns gar wenig Neues dar. Wol gibt er uns eine Reihe von Aktenstücken, die von den Leuten ausgingen, welche nach ihm jene Partei bildeten, aber alle diese Aktenstücke beziehen sich nur entweder auf die Maßregeln, welche die dem Kaiser treuen Generale nach der Absetzung Wallenstein's trafen, um sein Vorhaben zu vereiteln, oder auf die Anordnungen, die man nach seiner Ermordung für nöthig hielt. So viel Dank Förster auch für diese reichen Mittheilungen verdient, welche nicht wenig dazu beitragen, den Gang der letzten Katastrophe aufzuhellen, so wenig tragen sie dazu bei, uns eine nähere Kenntniß von den Verhandlungen zu geben, welche der Absetzung Wallenstein's vorhergingen und diese hervorriefen. In Betreff dieser letztern sind Vittorio Siri Memor. recond. Tom. VIII und die Berichte des bairischen Agenten Bernhard Richel aus

*) Förster, Wallenstein's Briefe III, S. 351.

Wien *), auch für ihn noch immer die Hauptquellen geblieben: Quellen, welche uns allerdings die Abneigung Maximilians von Baiern und der ganzen spanischen Partei gegen Wallenstein ebenso unzweifelhaft darlegen, als ihr eifriges Dringen auf dessen Entfernung vom Kommando der Armee, aber mit keiner Sylbe verrathen, daß diese Partei selbst an die Anklage nicht geglaubt habe, die sie gegen Wallenstein vorbrachte, daß sie ihn absichtlich verleumdet und durch Intriguen im eigentlichen Sinne des Worts zu stürzen sich bemüht habe.

Man sieht, auch bei der Erklärung, mit welcher Förster das Benehmen Wallenstein's und seine Unterhandlung mit der protestantischen Partei während des Feldzugs in Schlesien zu rechtfertigen sucht, finden wir uns in mannichfache Widersprüche verwickelt. Es bleiben Zweifel zurück, deren Lösung wir nicht erhalten, Fragen, welche genügender Beantwortung ermangeln. Es bleibt nichts übrig, als den Entwickelungsgang der Verhandlungen und Ereignisse selbst noch einmal so unbefangen als möglich ins Auge zu fassen.

Erstes Emporkommen Wallenstein's.

In eine stürmisch bewegte, gewaltvolle Zeit haben wir uns zurückzuversetzen. Der große Kampf, in welchem Rom noch einmal den Versuch machte, den Protestantismus mit Gewalt zu unterdrücken, der zugleich das Mittel werden sollte, das Haus Habsburg zur politischen Suprematie in Europa zu erheben — versetzte

*) Zuerst gedruckt in: Buchner und Zierl Neue Beiträge zur vaterländischen Geschichte. München 1832. I.

die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts hindurch alle großen Mächte in die gewaltigste Bewegung, riß die kleineren in dieser mit fort und löste bis zu den untersten Sphären der Gesellschaft hinab alle alten Ordnungen des Lebens fast völlig auf. Kein Mensch fühlte sich damals sicher in seinem Besitz. Nur zwischen Gewinn und Verlust hatte jeder zu wählen und überall, in kleinen wie in großen Verhältnissen, ging Gewalt vor Recht. Da strebten und kamen viele empor, die innerhalb festgestellter Ordnung das niemals vermocht. Nur in der eigenen Kraft durfte jeder das Bestimmende seines Schicksals sehen, nur dem Kühnen schien die Welt zu gehören, die wie eine leichte Beute zu seinen Füßen lag.

Eine solche kühne, hochanstrebende, aus seiner Zeit hervorgehende und für sie geschaffene Natur war Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein. Geboren am 15. September 1583 zeigte er bereits in den Spielen seiner Jugend Ernst und Trotz, Stolz und Herrschsucht: zum Jünglinge erwachsen, Zurückhaltung und Verschlossenheit, aber auch rücksichtslose Energie wie persönliche Tapferkeit. Im Kriegsdienst des Hauses Oestreich kam er empor, ward 1617 Kammerherr, Graf und Oberster eines Regiments und hielt an Kaiser Ferdinand II. fest, auch als sein Vaterland Böhmen sich gegen diesen in Empörung erhob. Da trug natürlich auch er aus dem Siege des Kaisers reichen Gewinn davon. Er erwarb die Herrschaft Friedland nebst vielen andern Gütern, welche der Kaiser nach der verhängnißvollen Schlacht am weißen Berge den böhmischen Rebellen genommen, ward zum Pfalzgrafen ernannt und wenige Jahre darauf zum Herzoge von Friedland erhoben. So trugen das Glück und die

eigene Kraft ihn empor; er vertraute ihnen noch weiter. Als der Kaiser neben dem Heere der Liga eines eigenen bedurfte, war es Wallenstein, der mit so unerhörten, so riesenmäßigen Planen für die Bildung eines solchen hervortrat, daß der Kaiser selbst voll Zweifel ihm die Ausführung überließ. Er dagegen, seinem Namen und der Lage der Dinge schon vertrauend, ließ die Werbetrommel schlagen und löste sein Wort. Er schuf dem Kaiser nicht nur ein Heer, wie es dieser vorher noch nie besessen, er wußte auch den Sieg an die Fahnen desselben zu fesseln: über jede Schranke der Sitte und des Rechts sich hinaussetzend, mit eisernem Gemüth und eiserner Hand unterwarf er dem Kaiser die Protestanten, das Reich. Nach dem Siege war aber auch, was er zu seiner Belohnung forderte, ebenso unerhört, wie die Dienste, die er dem Kaiser geleistet. Der Besitz eines deutschen Fürstenhauses war sein Verlangen nach dem Siege über die Dänen. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge wäre die Gewährung unmöglich gewesen; so fest hatten sich die fürstlichen Verhältnisse im Reich bereits konsolidirt. Aber das unmöglich Scheinende machte die Zeit und Wallenstein möglich. Der Kaiser vermochte nicht die Forderung seines Feldherrn zu verweigern; als Herzog von Mecklenburg stellte sich Wallenstein wirklich in die Reihen der Fürsten des Reichs, und er, der arme Edelmann, war gewaltiger als die meisten von ihnen. In diesem Moment aber trennten sich die Interessen des Herrn und seines bisherigen Dieners. Gleich bei der ersten Friedensruhe, auf dem Reichstage zu Regensburg zeigte sich das. Ferdinand, wohl wünschend, sich den Diener zu erhalten,

mußte den lauten Klagen der Fürsten über Wallenstein's Tyrannei, über das unerhörte Vergeben eines deutschen Fürstenhutes nachgeben. Die Frage über Mecklenburg ward in den Weg Rechtens verwiesen, dadurch der Besitz Wallenstein's bedroht, und schließlich willigte der Kaiser auch noch in die Abdankung des gehaßten Feldherrn, ungern zwar und mit Protestation vor Gott und Welt, daß er an allem Unheil unschuldig sei, das aus dieser Abdankung entstehe. Damals schon sprachen Viele: Ein Wunder ist's, daß der Kaiser den Kurfürsten ein noch größeres, daß der Herzog dem Kaiser gehorcht.*) Zwar ersparte nun der siegreiche Fortschritt der Waffen Gustav Adolf's dem Kaiser die Beschämung, seine Belohnung dem Belohnten wieder nehmen zu müssen; aber verloren war dennoch für Wallenstein das erstrebte Ziel. Unter dem Schutze Gustav Adolf's nahmen die Fürsten Mecklenburgs von dem Erbe ihre Väter wieder Besitz.

Inzwischen war Wallenstein keineswegs der Mann, einmal gefaßte Entwürfe bei dem ersten Wechsel des Glücks sofort wieder fallen zu lassen. Zwar hoffte er nicht mehr, daß selbst nach dem vollständigen Siege des Kaisers — wie siegreich stand nicht Ferdinand nach dem Lübecker Frieden da — eine fürstliche Stellung für ihn auf Kosten eines der deutschen Fürstenhäuser zu erreichen sei, aber auf Kosten des Kaisers selbst gedachte er jetzt sein Ziel einst erreichen zu können, und als nach der Schlacht bei Leipzig Ferdinand in seiner Noth sich von Neuem an den alten Feldherrn wandte, ihn zur Uebernahme des Kommandos zu bewegen suchte, da ließ sich der

*) Forstner Comit. Ratisb. 23.

Friedländer nicht eher seinem Herrn herbei, als bis dieser förmlich und feierlich ihm ein kaiserliches Erbland als Recompens zugesichert.

Für diesen Preis und keinen geringern ließ er die Werbetrommel wieder unter seinem Namen rühren; aber jetzt erfuhr auch er an sich den Wechsel des Kriegsglücks. Bei Nürnberg erreichte er nicht viel, bei Lützen ward er völlig geschlagen, nur mit Mühe zog er sich nach Böhmen zurück und von dieser Zeit an begann sein räthselvolles Benehmen. Fing er nach diesen seinen letzten Erfahrungen an zu zweifeln, ob er den großen Kampf mit einem zweiten Siege des Hauses Habsburg endigen, ob er selbst im Dienst dieses Hauses seine Stellung fest begründen würde? Nur eine unbefangene Betrachtung seines Handelns kann diese Fragen uns lösen: fassen wir es genauer ins Auge.

Stand der Dinge nach der Schlacht bei Lützen. 1632.

Nach dem Siege der Schweden bei Lützen fanden sich beide einander gegenüberstehende Parteien geschwächt. Wallenstein zog mit den Ueberresten des kaiserlichen Heeres nach Böhmen, bestrafte auf das härteste die Offiziere, welche in der Schlacht ihrer Pflicht nicht nachgekommen, belohnte auf das freigebigste die Tapfern und strebte ein neues, tüchtiges Heer zu bilden. Gewaltsame Werbungen, drückende Steuern, unzählige meist willkürliche Gütereinziehungen dienten ihm als Mittel hierzu. Er hatte die unumschränkteste Vollmacht zu diesem Allen und gebrauchte sie.

Andrer Art war die Verlegenheit der Verbündeten, jedoch nicht minder den Fortgang des Krieges anfangs

hemmend. Gustav Adolf's Tod hatte das Band gelockert, welches Schweden und Deutsche bis jetzt verbunden. Nur seiner Persönlichkeit war es gelungen, die mannichfaltigen Störungen der Eintracht zu beseitigen, welche theils aus der Eifersucht, theils aus der Lauheit seiner deutschen Bundesgenossen, theils aus des Königs eigenen Entwürfen, in Deutschland festen Fuß zu fassen, hervorgingen. Wer sollte ihn nun ersetzen? Dem Kanzler Oxenstierna, dem tüchtigsten von allen, standen Geburt, Rang und Vaterland entgegen. Wie sollten Fürsten ihm, dem Edelmann, wie deutsche Kurfürsten dem Schweden gehorchen?*) Zwar scheint es auf den ersten Anblick, Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, hätte an die Spitze treten können und müssen. Einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, entsprossen aus dem Hause, das man von Anfang der Reformation an als die Stütze derselben zu betrachten gewohnt war, schien er berechtigt zu den ersten Ansprüchen auf solche Stellung. Aber es fehlte ihm die Persönlichkeit, diese günstigen Verhältnisse zu benutzen. Liebe zum Wohlleben aller Art stimmte den Kurfürsten sehr zum Frieden**); es bestärkte ihn in dieser Neigung sowohl eine alte Anhänglichkeit an das Haus Oestreich, als auch die Eifersucht, welche er theils gegen Schweden, das seinen Ansprüchen auf Magdeburg und Halberstadt ent-

*) Pufendorf Comm. de rebus suec. V, S. 89 läßt den Herzog von Pommern sprechen: imperia Regis, quoad is vixerit, se ferre potuisse, alterius cujuscunque deinceps non laturum.

**) Er betrank sich oft so in Bier, daß er unter den Tisch fiel. Ludov. Camerarii epist. bei Mauvillon Hist. de Gustave Adolf III, 22. Grammont Memoires II, 54.

gegenzustehen schien, theils gegen die Ernestinische Linie fühlte, deren Häupter eng verbunden mit den Schweden und bei allen Verbündeten in hohem Ansehn standen.*) In derselben Richtung war auch des Kurfürsten Schwiegersohn, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, ein Freund des Kaisers. Fortwährende Unterhandlungen beider mit Ferdinand waren bekannt**) und ein Mistrauen aller Verbündeten gegen sie die natürliche Folge. Dennoch versuchte Richelieu, dem alles an der Fortsetzung des Krieges in Deutschland gelegen war***), den Kurfürsten von Sachsen zum Haupt der deutschen Protestanten zu erheben. Allein sehr bald erkannte der zu diesem Zweck von ihm nach Deutschland gesandte Herr von Feuquières†) die Unmöglichkeit, diesen Plan zu realisiren. Nach einer Rücksprache mit Oxenstierna zu Würzburg am 6. März 1633††) gab jener dieses Projekt gänzlich auf und unterstützte seitdem den Kanzler in dessen Bestreben, sich an die Spitze der schwedisch-protestantischen Partei zu

*) Pufendorf V, 89. Aubery Mémoires pour l'hist. du Cardinal Duc de Richelieu. Cologne 1667. II, S. 157, 158, 174.

**) Lettres de Feuquières I, S. 135. Le Vassor VII, S. 521.

***) Vergl. Le Vassor VII, T. 1. S. 432. Zu gleicher Zeit ward auch Charnace nach dem Haag gesandt, um dort die Unterhandlungen zwischen den Katholischen und der Republik der Niederlande zu stören, damit Spanien nicht mit größerer Macht im deutschen Kriege auftreten könne. Ebendas. S. 455 fg.

†) Am 6. Februar 1633 nahm Feuquières zu Germain en Laye Abschied vom Könige. Vergl. Aubery II, S. 137. Die Instruktion Feuquières' findet sich im ersten Bande seiner Memoiren. Für denselben Plan suchte auch England durch seinen Gesandten Armstruther zu wirken. Vergl. Pufendorf V, S. 89.

††) Aubery II, S. 141.

stellen; die Folge hiervon war der Abschluß des Heilbronner Bündnisses am 13. April. Kursachsen schmollte zwar, konnte aber das Geschehene nicht ändern.

Inzwischen waren die Fortschritte der schwedischen Heere im südwestlichen Deutschland bedeutend. General Horn eroberte am 28. Nov. 1632 Benfeld im Elsaß, dann Schlettstadt, Kolmar, sodaß er diese Gegenden sicherte, dann über den Rhein ging und mit dem Rheingraf Otto Ludwig nach Würtemberg zog.*) Im Januar 1633 rückte Herzog Bernhard aus Sachsen nach Franken, nahm Bamberg, Höchstedt**) und vereinigte sich in Donauwerth am 25. März mit Horn***), worauf beide München, Eichstedt und Landshut eroberten.

Während dieser Bedrängnisse Baierns blieb Wallenstein den ganzen Winter 1632—33 in Böhmen in festen Standquartieren, mit der Reorganisation seines Heeres beschäftigt. Mannichfaltige Anklagen und Vertheidigungen seines damaligen Handelns sind versucht. Wir lassen sie auf sich beruhen, aber als Faktum steht fest: bevor Wallenstein den Feldzug in Schlesien im Jahr 1633 eröffnete, hatte er bereits mit Frankreich Unterhandlungen angeknüpft.

Erste Unterhandlung Wallenstein's mit Frankreich, Sachsen, Brandenburg und Schweden.

Es ist immer sehr merkwürdig, wie frühe sich schon Gerüchte über eine Spannung verbreitet hatten, welche

*) Chemnitz II, S. 39, 40.

**) Ebendas. S. 37, 39.

***) Ebendas. S. 98.

zwischen Wallenstein und dem Kaiser in dieser Zeit eingetreten sei. Wir wollen nicht unbedingt le Vassor beipflichten, welcher aus dem Umstande, daß der Herr von Feuquières Beglaubigungsbriefe zu Unterhandlungen mit Wallenstein mitnahm*), die Vermuthung aufstellt, schon damals habe man am französischen Hofe von den Projekten des kaiserlichen Generalissimus eine Kunde gehabt**); aber es ist gewiß, daß Herr von Feuquières schon am 25. April 1633 in einer Depesche an den König über jene Spannung Bericht erstattet.***) Zwar geht er hier auf keinen Grund derselben ein, aber schon am 27. Mai weiß er von Dresden aus Genaueres seinem Hofe zu melden.†) Kaum war nämlich der französische Gesandte am 19. Mai in Dresden eingetroffen, um durch persönliche Gegenwart den Kurfürsten von Sachsen zum Beitritt zum Heilbronner Bündniß zu bewegen, als ihn der Graf Kinsky, Schwager des Gra-

*) Aubery II, S. 137.

**) Hist. de Louis XIII. T. VII, P. 1 S. 495 fg.

***) Lettres de Feuquières I, 150.

†) Diese Depesche ist zwar nicht in den Briefen mit abgedruckt, das Datum geht aber aus dem Antwortschreiben des Königs vom 19. Juni hervor. Vergl. I, S. 258. Pufendorf V, S. 816 berichtet, der Kaiser habe mit Sachsen und Hessen durch den Bischof Anton von Wien zu Leutmeritz unterhandelt. Fridlandus tamen istum congressum se inscio susceptum indignabatur, ex pacto belli pacisque arbitria sibi competere jactitans. Qui et circa id tempus super effectato Bohemiae regno in suspicionem venerat, multosque in Caesaris aula et inter eos conjunctissimum sibi quondam Eggenbergium principem a se alienaverat quod praedia eorum contributionibus oneraret easque a detrectantibus manu militari extorqueret.

sen Terzka, vertriebener Protestant und früher Erbjägermeister von Böhmen, aufsuchte, um ihm einige Eröffnungen über Wallenstein's Verhältnisse zu der protestantischen Partei zu machen. Nachdem er den Franzosen erinnert, wie schlecht der Herzog von Friedland für seine großen Dienste vom Kaiser belohnt sei, wie derselbe auch jetzt wenig Hoffnung habe, in Zukunft besser behandelt zu werden, kam er auf den Hauptpunkt dieser Eröffnungen, indem er behauptete: Wallenstein werde sich mit der protestantischen Partei verbinden, falls man ihn unterstütze, sich in Böhmen zum König zu erheben.*) Zwar nahm Kinsky bei diesen Eröffnungen

*) Mémoires de Richelieu VII, 335 (Collection Petitot t. XXVII). Förster bemerkt zwar in Bezug auf diese Stelle (III, S. 409) „Richelieu läßt diesen Antrag zuerst von Wallenstein ausgehen und verdreht auf diese Weise die ganze Unterhandlung;" er stützt sich (S. 454) für diese Behauptung auf ein Memoire des französischen Hofes vom 1. Februar 1634, welches uns grade für das Gegentheil zu sprechen scheint. Man urtheile selbst: S'il se rencontre, que ledict Duc de Fridland voulust s'arrester aux ordres que le sieur de Feuquières receut l'an passé pour traitter avec ledict duc sur lesquels il semble que le comte de Quinsqy se fonde, quand il dit par sa lettre, que le duc de Fridland accepte les articles proposés par ledict Sr. de Feuquières — l'on ne croyt pas que ce nouveaux project de traité y contrarie: que s'il insistait sur quelques poincts non assez clairement exprimez en ce present project, sa Majeste donne pouvoir au Sr. de Feuquières de luy donner en cela satisfaction, s'abstenant toutes fois d'obliger par ecrit Sa Maj. en ce qui regarde le Royaume de Bohème, l'asseurant que Sa Maj. le desire et contribuera tout ce qui depend d'Elle, mais que cette promesse se doibt faire pour estre autenthique et effective par l'expres et commun concours de tous les

den Schein an, als wenn sie nur von ihm selbst ausgingen, der französische Gesandte fand jedoch, daß der

---

Associés lequel Sa Maj. ne doubte pas de pouvoir obtenir, mais que ledict Duc de Fridland peut bien juger, combien il seroit perilleux de commencer cet affaire par la communication entre tant de personnes d'un poinct si important, que s'il veut commencer a se declarer par la publication et par l'effet de cette sienne pretention sur ce que ce Royaume est electif, et que la maison d'Austriche le possède contre les formes antiennes, le Sr. de Feuquières peut assurer ledit duc que sans delay la Maj. approuvera et appuyera cette action et mesme ledit Sr. de Feuquières luy en pourra donner assurance par escrit aussytot, qu'il aura faict cette publication ou qu'il seroit certainement sur le poinct de la faire s'il ne tient qu' à cela que ledit Duc de Fridland vienne a se declarer ce que touttes fois le Sr. de Feuquières taschera d'eviter s'il peut. Vergl. Röse Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar I, S. 457. — Man sieht, sollten wir meinen, aus diesen Worten ganz deutlich, wie der französische Hof es zu umgehen sucht, dem Herzoge in Bezug auf die böhmische Krone ein bestimmtes Versprechen im voraus zu geben, wie er wünscht, daß der Gesandte verfahre, im Fall daß Wallenstein auf ein solches dränge; kurz, man sieht nicht ein, wie aus dieser Stelle hervorgehe, daß der französische Hof jene Anträge zuerst an Wallenstein gemacht und nicht umgekehrt. Noch deutlicher ist die zweite Stelle, auf die sich Förster beruft, bei Röse S. 460: Sa Maj. donne pouvoir audict sieur de Feuquière d'oster, adjouster ou changer ce qu' il jugera sur ce lieu plus apropos dans les projects desdicts traités, estimant qu' il ne le fera pas sans grand raison et pour le bien service du Roi, pourveu que ce soit sans obmettre les choses essentielles, comme sont d'engager ledict Duc de Fridland s'estant declaré a ne pouvoir traicter avec l'Empereur sans le roy et sans y comprendre et faire decider ses interestz: de ne poinct obmettre ce que regard la religion catholique, de ne poinct coucher dans le traitte des termes, qui obligent le Roy a une guerre contre l'Empereur, et le

Graf zu gut von den Verhältnissen Friedlands unterrichtet sei, um ihm darin Glauben schenken zu dürfen. Wir unsererseits, wir wollen hier zunächst diese Frage nicht weiter erörtern, wir wollen ganz absehn davon, daß es schwer zu glauben ist, Kinsky habe dergleichen Verhandlungen auf seinen eigenen Kopf hin angeknüpft, daß es grade natürlich erscheint, durch einen Dritten die Gesinnung dessen zuerst zu erforschen, mit dem man unterhandeln will, daß endlich Kinsky fortwährend in vertrauter Verbindung mit Wallenstein blieb und derjenige war, durch den der Friedländer die gesammten baaren Bestände in Gitschin nach Eger schaffen ließ, als er dort seinem Ende entgegenging *) — von diesem allen zunächst absehend, wollen wir nur den fernern Verlauf der Dinge ins Auge fassen und aus diesem uns unser Urtheil über diese ersten Verhandlungen bilden.

Genug, Herr von Feuquières nahm, wie schon gesagt, diese Eröffnungen des Grafen Kinsky als von Wallenstein herrührend an und richtete, um in einer Unterhandlung, welche sehr bedeutende Folgen haben konnte, seinerseits nichts zu versäumen, sogleich als Antwort ein Memorial in italienischer Sprache an den Herzog selbst. Sehr geschickt und fein schilderte er in diesem die ganze Lage des Feldherrn, aus welcher er die Nothwendigkeit zu einer Trennung vom Kaiser ihm zu deduciren sucht.

---

plus que ne portent les termes qui sont couchez dans les deux susdicts projects, par des termes injustes et indecens de ne poinct parler de la Boheme, si non comme il a eté faicte cy dessus, s'il estoit le soing pour favoriser son dessein.

*) Vergl. Mailath Geschichte des Oestreichischen Staates III, S. 355.

Mit der Erinnerung an die Undankbarkeit des Kaisers gegen Wallenstein's Dienste beginnt er: Gleiches stehe jenem, schreibt er, in der Zukunft bevor, nicht möge er etwas Günstigeres erwarten. Eifersucht auf seine Macht und Mistrauen in seine Treue hätten ihn gestürzt, nur der Nothwendigkeit gehorchend, habe der Kaiser ihm wieder die Heerführung übertragen. Aber welche Partei auch immer den Sieg erringen möchte, er selbst werde keinen Gewinn davontragen. Denn gesetzt, der Kaiser werde besiegt, so sei sein eigner Ruin mit dem des Ganzen nothwendig verbunden; siege er dagegen, so würde zwar anfangs seine Macht sich erhöhn, aber bald werde das Bewußtsein, einst ihn undankbar behandelt zu haben, wiederum das alte Mistrauen gegen seine Treue erregen und Eifersucht und Neid ihn stürzen. Und wie geringe Aussicht sei zu einem Siege des Kaisers? In völliger Eintracht hätten sich seine Gegner zu Heidelberg zur Fortsetzung des Kriegs und Ausdauer verbunden. Eine verlorne Schlacht würde der Ruin der kaiserlichen Macht sein, weil alle Hilfsmittel schon erschöpft wären. Woher wolle er neue Mittel sich verschaffen? S c h o n m i t d e m K ö n i g e v o n S c h w e d e n h a b e e r u n t e r h a n d e l t, nicht möge er jetzt die Gelegenheit vorübergehen lassen, nicht nur sein Glück und seine Macht sicher zu stellen, sondern auch zu einer Krone sich zu erheben, deren Besitz durch den Beistand so mächtiger Freunde ihm gesichert werde. *)

Auf dieses Memorial blieb zwar eine direkte Antwort aus, aber Graf Kinsky stellte bald darauf neue und detaillirtere Fragen an den Gesandten. Er wünschte

*) Lettres de Feuquières I, S. 155.

zu wissen, „welche Sicherheit der Herzog von Friedland haben könne, um gegen den Kaiser, den König von Spanien und die katholische Liga geschützt zu werden, welchen Akt der Erklärung man von Seiten des französischen Königs von ihm verlange, welchen Gebrauch man vom Heere machen und ob er den Oberbefehl über alle Truppen der Verbündeten erhalten werde, endlich welches das Verhältniß zum Kurfürsten von Baiern sein und ob man den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie dem Reichskanzler diese Verhandlungen mittheilen sollte." Auch auf diese Anfrage antwortete Feuquières rasch und befriedigend, doch behutsam in einem ausführlichen Memoire und berichtete dann die ganzen Verhandlungen an seinen Hof.*)

Während der Dauer dieser Unterhandlungen war nun Wallenstein am 5. Mai von Prag nach Schlesien aufgebrochen. Sein Heerhaufen war mit allem Bedarf an Waffen und Kleidung vollständig versehen; er selbst reiste mit mehr als fürstlicher Pracht.**) Nach der Vereinigung mit den schon in Schlesien befindlichen kaiserlichen Truppen wuchs seine Macht auf 40,000 Mann und er war so an Zahl den Verbündeten nicht wenig überlegen. Man konnte erwarten, daß der Herzog in schnellem und sicherm Feldzuge diese Gegenden vom Feinde befreien werde, um den Verlust bei Lützen zu ersetzen und zugleich durch Bedrohung der kurfürstlichen Lande die schwedische Armee, welche in Baiern und den Rheingegenden vordrang, zum Rückzuge zu nöthi-

*) Aubery Mém. II, S. 178.

**) Khevenhiller XII, z. J. 1633.

gen. Allein diese Erwartungen wurden getäuscht. Kaum war Wallenstein in Schlesien angekommen, als er die Befehlshaber der Feinde zu sich einlud und am 27. Mai (8. Juni) einen Waffenstillstand abschloß, in Folge dessen er geheimere Unterhandlungen mit ihnen begann. Fragen wir aber nach dem Inhalt dieser Verhandlungen, so finden wir, sie haben keinen andern als diejenigen, die Kinsky mit dem französischen Gesandten bereits angeknüpft hatte. Es sind dieselben Anträge, denen wir hier wie dort begegnen. Auch hier fehlt die Forderung der böhmischen Krone nicht. Um diesen Preis erbietet sich der Herzog, mit den Schweden, Brandenburg und Sachsen einen rechtmäßigen Frieden zu schließen, er will mit den vereinigten Heeren den Kaiser zwingen, sich diesem Frieden zu fügen. *)

In Folge dieses Waffenstillstandes reiste nun Arnim zum Kurfürsten, Bubna zum Kanzler, beide um den betreffenden Mächten diese Nachrichten zu überbringen. Arnim traf mit dem Kurfürsten zu Drösen zusammen, und aus den daselbst gehaltenen Berathungen erfahren wir, daß auch hier man dieselbe Ansicht von Wallenstein's Verhältnissen zum Kaiser wie der französische Gesandte hatte. Denn obwol einige im Rathe des Kurfürsten Bedenklichkeiten äußerten und zweifelhaft waren, ob man diesen Anträgen ein geneigtes Ohr leihen dürfe, erinnerten andere: Bekannt sei des Herzogs Rachsucht und Ambition: als er im Jahr 1630 so spöttisch vom Kaiser abgesetzt worden, habe er sich verschworen, sich gegen den Kaiser zu rächen. Weil er nun wisse, daß

*) Vgl. Chemnitz II, S. 136.

Kur-Baiern abermals wider ihn am kaiserlichen Hofe prakticirt, der König von Ungarn sein Commando ambirte und die spanischen Ministri öffentlich gegen seine actiones redeten und der Herzog von Feria mit seiner neuen Armada ins Reich käme, er also leichtlich zum andern Male und nicht wie zum ersten auf Pflaster, sondern auf gespitzte harte Steine fallen möchte, so möge man auf seine capitulationes eingehn, aber dennoch ein wachsames Auge auf ihn haben.*)

In Dresden selbst aber hatte man in Bezug auf Wallenstein verschiedene Ansichten über diesen Waffenstillstand. Einige glaubten, derselbe gereiche nur den Kaiserlichen zum Vortheil; Andere, die sich für gut unterrichtet hielten, waren der Meinung, daß Wallenstein sich dadurch die Unterhandlungen mit dem Grafen Thurn erleichtern wolle, den er sogleich zu sich berufen habe, Alles aber unterstütze die Meinung, Wallenstein wolle sich gänzlich vom Kaiser trennen. Dahin ziele seine Korrespondenz mit der ganzen Partei. Diese Gerüchte circulirten aber nicht nur in Wien, sondern auch in der ganzen kaiserlichen Armee spreche man von dieser Verbindung mit den Protestanten.**)

Während nun Sachsen sich nicht ungeneigt zeigte, auf die Anträge Friedlands leicht einzugehen, verfuhr der Kanzler Oxenstierna weit behutsamer. Zögern und Vorsicht erschien ihm in allen Unterhandlungen als die

---

*) Khevenhiller XII, 581.

**) Feuquières S. 246. Menzel, Geschichte der Deutschen VII, 381, 382 berichtet, daß dergleichen Gerüchte zu derselben Zeit in Breslau umherliefen.

erste Pflicht; demgemäß wollte er auch in diesem Falle nicht rasch zugreifen, sondern empfahl dem Grafen Thurn, sich mit den Traktaten weder zu übereilen, noch sie gänzlich von der Hand zu weisen, sodaß er auf alle Fälle gedeckt bleibe. *)

Es waren Bedenken mancherlei Art, welche den Kanzler hierzu bestimmten. Er zweifelte, ob Wallenstein auch der andern Generäle und hohen Offiziere dergestalt mächtig sei, daß sie Alles, was er von ihnen verlange, eingehn würden, und fürchtete, der Herzog von Friedland möchte vielleicht nur mit den Evangelischen sein Spiel treiben, um, was er nicht durch Gewalt erreichen könne, durch Tücke und arglistige Praktiken zu erlangen. Nicht wenig mag auch hierzu das Mistrauen gegen Sachsen beigetragen haben, welches Oxenstierna mit Recht seit dem Tode Gustav Adolf's hegte.

Solchergestalt war Arnim allein im Namen Brandenburgs und Sachsens bereit, mit Wallenstein Näheres abzuschließen. Vom Könige von Frankreich war ihm noch keine direkte Eröffnung zugekommen; nur mit Feuquières, dem Gesandten desselben, hatte er bisher unterhandelt und wußte daher nicht, wie weit der König selbst seine Wünsche zu unterstützen geneigt sein möchte. Oxenstierna's Gesinnungen waren gleichfalls nicht deutlich zu erkennen, wenigstens ungewiß, und so blieb nur Sachsen und Brandenburg übrig, deren Beistand das wenigste Gewicht hatte. In diesem Moment nun trat mit einem Male der Herzog mit neuen Forderungen hervor. Er forderte von den protestantischen Generalen

*) Chemnitz II, S. 158.

in Schlesien die Räumung der Fürstenthümer Breslau, Schweidnitz und Glogau*), eine Forderung, die sie ihrerseits nach Allem, was vorangegangen, nicht anders erklären konnten, als dadurch, er wolle überhaupt die Unterhandlungen abbrechen. So trennten sich die unzufriedenen Parteien, Wallenstein aber rückte plötzlich gegen Schweidnitz vor, versuchte diese Stadt durch Sturm einzunehmen, und bezog, als er zurückgeschlagen ward, zwischen Reichenbach und Schweidnitz ein festes Lager, in welcher Stellung er Sachsen und Schweden im Schach hielt.

Inzwischen hatten die Verhandlungen mit Frankreich längere Zeit geruht, indem Wallenstein auf die ihm durch Kinsky gemachten letzten Eröffnungen des französischen Botschafters eine Antwort schuldig geblieben war. Schon begann das Ausbleiben derselben, die Aufhebung des Waffenstillstands den Herrn von Feuquières gegen die Plane des Herzogs mit Mistrauen zu erfüllen und in ihm ähnliche Gedanken, wie in dem schwedischen Kanzler hervorzurufen; allein er gab trotzdem seine frühere Ansicht nicht gänzlich auf, sodaß in seinen Berichten vom 16., 21., 25. Juni sich Aeußerungen vorfinden, die von dem einen wie von dem andern Gesichtspunkte ausgehen. In dieser Ungewißheit erhielt er neue Depeschen seines Hofes vom 18. Juli. Man betrachtete in Paris die Unterhandlungen mit Wallenstein als so wichtig, daß man es dem Gesandten frei stellte, eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Brandenburg, die in den ersten Instruktionen ihm angelegentlich empfohlen war, dieser

*) Chemnitz II, S. 268. Pufendorf Comment. V, S. 112. Feuquières I, S. 273 fg.

Unterhandlung wegen auszusetzen, sobald er es für zweckmäßig erachte. *)

Bei diesen Depeschen findet sich nun auch ein Brief des französischen Königs an Wallenstein, zwar in unbestimmten Ausdrücken über den eigentlichen Plan des letztern, aber mit der Versicherung, daß der König des Herzogs Angelegenheiten wie die seinigen betrachte. **) Die wahre Bedeutung dieser Worte erkennt man sogleich aus dem beigelegten Memoire für den Gesandten von demselben Datum. Es enthält die Antworten des französischen Hofes auf die Vorschläge Wallenstein's ***) und beginnt mit der Voraussetzung seines Abfalls. In diesem Falle verspricht Ludwig XIII. alle seine Macht und sein Ansehn zu der Unterstützung des Herzogs anzuwenden, eine französische Armee an die Grenzen Deutschlands zu senden und diese selbst im Elsaß vorrücken zu lassen, sobald Friedland es wünsche. Als Subsidien verspricht der König 100,000 Thaler sogleich und erlaubt seinem Gesandten, diese Summe bis auf 500,000 Livres zu steigern. Für die Haltung eines Heeres von 30,000 Mann Fußvolk und 4—5000 Reiter verspricht der König eine Million Livres halbjährig, im Voraus zahlbar.

Beide machen sich verbindlich, ohne gegenseitige Einwilligung, keinen Frieden zu schließen. Friedland aber fängt die Deklaration an mit Besetzung von Böhmen

*) Feuquières I, S. 283.

**) Feuquières I, 290. Je serai bien aise de voir reussir des bonnes intentions que vous avez pour les affermir (les affaires de l'Allemagne) contre ceux qui les voudroient troubler.

***) Feuquières II S. 1.

und einem Einfall in Oestreich oder sonst einem öffentlichen Akt der Feindseligkeit gegen den Kaiser. In Bezug auf Baiern und Polen verspricht der König beide Herren zu einem nicht feindseligen Verhalten gegen Friedland zu bewegen. Gegen Baiern will er sogar, sollte der Friedländer nicht auf diese Plane eingehen, dem alten Hasse desselben freie Hand lassen. Zuletzt verspricht der König seine eifrigste Mitwirkung zur Erhebung Wallenstein's auf den böhmischen Thron. Schließlich wird dem Gesandten die größte Vorsicht in allen diesen Unterhandlungen empfohlen.

Bevor Herr von Feuquières diese Aufträge erhielt, waren die Unterhandlungen von Kinsky in Dresden von Neuem angeknüpft. Der französische Gesandte ging vorsichtig und bedächtig zu Werke. Er machte den Grafen Kinsky aufmerksam auf das Mistrauen, welches Wallenstein nothwendig durch sein Zögern gegen sich erwecken müsse. Er gab ihm zu bedenken, sein Schwager möge sich nicht durch diese Feinheiten die Gelegenheit verderben, sich gegen seine heftigsten Feinde zu sichern, und erklärte endlich unumwunden, er werde von seiner Seite keinen Schritt in dieser Sache thun, bevor nicht Wallenstein seinen Willen auf die ihm gewordenen Anträge erkläre. Das Alles berichtete er am 22. August seinem Hofe.*)

Acht Tage nach dieser Unterredung Kinsky's mit dem französischen Gesandten erhielt nun der Erstere vom Herzoge den Auftrag, dem Kurfürsten von Sachsen neue Unterhandlungen vorzuschlagen, jedoch mit der Anzeige, daß nur er (Kinsky) hierbei volles Vertrauen

*) Feuquières II, 68.

erhalten werde und deshalb für ihn bereits ein Paß mitgeschickt sei. Bei diesem Vorschlage fiel sogleich die Wahl Kinsky's zum Unterhändler auf. Niemand stand bei dem Kurfürsten von Sachsen in größerem Miskredit als gerade dieser; jedoch unter keiner andern Form konnte eine Zusammenkunft Wallenstein's mit Kinsky unverdächtiger erscheinen, welche an sich, weil Kinsky Protestant und aus Böhmen exilirt war, leicht Aufsehn und Mistrauen am Hofe in Wien erregen mußte. Dieser Gesichtspunkt, verbunden mit der Voraussetzung, der Kurfürst werde seiner eifrigen Friedensliebe seinen Widerwillen gegen die Person des Unterhändlers nachsetzen, hatte die Wahl Kinsky's bestimmt. Und in der That, Kinsky erhielt sächsische Vollmacht und nahm zu gleicher Zeit die Eröffnungen des französischen Königs vom 15. Juli mit, welche Feuquières Tags zuvor erhalten hatte.

In demselben Momente aber, als Wallenstein die Unterhandlungen mit Frankreich wieder aufnahm, brachte er einen zweiten Waffenstillstand in Schlesien in Antrag und rief den General Holk, der kurz vorher, plötzlich über die Grenzen Böhmens hereinbrechend, ganz Sachsen bis Zeitz und Naumburg besetzt hatte und Leipzig bedrohte, zurück. Ueber 12 Tage, berichtet uns Chemnitz*), sollicitirte Wallenstein fort und fort bei den verbündeten Generalen in Schlesien um diesen Waffenstillstand, unangesehn er zweimal effektive so stark war, als die Evangelischen, auch mit Proviant und Munition besser versehn und daher keine Noth gehabt. Endlich willigten Arnim und Thurn

*) Chemnitz II, 214.

ein und schlossen am 12. (22.) August einen neuen Waffenstillstand mit dem Herzoge auf vier Wochen, der nicht nur für die kurfürstlichen Länder gelten sollte, sondern auch beide Theile verpflichtete, nach keiner Gegend hin den übrigen Krieg führenden Armeen irgend Hilfe zu senden.*)

Neue Unterhandlungen Wallenstein's mit den Protestanten knüpften sich unmittelbar an diesen Waffenstillstand an. Chemnitz sagt gradezu **), Wallenstein habe geäußert: „nur zu dem Ende, daß Arnim desto füglicher herausziehn und das Werk beim Herrn Reichskanzler zu unterbauen Raum und Gelegenheit bekäme, hätte er diesen Waffenstillstand geschlossen." Und in der That suchte Arnim jetzt den Kanzler in Thüringen auf, mit dem er am 1. September zu Gelnhausen eine Zusammenkunft hielt. In dieser brachte er demselben alle Anträge Wallenstein's von Neuem vor. „Noch nicht habe der Letztere — so äußerte sich Arnim — den Schimpf vergessen, der ihm vor drei Jahren begegnet, wäre auch nicht im besten Koncept mit Wien und verdrösse ihn heftig, daß der Duca de Feria aus Italien erfördert werde zu keinem andern Ende, als ihm die Stange zu halten. Daher er entschlossen, wenn er wisse, daß er von den Evangelischen auf allen Fall Hilfe zu gewarten hätte, sich zu revangiren." Zugleich deutete der Graf an, der Herzog vermeine des Holken, Gallas und anderer Offiziere mächtig zu sein, und forderte schließlich im Namen Wallenstein's, der Kanzler möge zu dem Holk einige schwedische Regimenter stoßen lassen, woge-

*) Förster, Wallenstein's Briefe III, 50, 51.

**) Chemnitz II, 191.

gen eben so viele friedländische sich mit den sächsischen Truppen in Schlesien vereinigen sollten. Der Kanzler aber blieb auch diesmal seiner Gewohnheit, höchst bedächtig zu handeln, getreu. Das Begehren der Regimenter schlug er ab, benahm aber gleichwol dem Herzog von Friedland nicht ganz die Hoffnung, indem er einerseits versprach: wenn jener sein dessin fortsetze, solle es ihm an assistenz nicht mangeln; andrerseits auch den Oberstlieutenant Steinacker nach Schlesien sandte Wallenstein's Plane zu erforschen, und diesem die größtmöglichste Hilfe zu versprechen, falls er es recht und ernstlich meine.*)

Mit diesem Resultate kehrte Arnim nach Schlesien zurück. Als er aber hier in den Friedländer drang, sich offen zu erklären, sagte dieser jetzt: er befinde, daß doch kein beständiger Friede könne gemacht werden, es wären

*) Chemnitz II, S. 192. Röse, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar I, S. 276. Auch Feuquières erhielt von Arnim die Anträge Wallenstein's mitgetheilt.

Richelieu Mémoires VII, S. 348. Peu de jours apres que le dit Sieur de Feuquières fut arrivé à Francfort (gegen Ende August) il reçut avis de la part du general Arnheim d'une trêve, qu'il avoit renouveléc avec Walstein et en même temps le prioit de lui vouloir accorder une conference avec lui pour affaires très importantes pour la cause commune. La lui ayant accordée il dit à son retour au sieur de Feuquières que le dit Walstein n'avoit mis en avant la proposition d'un traité général que pour avoir lieu de s'ouvrir avec lui sans donner soupçon à l'empereur; qu'il voyoit bien que la maison d'Autriche le vouloit maltraiter, que le duc de Feria venoit prendre sa place, qu'il étoit averti de bonne part qu'il y avoit des entreprises contre sa personne; qu'il croyoit que son adjonction au parti de l' union ne lui seroit point peu avantage; qu'il desiroit savoir quelles sùretés il pourroit recevoir des conditions qu'on stipuleroit avec lui et des assistances, qu'il avoit a en attendre.

denn die Ausländischen erst vom Reichsboden geschafft; und forderte zugleich den Grafen auf, „sich mit ihm zu konjungiren und die Schwedischen zu schmeißen." Dies schlug Arnim ab, wies auf des Herzogs frühere Vorschläge hin und erhielt von Wallenstein zur Antwort: er sei noch der Meinung, aber das wolle er bis zuletzt sparen.*) Genug, Wallenstein brach den Waffenstillstand ab, umringte nach einem den General Arnim täuschenden Manöver bei Steinau ein kleines schwedisches Heer unter dem Grafen Thurn so enge, daß dasselbe sich nach einer halben Stunde Bedenkzeit mit allen Waffen und Vorräthen ergeben mußte, und rückte hierauf in schnellem Zuge die Oder hinunter in die Marken. Liegnitz, Glogau, Goldberg, Sagan, Krossen, Frankfurt und Landsberg fielen rasch in die Gewalt seiner Truppen. Der Kurfürst von Brandenburg flüchtete aus Berlin von Ort zu Ort.

Nichts desto weniger aber begannen schon während dieses Zuges die Unterhandlungen zwischen Wallenstein und den beiden Kurfürsten von Neuem! Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, machte den Vermittler. Zwar fehlt in den Berichten des französischen Gesandten zu Berlin, des Baron de Rorté**), die genaue Angabe der Anträge Wallenstein's, aber es scheint nach einigen Aeußerungen jetzt dessen Absicht gewesen zu sein, die beiden Kurfürsten von der schwedischen Alliance abzuziehn. Dahin deutete das Benehmen Franz Albert's in Berlin, an welchem Hofe er seine Abneigung gegen

*) Brief Arnim's vom 17. (27.) October 1833 bei Förster III, S. 72, 74.

**) Feuquières II, S. 147.

die Schweden nicht verhehlte und so weit ging, ihnen ein Einverständniß mit Wallenstein zuzuschreiben, in Folge dessen jener unglückliche Feldzug in Schlesien stattgefunden habe. Jedoch gesteht de Norté, er könne alles dieses nicht für gewiß angeben. Sei es, daß dies die Absicht Wallenstein's wirklich war, immer waren diese Unterhandlungen gegen den Kaiser gerichtet. Denn aus Chemnitz *) erfahren wir, Wallenstein's Propositionen wären gewesen, Brandenburg und Sachsen vereinigen ihre Heere mit dem seinigen, man schlägt die Schweden hinaus und stellt selbst gegen den Willen des Kaisers den Religion- und Profanfrieden wieder her, wie er zur Zeit der Kaiser Rudolf und Matthias gewesen. Allein auch diesmal gelangte Wallenstein nicht zum Ziel. Der Kurfürst von Brandenburg weigerte sich standhaft, auf jene Bedingungen hin abzuschließen, und auch von Sachsen fielen die Antworten nicht nach Wunsch aus.

Da gelangte vom Kaiser die dringende Aufforderung an den Herzog, dem so stark bedrängten Kurfürsten von Baiern zu Hilfe zu ziehen. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar bedrohte Regensburg und selbst die östreichischen Lande unter der Ens, woselbst kaum unterdrückte Bauernaufstände die Nähe protestantischer Heermassen noch gefährlicher machten. Sehr langsam aber rückte Wallenstein, seinen Unmuth nicht verbergend, nach Baiern vor, hielt sich damit auf, Bautzen zu belagern, und kehrte, als Regensburg am 5. (15.) November von Bernhard genommen war, nach kurzem Aufenthalt nach Böhmen in die Winterquartiere zurück. — —

*) II, S. 273.

Wallenstein in Pilsen. Verhandlung am kaiserlichen Hof. Ermordung des Herzogs von Friedland zu Eger.

Es war wol zunächst natürlich und scheint uns keinen Vorwurf zu verdienen, daß bei dem Kaiser durch Wallenstein's Benehmen im Jahr 1633 Unzufriedenheit und Verdacht gegen den Feldherrn entstand. Während die Schweden in Baiern, Schwaben und Elsaß siegreiche Fortschritte machten, unterhandelte dieser ruhig in Schlesien, da es doch so leicht schien, durch eine Diversion in die sächsischen und brandenburgischen Gegenden die Schweden von Baiern und Oestreich abzuziehen. Nicht konnte sich der Herzog mit der Schwäche seiner Truppen entschuldigen, wir wissen, er war zweimal so stark als die Protestanten *), nicht mit der schlechten Ausrüstung seines Heeres, er war mit allem Bedarf an Waffen und Munition von Böhmen ausgerückt. **) Schon am 22. August konnte daher Feuquières berichten: von Tage zu Tage mehre sich in Wien die Unzufriedenheit gegen Wallenstein, wie ihm der französische Gesandte daselbst, Charbonnier, melde. ***) Da sandte der Kaiser, um genauere Auskunft über das Treiben des Feldherrn zu erhalten, während des zweiten Waffenstillstandes den Grafen Schlick ins Lager des Heeres. Wallenstein nahm den Grafen gut auf; als letzterer

*) Chemnitz II, S. 214.

**) Förster, Briefe Wallenstein's III, S. 26.

***) Feuquières II, S. 72.

aber äußerte, befehlige er, werde ihm der Sieg gewiß sein, sprach jener aus, er werde den Grafen todt schießen lassen. Pferde, die man dem Herzoge vom Könige von Spanien zum Geschenk brachte, verschenkte er sogleich und spottete über den Orden des goldenen Vließes. Solches Thun war unmöglich geeignet, die Spannung zwischen Hof und Feldherrn zu vermindern. Im Gegentheil, sie ward vermehrt und stieg, als Wallenstein den Zug nach Regensburg ungeachtet der dringenden Forderungen des Kaisers aufgab und in Böhmen seine Winterquartiere nahm. Das Land war schon früher fast ausgesogen *); jetzt schickten die Stände die bittersten Beschwerden an den Hof, aber vergebens bemühte sich der Kaiser den Feldherrn zu bewegen, seine Winterquartiere in Feindesland zu nehmen. Wallenstein anwortete mit einer Erklärung der hohen Offiziere, in welcher diese ein Verlassen Böhmens für unmöglich erklärten. **) Kein Wunder also, daß Ferdinand schon um diese Zeit schrieb: dadurch Unsere hohe Autorität bei den Ständen verkleinert, auch bei fremden Potentaten allerhand Skrupel dürften erweckt werden, daß wir gleichsam einen corregem an der Hand und in unserm Land keine freie Disposition mehr übrig haben.

So kam es, daß der Kaiser, in jeder Hinsicht unzufrieden mit der Führung des Krieges von Seiten des Herzogs, auf dessen Entfernung, oder wenigstens auf eine Restringirung seiner Vollmachten zu denken begann; ein Gedanke, zu dessen Ausführung ihn der

---

*) Vgl. Theatrum Europ. III, S. 160.

**) Förster Briefe III, S. 121.

Kurfürst von Baiern, der alte Gegner Wallenstein's und zugleich der mächtigste Verbündete Oestreichs, nach Möglichkeit zu treiben bemüht war. Schon am 18. December hatte Maximilian seinen Gesandten in Wien, Bernhard Richel, beauftragt, dem Kaiser eine Klageschrift gegen Wallenstein zu übergeben, dessen Absetzung möglichst zu betreiben*), und da der Kaiser gleichzeitig etwas von den Unterhandlungen Wallenstein's mit Frankreich erfuhr, da man dem eigentlichen Inhalt seiner Verhandlungen mit Arnim auf die Spur kam, so ward vorläufig in Wien beschlossen, die Kriegsdirection dem Herzoge zu nehmen. Ehe jedoch in der ganzen Sache ein bestimmter Entschluß gefaßt werden konnte, war es nöthig, sich der Treue der bedeutendsten Generale zu versichern, indem der Kaiser kein Mittel in den Händen hatte, sich im Weigerungsfalle des Herzogs Gehorsam zu erzwingen. Zu diesem Zwecke sandte er den Kommenthur von Blumenthal zu Gallas, den Walmerode zu Altringer und unterhandelte auch noch durch Andere mit andern Generalen. Ihre Erklärung sowie die Zurückkunft des Grafen Trautmannsdorf wollte man abwarten, und noch unterm 9. Januar 1634 schrieb Richel, es stehe mit des Friedlands Kassirung schlecht, kühl und mißlich, sonderlich dreier vornehmer Opponenten wegen. Der Kaiser sei zwar zur Amotion geneigt, einige Minister aber hielten es für besser, nur die Vollmachten zu restringiren.**)

*) Die Berichte Richel's sind gedruckt in Buchner und Zierl: Neue Beiträge zur vaterländischen Geschichte 1832. I, 3. H.

**) Bericht Richel's vom letzten Dec. und 9. Jan. a. a. O.

Zwei Tage später aber meldete Richel: Gleich nach des Grafen Trautmannsdorf Rückkunft habe der Kaiser durch den Bischof von Wien ihm sagen lassen: er habe aus dem Anliegen desselben vernommen, wie übel bisher der Kurfürst durch Friedland tractirt worden, solches sei ganz wider seinen Willen geschehen; es sei die höchste Nothdurft zu remediren, welches auch in vollem Werk sei, allein man müßte sehr gemach und behutsam gehen und summum secretum beobachten. *)

Inzwischen war aber auch Wallenstein keineswegs unthätig geblieben. Bereits am 1. Januar 1634 ging ein Schreiben Kinsky's, der sich jetzt in Pilsen eingefunden hatte, an den französischen Gesandten ab, in welchem er im Namen Wallenstein's dessen Bereitwilligkeit zur Annahme der Bedingungen erklärte, welche der Gesandte ihm früher für ein beabsichtigtes Bündniß vorgeschlagen. Es war dies, wie man sieht, ein entscheidender Schritt von Wallenstein's Seite, ehe noch irgend ein Entschluß am Hofe gefaßt war, und mit diesem entscheidenden Schritte ganz übereinstimmend war es, daß er nun ernstlich daranging, sich des Heeres zu versichern. Am 12. Januar versammelte er die Obersten und Generale um sich in Pilsen und ließ ihnen durch den Feldmarschall Illo erklären, er sehe sich durch die Maßregeln des kaiserlichen Hofes genöthigt, auf sein Generalat zu resigniren.

Eine allgemeine Bestürzung war die Folge. Die Obersten, durch die Questenberg'sche Sendung, wie durch das Ausbleiben rückständigen Soldes schon früher gegen

*) Richel's Bericht vom 11. Jan. a. a. O.

den Hof erbittert, außerdem im Besitz großer Forderungen an den Kaiser, hielten diese für verloren, sobald der Herzog zurücktrat, und sandten daher sogleich eine Deputation an ihn mit der inständigsten Bitte, er möge ohne ihr Wissen und Wollen sie nicht verlassen. Das hatte Wallenstein gewünscht und gehofft. Er ließ durch Illo ihnen antworten: er wolle ihrer Bitte willfahren; sie aber setzten auf Veranstaltung desselben Illo einen Revers auf, in welchem sie sich in beständigster Form Rechtens und anstatt eines körperlichen Eides verpflichteten, bei ihm treu und ehrbar zu halten, ihr Gut und Blut für sein und des Heeres Bestes zu opfern und die Eidbrüchigen mit dem Schwert zu verfolgen.*) Bei einem Gelage, das Illo veranstaltete, unterschrieben 40 Offiziere diesen Revers. Andere hatten die Unterschrift verweigert; das Gelage war höchst tumultuarisch geendet worden.**)

*) Vgl. Förster, Briefe Wallenst. III, S. 149 fg.

**) Khevenhiller berichtet, es habe anfänglich in diesem Reverse neben der Verpflichtung der Offiziere gegen Wallenstein auch die Klausel, „so lange er in des Kaisers Diensten verbleiben oder der Kaiser ihn zu seiner Dienste Beförderung gebrauchen werde", gestanden, sie sei aber in dem Exemplare des Reverses weggelassen worden, welches die Obersten nach dem Gelage bei Illo unterzeichneten. Förster hat die Wahrheit dieser Angabe geleugnet, Mailath in seiner Geschichte Oestreichs sie als unbeweisbar auf sich beruhen lassen. Allein inzwischen bestätigt sich Khevenhiller's Nachricht in so weit, daß der Revers, welcher sich vor Kurzem im gräflich Schafgotschen Archiv zu Warmbrunn gefunden hat und der mit den eigenhändigen Unterschriften vieler Obersten versehen ist, in der That jene Klausel nicht enthält. Sie scheint aber auch von vornherein nicht im Reverse ge-

Da versammelte Wallenstein am folgenden Morgen noch einmal die Offiziere um sich, theilte ihnen ausführlicher seine Klagen gegen den Hof mit, protestirte dagegen, daß der Receß gegen den Kaiser oder das Reich gemeint sein sollte, und wies sie von Neuem zu fernerer Unterredung an Illo. Die Folge dieser Berathung war, daß die Obersten den Herzog baten, er möge das nicht hoch aufnehmen, was Tags vorher von einigen Wenigen beim Trunke geschehen. Jetzt, nüchtern, seien sie Alle bereit, den gefaßten Schluß zu ratificiren. Darauf wurden drei neue Reverse ausgestellt, einige vertraute Offiziere, wie z. B. der Graf Schafgotsch, reisten nach Schlesien und Oestreich, um die dortigen Offiziere zur

---

standen zu haben. Keiner der Angeschuldigten beruft sich, wie schon Förster bemerkt hat, in den Proceßakten auf diesen den Offizieren gespielten Betrug, obwol die Constatirung desselben vielen zur Entschuldigung der Unterschrift dienen konnte. Außerdem schreibt ein bairischer Agent aus Pilsen vom 13. Januar: „worüber nach beschehner deliberation ein schriftlicher Recess aufgesetzt, von allen commandanten nachdem sie bey dem Ilo zimblich getrunckhen, Offen, Fenster, stiel und pankh zerschlagen, also subsignieret worden; eß laßt sich aber heut ansehen, weil der Römisch kais. Mayest. hierin nit gedacht sein soll die subscription etliche gereuet haben möcht, alß aber dessen der hörtzog Ihnnen worden, hat er Sie heunt abermalß mit einander fürkhommen lassen, Ihnen abermals fürgehalten, den recess fürlesen lassen, mit vermeldten, das er erfahren, waßmassen etliche Obriste die puncta beredt, undt zum subsignieren difficultieren wollten. Nun sollte in Gott dafür behuetten, das hierdurch etwas wider die Röm. Kay. Mstt. oder das Römisch Reich gemeint oder angesehen seyn solle, es mag also bei dem concluso und daraufgesetzten recesse verbleiben.

Unterschrift zu bewegen*), und gleichzeitig schrieb Kinsky zweimal kurz hintereinander an Feuquières, den Gang der Unterhandlungen zu beschleunigen. Er meldete dem Gesandten: Friedland habe jetzt beschlossen, sich sogleich zu erklären. Nur seiner Offiziere ungewiß, habe er bis jetzt gezögert; auch dieses Hinderniß sei jetzt hinweggeräumt. Außerdem habe er 100 Kornetten Reiter und eben so viele Compagnien Fußvolk auf eignen Namen geworben.**)

Bald waren natürlich diese Vorgänge in Pilsen auch in Wien theils durch den Kurfürsten von Baiern, theils

---

*) Wir haben zwei Relationen über diesen Vorgang. Eine kürzere in dem eben angeführten Bericht des bair. Agenten aus Pilsen, die andere längere ist von Mailath nach einem Aktenstück des Wiener Archivs in der Geschichte des östreich. Kaiserstaates III, S. 345 mitgetheilt. Beide unterscheiden sich wesentlich darin, daß die letztere Wallenstein's Rede zwar im Allgemeinen vollständiger gibt, doch aber die Nachricht der erstern von seiner Protestation, es „solle der Receß nicht gegen den Kaiser oder das Reich sein" nicht enthält. Auch legt die erstere die Klage, die Spanier hätten ihm mit Gift nachgetrachtet, nicht dem Herzoge, sondern dem Kanzler desselben in den Mund und erwähnt ferner nichts von der letzten Berathung der Offiziere bei Illo, sondern schließt: „das weilen die Spanier sein Hörtzog auch mit gifft nachgetrachtet, Er billiche Ursache habe, sich zu revancieren, dero wegen gefragt, ob die Obristen, weil sie alles guets von ihme empfangen und noch mehreres, alß wenn ein anderer General zu der Armee khommen sollte, so von Iren Kriegsdiensten und meriten nichts wüsse, zugewartten hetten, ym volgen wollten, darauf einer geantwortet, sie sind alle einig guett und bluet beyzusezen, dieses aber andern Generalen commendanten dergestalt herausßzufahren mißfallen haben soll."

**) Feuquières II, S. 211.

durch Piccolomini und Altringer, von denen der erstere den Receß selbst unterschrieben, bekannt, und gleichzeitig *) fast erhielt der Kaiser grade jetzt durch den Herzog von Savoyen die genausten Berichte über die Verhandlungen Wallenstein's mit Frankreich. Dies erst trieb die Sachen in Wien zur Entscheidung. Der Kaiser war in der höchsten Unruhe. Er äußerte in einer Audienz, welche er dem bairischen Gesandten gab, dieses Werk sei stets in seinen Gedanken, es gehe mit ihm nieder und stehe mit ihm auf, er könne darüber nicht schlafen. **) Endlich faßte er den entscheidenden Beschluß. Nach vielfältiger Berathung, zu welcher Fürst Eggenberg, Graf Trautmannsdorf, der Bischof von Wien, der Beichtvater Lamormain, der spanische Gesandte Onate, der Hofkriegsrathpräsident Graf Schlick, der Marchese de Grana und des Kaisers erstgeborner Sohn hinzugezogen worden***), unterzeichnete Ferdinand am 24. Januar 1634 ein Patent, in welchem er alle

*) In einem Bericht eines bair. Agenten aus Prag vom 19. Januar heißt es schon: „In Summa, es ist jetzt das facit heraußkhommen, das alle diejenige friedenshandlung, so man den abgewichenen Sommer in Schlesien traktiert, auf verrätherey und dahin angesehen gewesen, dem Kayser seine Waffen und Lande aus denen Handen zu reißen, aber der Feindt hat dem Friedland selbst nit thrauen, noch seinem Commando sich undergeben wollen, dadurch sich alle Handlung zerstoffen."

**) Vgl. die Berichte Richel's vom 18. Jan. und 8. Febr. a. a. O.

***) Vgl. Mailath a. a. O. S. 350. Graf Schlick und der Marchese de Grana betrieben, wie Richel a. a. O. S. 131 berichtet, die Sache gegen Wallenstein am eifrigsten.

Offiziere von ihren Pflichten gegen den Herzog von Friedland entband, sie an den Generallieutenant Gallas wies, und allen Offizieren, welche den Revers in Pilsen unterzeichnet, mit Ausnahme Wallenstein's, Illo's und Terzka's, Verzeihung versprach, damit sie nicht zu verzweifelten consiliis sich verführen lassen möchten. *) Von einer Achtserklärung aber, welche das Leben des Herzogs jedem Mordbuben preisgegeben hätte, war in diesem Patent mit keiner Sylbe die Rede; es war ein einfaches Absetzungsdekret des kaiserlichen Feldherrn. **)

Solchergestalt hatte der Kaiser zwar den Entschluß gefaßt, den Herzog des Commandos zu entsetzen, aber mit der Ausführung zögerte man noch lange. Unter dem 1. Februar berichtete Richel, Eggenberg habe ihm gesagt, der success in dieser Sache bestehe in secreto et celeritate. Die Resolution sei gefaßt, das remedium intamirt, und man hoffe, der Allmächtige, der diese bösen Praktiken offenbar gemacht, werde Gnade und Segen geben. In acht Tagen hoffe man zu wissen, wie es abgegangen. Acht Tage darauf, 8. Februar, schreibt aber Richel wieder: Der Fürst von Eggenberg habe ihn versichert, daß alle Befehle bereits ausgefertigt

*) Dies Patent hat Förster III, S. 177 abdrucken lassen.

**) Freilich schrieb schon Richel (a. a. O. S. 137) unter dem 8. Februar: Was für ein remedium getroffen, habe er noch nicht erfahren können; da sich aber Eggenberg vernehmen lassen, daß eben so leicht und weniger Gefahr, den Friedland gleich umzubringen als zu fangen, so nehme er daraus an, daß auf den ersten Weg Anstalt gemacht worden.

seien; den Exekutoren sei aufgetragen, sicher und dexter zu Werk zu gehen. — Das wann und wie sei ihnen anheim gestellt.*)

Die Hauptschwierigkeit der Ausführung, der Grund des Zögerns aber lag darin, daß der Hof nothwendig der Armee versichert sein mußte, bevor er öffentlich gegen den Herzog auftrat. Daher hielt Gallas das Patent vom 24. Januar geheim und blieb der Kaiser mit Wallenstein in allerdings täuschendem Briefwechsel, während der Erstere bereits mit Piccolomini, Altringer und Maradas die Ausführung des kaiserlichen Dekrets vorzubereiten begann. Erst am 14. Februar erließ Gallas eine Proklamation an die Armee, in welcher er sie anwies, künftig weder von Wallenstein noch von Illo oder Terzka, sondern nur von ihm, Piccolomini und Altringer Befehle anzunehmen. Von diesem Moment an begann man von kaiserlicher Seite thätiger zu werden. Unter dem 18. und 19. Februar erhielten eine ganze Menge Obersten den Befehl, mit ihren Regimentern auf Prag zu marschiren, um sich der Hauptstadt des Landes zu versichern. Der Kurfürst von Baiern wurde aufgefordert, seine Truppen gegen Vilshofen vorrücken zu lassen. Der Kaiser selbst hatte beschlossen, am 1. März in Person nach Budweis aufzubrechen.

Auf der andern Seite verkannte Wallenstein keinen Augenblick die heraufziehende Gefahr. Am 19. Febr. versammelte er von Neuem die Offiziere um sich in Pilsen. Er erinnerte sie daran, daß er nur auf ihre Bitten noch bei der Armee geblieben. Jetzt höre er spar-

*) A. a. O. S. 136, 137.

giren, er würde wider den Kaiser und die katholische Religion was anfangen. „Dazu bin ich — fuhr er fort — zu alt geworden, daß ich das nicht thun werde, und hab mein Lebtag gegen die Religion und den Kaiser, auch dessen Hohheit nichts nicht tentirt, noch im Sinn. Zu Hof werden viele Sachen begehrt, die vom Reich nimmer gut geheißen noch konsentirt werden, darum bin ich nur dem gemeinen Wesen zum besten Willens, einen Frieden zu machen, und damit Sie darum wissen, wird Ihnen Herr Feldmarschall Illo die Transactionspunkte fürhalten, auch will ich etliche Oberste dabei haben, so oft gehandelt wird, damit sie dabei sein und darum wissen. Ich aber will daneben hoffen, sie werden bei mir als ich bei ihnen, auf ihren Instanz, bringen lassen, halten, will jedem sein Contentement geben, denn sollte ich mich ihrer annehmen und davon einen Spott zu gewarten haben, wäre zu alt dazu und übel von ihnen und Hof zugleich recompensirt. Derenthalber bin ich ihrer heunt oder morgen gewärtig." *)

An demselben Tage ergingen auch von Pilsen die Befehle an mehre Truppen, auf Prag zu marschiren,

*) Mailath a. a. O. S. 353. Aehnlich berichtet ein bairischer Agent vom 20. Jan. aus Pilsen über diese Zusammenkunft. Er fügt hinzu, der Herzog habe den Obersten vorgehalten, daß, nachdem man ihm in seinen alten Tagen einen Despect widerfahren lassen wolle, er zu seiner Versicherung die Ordre habe geben müssen auf den Weißenberg zu marschiren — Illo und Terzka hätten in die Obersten gedrungen, mit dem Herzog ohne Vorbehalt leben und sterben zu wollen, der erstere habe erklärt: Der sei ein Schelm, der wider den Herzog wäre und ihm einen Defect widerfahren lasse.

dessen sich sichtlich beide Parteien zu bemächtigen suchten. Als der Oberst Buttler diesen Befehl empfing, sagte er zu seinem Feldkaplan Patricius Taaffe, der Befehl bestätige in ihm den Verdacht, den er von des Generalissimus Untreue schon geschöpft. „Ich glaube", fuhr er fort, „daß ich auf dem weißen Berge sterben werde, aber wenn ich, wie ich hoffe, mehrere redlich Gesinnte und von erprobter Treue finde, werde ich nicht ungerächt sterben; ja, ich glaube, daß der weiße Berg mit mehr Blut gefärbt sein wird, als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Friedrich." *)

So drängte sich Alles bereits zur blutigen Entscheidung hin, als Wallenstein noch mit derselben Verstellung sich an den Kaiser wandte, als sich dieser seit dem 24. Januar gegen ihn benommen. Am 20. Februar versammelte er noch einmal die Offiziere in Pilsen und sie wie er stellten einen Revers aus, in welchem sie erklärten, mit den frühern nichts Hochverrätherisches gegen Kaiser und Religion gemeint zu haben, er aber selbst jeden von der durch seinen Revers eingegangenen Verpflichtung frei sprach, im Falle er das geringste gegen den Kaiser unternehme. Zugleich sandte er zwei Boten an den Kaiser mit der Erklärung, er wolle das Commando niederlegen und sich mit 10 oder 20 Personen nach Danzig oder Hamburg zurückziehen. **)

---

*) Mailath a. a. O. S. 368.

**) Förster, Briefe Wallenstein's III, 1. Ab. Auch dieser Vorgang deutet darauf hin, daß die Klausel von des Kaisers Dienst von vornherein nicht in dem Reverse gestanden. Denn wäre das der Fall gewiesen, so konnten sich ja jetzt die Offiziere auf sie ganz einfach berufen.

Wie wenig es jedoch dem Herzog mit dieser Erklärung Ernst war, und wie er sie nur abgab, um Zeit zu gewinnen, geht ganz deutlich daraus hervor, daß einmal an demselben Tage Kinsky einen neuen Brief an den französischen Gesandten schickte, um Beschleunigung bittend; daß zum andern der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg am 21. Februar, also den Tag darauf, Pilsen verließ, um dem Herzoge Bernhard die Nachricht von dem Entschlusse Wallenstein's, sich vom Kaiser zu separiren, zu überbringen und um Succurs anzuhalten*); und daß endlich Wallenstein kurz vorher, wie schon bemerkt, an alle Obersten den Befehl erlassen hatte, mit ihren Truppen am 24. Februar auf dem weißen Berge in Prag einzutreffen.**) Jetzt aber, als er sich die Untreue seiner meisten Generale nicht mehr verhehlen konnte, brach er selbst am 22. Februar von Pilsen

*) Röse, Herzog Bernhard I, 270.

**) Am 22. Februar schrieb Illo an den Obersten Uhlefeldt: Ihro fürstlichen Gnaden Herr Generalissimus verlassen sich auf meinen Herrn, haben mir anempfolen selbigen zu berichten, daß sich ihre fürstlichen Gnaden mit theils Truppen nach Eger gewendet, allda sie auch die Ueberreste der Armee versammlen lassen. Piccolomini hat auf die Terzkischen Reuter getroffen, ist aber rebattirt worden, und im Fall mein Herr sich nicht getraut, mit seinem Regiment durch Böhmen sicher bis nach Eger zu kommen, so hat man sich allbereit so weit mit Herzog Bernhard verglichen, daß wenn mein Herr die Donau herauff passiren wollte, solcher Paß wird verstattet werden, vermainet aber der Herr derer Orten eine diversion neben den andern wohl intentionirten Regimentern und Hilfe der Pauern zu machen, steht solches alles meinem Herrn zu belieben." Förster III, 210. Auch dieser Brief deutet entschieden darauf hin, daß schon längst Verabredungen zwischen Wallenstein und Herzog Bernhard be-

nach Eger auf und langte daselbst am 24. Abends an: noch immer voll Hoffnung auf den Beistand Bernhard's oder des Markgrafen Christian von Brandenburg, an welchen er nach Kulmbach seinen Kanzler Elz zu diesem Zwecke gesandt hatte. Aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Ehe die Hilfe kam, in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar ward er von den Offizieren Buttler, Gordon, Leslie und Deveroux erschlagen.*)

Wenige Tage darauf, noch ehe sich die Nachricht von des Herzogs Ermordung allgemein verbreitet hatte, erhob sich wirklich ein Theil der kaiserlichen Truppen zu offnem Aufruhr. Am 2. März erklärte sich der Oberstlieutenant Freiberger mit dem Regiment Dragoner, das zu Troppau lag, auf öffentlichem Markte gegen den Kaiser und für den Herzog von Friedland, ließ diesem als erwähltem böhmischen Könige, sowie den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und den konföderirten Fürsten und Ständen den Eid der Treue von Truppen und Bürgerschaft leisten, zahlte den erstern einen monatlichen Sold aus und begann neue Regimenter zu werben. Aber nicht schnell genug von den Protestanten unterstützt, ward er von dem kaiserlichen General Götz eingeschlossen und zur Kapitulation gezwungen.**) Alle übrigen Truppen blieben ruhig; der Kaiser war wieder Herr seines Heeres.

---

standen, was ein von Mailath (III, 335) angeführtes Tagebuch des Johann Christoph von der Grün bestätigt, der damals bei Bernhard's Armee stand.

*) Ueber den Gang dieses letzten Akts der Katastrophe gibt Mailath III, S. 369 fg. interessante Details nach dem schon erwähnten Tagebuche des Patricius Taaffe.

**) Chemnitz II, 363. Khevenhiller XII. a. a.

Schluß.

Wir sahen: die Berichte der Schweden und Franzosen stimmen in der Hauptsache mit den Anklagen Sesyna's und Khevenhiller's überein; der Ausgang aller Unterhandlungen, die Wallenstein mit den Feinden des Kaisers seit der Lützner Schlacht im Geheimen geführt hatte, entsprach vollkommen ihrem Anfang; ein Gedanke, das Streben nach der Krone Böhmens ging durch alle diese Unterhandlungen hindurch, an allen Wendepunkten trat es uns entgegen, — — aus welchem Grunde sollen wir nun mit Förster diesem Allen eine künstliche Deutung geben, eine Deutung, die weder dem unmittelbaren Handeln des Herzogs und seinem Charakter, noch der ganzen Lage, in der er sich befand, der Richtung seiner ganzen Zeit entspricht? Im Gegentheil, Alles steht in vollster Uebereinstimmung, sobald wir jene Deutung Förster's fallen lassen. Ein Mann wie Wallenstein von Jugend auf war, den Ehrgeiz, Kraft und Glück zu der Würde eines deutschen Reichsfürsten emporgehoben hatten, von dem man schon zur Zeit des Regensburger Reichstages zweifelte, ob er dem Kaiser gehorchen werde — konnte seinen Sturz niemals vergessen. Da schienen ihm die Siege Gustav Adolf's, die ihn zum zweiten Male zum kaiserlichen Generalissimus machten, zugleich die Aussicht zu eröffnen, sein Glück fester als je zu begründen. Aber diese Aussichten realisirten sich nicht. Statt des Glücks traf ihn das Unglück. Ohne großes Resultat blieben seine Feldzüge; er sah sich in die kaiserlichen Erblande zurückgedrängt und fing selbst an dem Siege des Kaisers zu zweifeln an.

Mit diesem Zweifel aber erwacht auch die Sorge in Betreff seines fernern Schicksals. Er kennt die zahlreichen Feinde, die er am kaiserlichen Hofe von jeher hatte, er erinnert sich der frühern Undankbarkeit des Kaisers, es wird ihm ungewiß, ob dieser ihm selbst nach einem siegreichen Ausgang des Kampfes das als Belohnung verheißene Erbland einräumen werde, und er sieht solchergestalt das Ziel aller seiner Wünsche, aller seiner Anstrengungen und Opfer in immer weitere und dunklere Ferne gerückt. In dieser Lage erfaßt er den Gedanken, auch ohne den Kaiser durch sich selbst dies Ziel zu erreichen. Er beginnt die Unterhandlungen mit den Franzosen, den Schweden, mit Arnim, um sich die Wege offen zu halten, sich sicher zu stellen. Sein Wort an Arnim: er sei noch der Meinung, doch wolle er das bis zuletzt sparen, zeigt deutlich, was in ihm vorging. Er trug sich mit dem Gedanken des Abfalls vom Kaiser, ohne den bestimmten letzten Entschluß zu fassen; als Oxenstierna sich mistrauisch zeigte, als die Unterhandlungen nur langsam fortrückten, gab er den Gedanken nicht auf; wir wissen, daß er grade um die Zeit, als er Schweden und Sachsen wieder im Herbste 1633 mit den Waffen schlug, als die Unterhandlungen mit Feuquières völlig ruhten, einen Vertrauten nach Frankreich gesandt hatte, der mit dem Kardinal und dem König eine siebenstündige Unterredung hielt. *)

Grade dieses Zögern aber, diese zweideutige Stellung, die er zwischen dem Kaiser und dessen Feinden annahm, ward sein Verderben. Seine immer verdäch-

*) Bericht Richel's a. a. O.

tigen Schritte erweckten das Mistrauen des Hofes: das Mistrauen des Hofes trieb ihn wieder vorwärts: wechselseitig drängten sich beide zur letzten äußersten Entscheidung hin, und als nun die Verwickelung, zu welcher der Herzog immer den ersten Anlaß durch seine zweideutigen Handlungen gegeben, ihren Kulminationspunkt erreichte, da erfüllte sich, was Arnim wenige Monate vorher geweissagt hatte. „Nun wird es am meisten daran mangeln, daß keiner ist, der es ihm glaubet", hatte dieser im Herbste 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg geschrieben: Wallenstein fiel, als eben der Herzog Bernhard von Weimar vorsichtig zu seiner Rettung herbeizog: er fiel durch eigne Schuld.

Gewiß, die Art und Weise, in der Wallenstein fiel, ohne Urtheil und Recht wie vogelfrei erschlagen, bleibt stets eine Gewaltthat, ein politischer Mord! Ist es aber bis jetzt erwiesen, daß der Kaiser selbst den Befehl zu dieser Gewaltthat gegeben? Allerdings sprach schon Eggenberg am Anfange des Februar zu dem bairischen Agenten davon, „daß weniger Gefahr sei, den Friedländer gleich umzubringen als zu fangen."*) Und in ähnlicher Weise berichtete ein Agent des Mainzer Kurfürsten Anselm Kasimir diesem aus Wien unter dem 23. Februar: „Piccolomini, Gallas und Isolani haben Befehl, Friedtlandt womöglich entweder lebendig oder tod anhero zu pringen, wird derowegen stundlich der Verlauf dieser execution erwartet."**) Ja selbst Khevenhiller, der kaiserliche Historiograph spricht, sicher auf Grund der officiel-

*) A. a. O. S. 137.

**) Förster, Wallenstein's Briefe III, 252.

len Anklageschrift Wallenstein's, von einem geheimen Specialbefehl des Kaisers an Gallas, „sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit seinen vornehmsten Anhängern dem Illo und Terzka in gefänglicher Verhaft und an einen solch sichern Ort zu bringen, allda er gehort werden und sich über alles dieses genugsam defendiren und purgiren möge, oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen."

Allein weder dieser Specialbefehl ist bis jetzt in irgend einem Archive ermittelt worden, noch tritt in all den zahlreichen Briefen, welche über die Entwickelung dieser Katastrophe vorliegen, irgend eine Andeutung, eine Hinweisung auf einen solchen Befehl hervor. Im Gegentheil: die Patente des Kaisers vom 27. Januar und 18. Februar enthalten beide nur die Absetzungs- aber keineswegs eine Achtserklärung Wallenstein's.*) Die ganze Corresondenz der dem Kaiser treu gebliebnen Generale und Offiziere zeigt, daß ihre Absicht war, Wallenstein mit seinem Anhange aus Böhmen zu vertreiben: in Buttlers endlich und seiner Genossen ersten Berichten über die vollbrachte That wird auch nicht mit einer Sylbe eines Achtsdecrets oder gar eines solchen Specialbefehls des Kaisers erwähnt, auf welchen sie so natürlich sich bezogen hätten, wenn er irgend vorhanden und ihnen bekannt gewesen wäre. Zwar äußerte Piccolomini am 23. oder 24. Februar zu dem ihm zugesandten Feldkaplan Buttler's: „er hätte nie an dessen Treue gezweifelt, damit aber auch andere nicht daran

*) Schon in meiner frühern Abhandlung habe ich hierauf S. 66, 67 aufmerksam gemacht.

zweifeln könnten und er sich bei dem Kaiser in besondre Gunst setze, möge er Wallenstein lebendig oder todt zurückbringen." *) Aber der Kaplan konnte diese Aufforderung seinem Herrn nicht mehr hinterbringen. Buttler vollbrachte aus eignem freien Entschlusse die That, weil er, schon längst von den verrätherischen Planen Wallenstein's überzeugt, diese jetzt in Erfüllung gehen, die Schweden fast vor den Thoren und keinen sicherern Weg sah, dem Kaiser seine Treue, Truppen und Festung zu bewahren. **)

Hatte der Kaiser jenen Befehl, sich Wallenstein's lebendig oder todt zu bemächtigen, wirklich gegeben, oder nahm er hinterher nur die That auf sich? ***) Wir wis-

---

*) Mailath III, 379.

**) Caretto, Marchese de Grana schreibt unter dem 28. Februar aus Pilsen dem Kaiser: „Aus beiliegenden Manifesten oder Patenten, so beide redlichen Obersten Buttler und Cordon haben außgehen lassen, haben Ew. Kay. May. allergst. ursach zu nehmen, denen Potentaten undt Kay. Ministris überall in der ganzen weldt zu wissen zu machen, waß für eine Beschaffenheit die gnadt Gottes in straffung deren nunmehr umbkhommbenen Haubtverräther undt Rebellen gehabt habe, und wie Gott allein und dieser ehrlichen Offizier Treu dieß ohne Ew. Kay. May. allergnädigste Meinung oder bevehlig ins Werkh gesetzt haben." Förster, Briefe Wallenstein's III, 328. Dies Zeugniß ist von um so größerm Gewicht, als Caretto grade einer der vertrautesten Diener des Kaisers war.

***) Mailath hat diese letztere Ansicht neuerdings durchzuführen versucht. Seine Deduction stützt sich hauptsächlich auf ein Schreiben des römischen Königs an seinen Vater vom 5. September 1634, worin es heißt: „wegen des anhero zum Gutachten geschickten Manifestes über das friedländische Tradiment sei

sen es nicht. Wer aber kann dem Kaiser zum Vorwurf machen, daß er nach so vielen die Treue des Feldherrn in der That verdächtigenden Anzeichen, nach langem Berathen und Zögern, endlich sich entschloß, diesem das Commando zu nehmen? Er hielt diesen Entschluß, das Patent vom 24. Januar anfangs geheim, es ist wahr, und blieb mit dem Herzoge nach Unterzeichnung desselben in scheinbar freundlichem, täuschendem Briefverkehr: aber, war er damals schon der Armee versichert? Diese Armee war seine einzige, welche Mittel hatte er im Falle, daß sie abfiel, den Herzog zum Gehorsam zu zwingen? Gestehen wir offen: nicht ohne Grund glaubte sich der Kaiser in einer großen Gefahr; sollte er abwarten, bis sie hereinbrach?

---

er nebenst denen daher anwesenden Generalspersonen und Räthen in der gehorsamsten Meinung begriffen, daß vielleicht mehr rathsam, wider die executirten **proditoren** auch **sententiam post mortem** zu publiciren." Diese **sententia post mortem** sei dann, meint Mailath: die in das spätere Manifest eingeschobne Stelle von dem kaiserlichen Specialbefehl an Gallas, den Friedländer lebendig oder todt einzubringen. — Psychologisch ist ein solches Aufsichnehmen der geschehnen That von Seiten des Kaisers nicht unwahrscheinlich, aber es bleibt immer bedenklich, unter der **sententia post mortem** jenen Specialbefehl zu verstehen.

Aufenthalt in Paris im Jahre 1810.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Man sieht Paris nicht von weitem, man fährt auch nicht plötzlich hinein, sondern wird allmälig, nachdem die Gebäude der Landstraße, dann die Vorstädte uns gleichsam eingeleitet, ohne überraschenden Augenblick mitten in der Stadt gewahr, daß man wirklich in Paris ist. Ich dachte, es sollte noch erst recht kommen, als wir schon in den Hof des Hotel de l'Empire einfuhren, wo wir uns bestens aufgenommen fanden. Nach dem ersten Ausruhen und Erfrischen, wobei das Bad nicht fehlen durfte, machte ich mich alsbald auf den Weg, die Stadt etwas näher anzusehen. Sie machte mir keinen fremdartigen Eindruck, aber auch keinen gefälligen noch imponirenden, ich hatte schönere Straßen und Plätze, reichere Pracht, gedrängteres Menschengewühl gesehen, alles zusammen aber war doch größer und lebendiger, als jede der einzelnen Anschauungen, die ich zur Vergleichung herbeiziehen konnte. Mich überkam ein Gefühl von Zuhausesein, das mir behaglich war, und mit welchem ich ohne Scheu in das Labyrinth von Straßen schritt, durch das ich mich zu meinem Ziele hinfragte.

Mein erster Weg war nämlich zu Chamisso, den ich noch in Paris hoffte und auch glücklich fand. Seine Ueberraschung und Freude waren groß, er hatte keinen

Gedanken an mein Hierherkommen gehabt, und kein anderer Freund war ihm hier zur Seite. Mit ihm machte ich sogleich weitere Ausflüge, er kannte die Stadt und liebte sie, es war ihm ein Stolz, der Erste zu sein, der mich in ihren Merkwürdigkeiten herumführte. Die Hauptgebäude und Denkmale wurden angeschaut, die Boulevards, Quais, die öffentlichen Plätze, das Palais-Royal, der Garten der Tuileries wurden durchstrichen, und dann in erster Ungeduld dem Schatze der Antiken und Gemälde ein Blick gewidmet. Doch hier fanden wir uns gleich gefesselt, und wir gingen nicht so bald, als wir gemeint hatten. Wir fühlten, hier sei für uns eine große Hauptsache in Paris, ein Weltinteresse, welches mit Paris eigentlich nichts zu schaffen hatte, außer daß diese Stadt ihm zufällig jetzt den Boden lieh. Die starke Anziehung der gesammelten Kunstschätze empfanden wir jeden Tag, es verging selten einer, an dem wir nicht hier einsprachen. Da jene Zeit schon historisch geworden und seitdem große Veränderungen eingetreten sind, so werd' ich Stoff und Eindruck wohl am besten durch einen möglichst wörtlichen Auszug meiner damaligen Aufzeichnungen überliefern.

Der größte Theil dieser reichen Sammlungen, die unter dem Namen Musée Napoléon — des Kaisers Büste, kolossal in Erz nach Canova, prangt über dem äußern Eingang — hier vereinigt sind, ist aus Italien, Deutschland und Holland, einiges auch schon aus Spanien, hierhergekommen, als Raub oder Opfer des Kriegs. Wirklich ist auch der erste Eindruck, als stehe man vor einem Siegesdenkmal, als sehe man einen römischen Triumph hier abgelagert, denn mehr wegen des Ruhmes

als um der Kunst willen scheint alles angeordnet. Wie wenig diese unschätzbaren Werke ihrer selbst wegen beachtet werden, gibt sich in zahllosen Merkmalen kund. Der Regen ist vielfältig eingedrungen und hat manches Gemälde beschädigt, noch mehr aber ist dies durch Kalk und Staub geschehen, da die Bilder weder entfernt noch verhüllt wurden, wenn dicht neben ihnen Maurer und Zimmerleute zu thun hatten. Viele Tafeln haben von dem scharfen Luftzuge, der durch die dünnen Wände und schlechten Fenster überall durchdringt, Risse bekommen und die Farben sind hin und wieder abgesprungen. Ein nicht kleiner Theil ist beim Aufputzen verdorben worden, namentlich die berühmte Madonna della Sedia, welcher alle Farbenkraft entschwunden ist, und die von denen, welche sie früher gesehen, kaum noch erkannt wird. Ueber tausend Gemälde, darunter die größten und kostbarsten, stehen staubbedeckt zu Dutzenden übereinandergehäuft in einem Saale, wo rohe Handwerker ihre Arbeit aufsichtslos treiben, gesägt, gehobelt, geklopft, Leim, Kalk und Gestein gehandhabt wird, und wo täglich Tausende von Menschen durchgehen. Daß jedermann freien Zutritt in diese Säle hat, ist wohl schön und löblich; allein wenn Mittwochs und Sonnabends ganze Schaaren Pöbels, Fischweiber, Soldaten, Bauern in Holzschuhen, Sackträger, mit dem Hut auf dem Kopf und die Tabackspfeife in der Hand, unter gemeinen Scherzen und rohem Lachen, auch wohl Stößen und Drängen, zwischen den Geniuswerken sich herumtreiben, dann überfällt uns doch ein schmerzlicher Jammer und wir erkennen die Wahrheit des Dichterwortes:

Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

Damit keine Art von Vernachlässigung zurückbleibe, so hat Denon das Verzeichniß der Bilder abgefaßt, welches von Unwissenheit und Mißgriffen strotzt, und dabei den entschiedensten Anspruch auf ausgebreitete Gelehrsamkeit macht. Für ein Schaugepränge angehäufter Kriegsbeute mag dies alles genug sein, ein Kunstheiligthum darf höhere Sorgfalt und edlere Einrichtung fordern.

Von den neun zusammenhängenden Sälen, welche die lange Galerie des Louvre bilden, ist einer mit französischen, vier mit deutschen und niederländischen, und vier nebst einem großen Vorsaal mit italienischen Gemälden gefüllt. Die meisten der französischen Bilder sind immer in Frankreich gewesen, doch hat auch die Eroberung einige geliefert, z. B. die vier herrlichen Claude Lorrains aus Kassel, die jetzt aber nicht im Musée, sondern in Malmaison hängen; die niederländischen Bilder sind großentheils aus dem Haag, die deutschen aus Nürnberg, Augsburg, Wien, Kassel, Berlin, Potsdam, Danzig und andern Städten entführt, die italienischen aber aus ganz Italien zusammengeraubt, wo sie der Stolz und die Andacht der ganzen Nation, ja einzelne Bilder die Kleinodien ganzer Stadtgemeinden und andrer Körperschaften waren, an dem bestimmten Platze, für den der Maler sie gemalt, in der Mitte der Menschen, mit denen sie in nächster Beziehung standen. Mit welchem Gefühle von Schmerz und Trauer steht man vor diesen Bildern, wenn man die edle Einfalt und stille Größe der Deutschen, die mächtige Hohheit und berauschende Farbengluth der italienischen Bilder mit dem rohen Sinne dieser Menschen zusammenhält, die nur einen frechen Genuß der Eitelkeit,

ein gemeines Erstaunen dabei empfinden! Wahrlich, diese auserwählten Kinder göttlicher Kunst hätten nicht Unrecht, wenn sie ihre Lebensfarben in Todesblässe erlöschen ließen und in chemischer Zersetzung aus dieser Profanation sich retteten!

Diese Empfindung der Profanation drängte sich mir fast noch stärker bei den Werken antiker Skulptur auf, die das untere Geschoß des Musée füllen. Vielleicht ist unter allen Gegenständen, die man lieber nicht in Paris sähe, keiner, der durch diesen Aufenthalt mehr gedemüthigt, ja ich möchte sagen vernichtet wird, als diese höchsten Bildwerke der Alten. Die engen, schmuzigdüstern Räume, mit abscheulich bunten Decken voll allegorischer und mythologischer Malereien, das schlechte Licht, die bedachtlose Aufstellung der meisten Bildsäulen, alles vereinigt sich zu dem ungünstigsten Eindruck, der sich noch steigert, wenn auch hier an den öffentlichen Tagen das zahllose abgeschmackte Volk hereinstürzt und wie Gewürm unter den Göttern frech umherkriecht. Auch sind mir die Antiken nie so fremd gewesen, als grade in Paris. Ich erinnerte mich lebhaft der mächtigen Wirkung, mit der vor zwei Jahren in Dresden die erste Anschauung dieser Art mich aufregte, wie die Malerei mir gegen die Skulptur zurückstand, und wie besonders der Marmor als solcher mir so lieb wurde. Solche Wirkung erneuerte sich mir jetzt durchaus nicht! Vor dieser Fülle göttlichen Lebens, dessen bloße Ahnung in ungenügenden Beschreibungen und Abbildern mich oft in lichte Sehnsucht und unruhiges Entzücken aufgeregt hatte, vor diesem Apollo von Belvedere, der Venus von Medici, dem Laokoon und andern weltbe-

rühmten Statuen, deren bloßer Name schon die Brust in Schwingung setzt, mußt' ich hier so unfreudig, leidend, sinnarm und nüchtern dastehen, mit der strafenden Mahnung, daß es nicht an den Götterbildern, sondern nur an mir liege, wenn sie mich nicht begeistern. Ich kam mir selbst wie einer der Barbaren vor, die mich so sehr empörten. — Mit Chamisso, mit Bekker, mit Sieveking, mit Bartholdy bin ich fast jeden Tag in diesen Sälen umhergegangen, ohne für ihren Inhalt je die rechte Stimmung finden zu können, und ich hatte wenigstens die Beruhigung zu sehen, daß auch diese sehr Verschiedenen zu der großen Kunsterscheinung kaum mehr Sinn und Herz brachten, als ich selbst, und konnte weder Chamisso's verzerrter Kraftausdruck noch Bartholdy's ruhiges Kennerwort mich darüber täuschen; nur Bekker schien dieser antiken Welt durch Gemüth, Studien und Abgeschlossenheit doch näher als wir Andern, und sie ihm ergebener. Doch trotz der wenig entsprechenden Stimmung wirkte dennoch in einzelnen Momenten die volle Kraft der antiken Kunst. Der Apollo vor allen überwand jeden störenden Einfluß und seine Schönheit wie sein Zorn strahlten in Siegesglanz. Von Laokoon wandt' ich nach langem Betrachten den Blick nur ab, um mein Unvermögen zu beklagen, dies unergründliche Werk nach Gebühr in mich aufzunehmen. Weniger machte mir die berühmte Venus zu schaffen, sie schien keine Göttin hier, sondern ein freches Mädchen. Die herrliche Diana, die gewaltige Juno, die riesenhafte Muse, allen wurde die gebührende Huldigung. Aber nächst dem Apollo sprachen am mächtigsten die beiden kolossalen Flußgötter mich an, der Tiber und der

Nil, Werke von größter Schönheit und tiefstem Naturausdruck, an denen ich die Augen nicht ersättigen konnte.

Man erzählte, die Schönheit des Apollo habe den Sinn eines jungen Mädchens so befangen, daß sie ganz in seinen Anblick versunken sei, und, so lange es verstattet gewesen, vor der Bildsäule anbetend gekniet habe, ja zuletzt nicht mehr habe weichen, sondern Tag und Nacht verharren wollen, bis man sie mit Gewalt entfernt. Sie soll des Vertrauens gewesen sein, ihr inbrünstiges Lieben und Beten müsse endlich den Gott bewegen, daß er sie erhöre und lebendig aus dem Stein hervortrete. Chamisso liebte diese Geschichte besonders, und sagte mir auch, er würde sie in Versen bearbeiten, wenn nicht Helmina von Chézy darin ihm schon zuvorgekommen wäre.

Die Wirkung der Malerei, auch großartig und zauberisch in ihrer Weise, traf uns näher, sprach uns deutlicher an, als die geisterhaften, einer kaum noch zu fassenden Welt angehörigen und schon trümmerhaften Götterbilder. Auf der Galerie fanden wir uns bald behaglich und wie zu Hause. Wäre es auch nur zum Stelldichein für andre Ausflüge gewesen, fast jeden Morgen besucht' ich diese Säle, und vorzugsweise in dem letzten, bei den Raphaelen, konnt' ich gewiß sein, die Freunde zu finden, mit denen dann zu bleiben oder weiterzugehen war. Der Maler Unger kopirte die Madonna della Sedia, bei seiner Staffelei und seiner heitern Unterweisung verweilten wir gern, und technische und historische Notizen sind bei Betrachtung von Gemälden stets willkommen. Uebrigens aber war mein Sinn hier keineswegs auf Kunstgeschichte oder Bilder-

kennerei gerichtet, mein Aufenthalt, zwar unbestimmt, aber jedenfalls auf nur kurze Zeit beschränkt, meine Verhältnisse und selbst meine Neigung ließen solchem Zwecke nicht Raum. Ich wollte nur als Liebhaber das Herrlichste der Kunst genießen, und recht eigentlich das, was mir angenehm war, meinen Sinn und mein Gemüth am meisten ansprach, meinen Augen gefiel; die Urtheile der Kenner sollten mich dabei weder leiten noch irren. Ich befand mich bei dieser Maxime ganz wohl, hatte das Vergnügen, daß nicht selten mein Geschmack durch strenge Autoritäten bestätigt wurde, und daß auch meine Augen das Glück hatten, gleich zuerst auf das zu fallen, was sie dauernd anziehen durfte. So hatte ich mir aus der unermeßlichen Fülle gleich in den ersten Tagen eine Zahl von Lieblingen ausgesucht, die in der großen Galerie eine kleine mir eigengehörige bildeten und denen, mit wenigen Ausnahmen, ich bis an's Ende treu blieb. Von Raphael, der hier in vorher nie beisammen gewesenem Reichthum glänzte, war kein Stück ausgeschlossen, Leonardo da Vinci gab herrliche Beiträge, dann Giulio Romano, Tizian, Perugino, Guido Reni, Fra Bastiano, Fra Bartolomeo, Domenichino, Giorgione, Cristoforo Allori, Garofalo, weniger Correggio, Murillo, und am wenigsten sprachen mich die Carraccis an. Unter den Deutschen und Niederländern waren es Holbein, Dürer, van Dyk, Rembrandt, Ruysdael, der angebliche van Eyck aus Danzig, von den Franzosen neben Claude Lorrain nur noch Poussin und Lesueur, die mich festhielten. Einen eignen Schmerz hatte ich bei Rubens, ich erkannte seine Vorzüge, und durfte ihn nicht schelten, aber preisen konnt' ich ihn auch nicht.

Doch in dieser Auswahl, zu welcher auch Chamisso, Bekker und Uhland mehr oder minder sich bekannten, hatte ich noch wieder besondre Anlockungen, bei denen die malerischen Bezüge ganz in persönliche sich verloren. Zwei Bildnisse hatten mich gleich zuerst wunderbar getroffen, das eine die Mona Lisa von Leonardo da Vinci, dem Maler, dem vorzugsweise das Sittliche auszudrücken gelingt, das zweite die Johanna von Aragonien von Raphael, dem größten Darsteller der reinen Schönheit. An das letztere Bildniß fesselte mich ein eigner Reiz, ich wurde beim ersten Anblick überrascht durch die Aehnlichkeit, welche dasselbe mit der jüngsten Gräfin zu Bentheim hatte, und je länger ich hinsah, je mehr durfte ich glauben, daß es auch ihr Bild sei. Die Jetztlebende durfte sich rühmen, daß Raphael sie gemalt habe! Der Maler stand gleichsam in der Mitte zweier schönen Menschen, die durch Ort und Zeit weit auseinander, durch ihn aber verbunden waren, seine Tafel faßte als Doppelspiegel Vergangenheit und Zukunft. Dieses artige Bewandtniß gab mir folgende Zeilen ein:

Johanna von Aragonien. — Ihr Bild von Raphael. — Sophie Gräfin zu Bentheim.

Schönes Gebild, wettkämpfend erzeugt die Natur und die Kunst Dich.
Erst durch irdischen Tag schrittest als Lebende Du!
Dann schuf Raphael's Kunst von Dir ein unsterbliches Abbild;
Jetzt in derselben Gestalt wieder Du lebend erblühst!
Doch nun bleibt die Natur in dem Wettstreit Siegerin. Nochmals
Dich durch Kunst zu erneun fehlet ein Raphael stets.

Eine Madonna von Leonardo, eine Tochter des Herodias von Solari und ein kleiner Johannes von Luini,

beide letztere aus Leonardo's Schule, übten einen unergründlich lieblichen Reiz und zogen mich immer auf's neue an; deßgleichen, doch in entgegengesetzter schauerlich erhabener Weise, das Meisterwerk des Tizian, die Ermordung des heiligen Petrus von Mailand; eine Judith von Allori, in welcher der Maler seine Geliebte Mazzafirra, in der Magd die Mutter derselben, und in dem Holofernesḣaupte seine eignen Züge abgebildet hat, ergriff uns durch den tragischen Ausdruck dieser Andeutung, die, von Poesie strotzend, poetisch doch so nicht wiederzugeben war.

Ueber Raphael's Werke hatte ich vieles aufgezeichnet und manches nach meinen Kräften ausführlich zu erörtern versucht, doch das Bemühen, den Schwung der Begeisterung und das innige Entzücken auszusprechen, in welche sein Anschaun jedesmal versetzte, und die geheimen Bezüge zu erforschen, welche zwischen seiner Kunst und der menschlichen Seele walten, blieb ein völlig ungenügendes, und darf ich hier alles über ihn zu dem Ausspruche zusammenfassen, daß die Schönheit keiner höheren Darstellung fähig, der Mensch aber durch sie schon über sich selbst erhaben ist. —

Nicht der Ausländer allein, der Deutsche und Italiener, der Holländer und auch schon der Spanier, muß wehmüthig den Blick abwenden, wenn er in Paris die theuersten Denkmäler seiner vaterländischen Geschichte und Kunst erblickt: auch dem Franzosen selbst ist dieses traurige Gefühl bereitet, und auch ihm muß die glänzende Hauptstadt ein allverschlingendes Ungeheuer dünken.

Zwar ist die Anhäufung der Kunstschätze so groß, daß der Ueberfluß wieder ausströmt und in den Departementstädten Töchtermuseen errichtet werden, allein ihr ursprüngliches Besitzthum kehrt den beraubten Oertlichkeiten nicht zurück. Beim Eintritt in das Musée des monuments français drängt sich diese Betrachtung lebhaft auf. Das alte Frankreich war im Laufe der Jahrhunderte überreich geworden an Denkmalen und Kunstgebilden, wie theils andächtiger Sinn und fromme Liebe, theils prunkende Eitelkeit sie errichten, und Kirchen, Schlösser, Abteien, Marktplätze und Privathäuser dienten als Bewahrorte dieser öfters kaum über ihren nächsten Kreis hinaus bekannten Alterthümer. Wie reich außer der Hauptstadt auch die Provinzen in diesem Betreff waren, erkannte man erst recht, als es galt diese Gebilde zu zerstören, dem furchtbaren Gebote gemäß, welches der Nationalconvent hatte ergehen lassen. Nichts, was mit dem Königthum, der Geistlichkeit, dem Adel zusammenhing, durfte bestehen, die ganze Vorzeit sollte vernichtet werden. Groß war die Zahl der Zerstörer, unermüdlich ihr Eifer, und ihnen gelang ihr Werk nur allzusehr; aber Zeit und Kräfte langten gleichwohl nicht hin, manches Denkmal widerstand, manches wurde übersehen, viele litten nur Verletzungen. Schon während der Stürme, noch mehr aber, als diese nachzulassen anfingen, hatten einige wackre Männer, die es mit ihrem Lande wie mit der Kunst redlich meinten, sich im Stillen bemüht, solche Denkbilder zu retten, die halbzerstörten unterzubringen, die zusammengehörigen Stücke wieder zu vereinigen. Einer dieser Männer war Alexandre Lenoir, der um die Sammlung und Aufstel-

lung dieses Museums die größten Verdienste hat. Als die Macht wieder in mildern Händen ruhte, durfte man den Vorschlag wagen, das Gerettete öffentlich zu ehren, eine der Merkwürdigkeiten der Hauptstadt daraus zu machen, und das ehemalige Kloster des petits Augustins wurde zu dem Zweck eingerichtet. Hier sind nun staunenswürdige Prachtwerke zu sehen, besonders Grabmäler der Könige und Königinnen, Steingebilde, Glasmalereien, Säulen, Mosaiken, welche sämmtlich die französische Kunst früherer Jahrhunderte auf das höchste bewundern lassen. In der Anordnung ist die Folge der Jahrhunderte genau beobachtet, und den Eindruck zu erhöhen sind auch die verschiedenen Hallen, in welchen die Denkmäler stehen, diesen gemäß ausgestattet, Verzierungen, Fenster, Deckengewölbe, Fußböden, alles ist, soweit die Mittel ausreichen, aus demselben Jahrhundert. Man empfängt hier einen hohen Begriff von der französischen Bildhauerei der früheren Zeit, die Namen Jean Goujon und Germain Pilon reiht man sogleich willig denen der ersten Meister aller Zeiten an. Durchaus verschieden von der griechischen Kunst hatte diese einen eigenthümlichen, selbstständigen, in ihrer Art durchaus gerechtfertigten Karakter. Zunächst der Kirche angehörig, ist diese Skulptur wesentlich eine architektonische, alles in ihr strebt zum Gebäude, fügt ihm sich an. Etwas Ehrwürdiges und Feierliches spricht aus diesen Steinen, frommer Sinn, Kraft und Tüchtigkeit, Lebensernst und Todesschauer. Hier ist nicht sinnliche Schönheit der Zweck des Künstlers, er will tiefe Gedanken anregen, durch den Sinn das Gemüth fesseln. Unendliche Zierrathen und sorgsamste Künstlichkeit des Einzelnen zer-

streuen die Gesammtwirkung nicht, sondern erhöhen sie nur. Die drei Grabmäler aus der Abtei von Saint-Denys, nämlich Ludwig des Zwölften und Anna's von Bretagne, die Grabkapelle Franz des Ersten, und endlich das Grabmal der Valois gehören gewiß zu dem Merkwürdigsten, was in dieser Art zu sehen ist.

Zurückkommen aber muß ich auf den Eindruck des Ganzen, der wirklich nur der einer Merkwürdigkeit ist. Man meint, die Ueberbleibsel eines längst untergegangnen Volkes zu sehen, dessen Sprache uns fremd, dessen Glaube und Liebe uns gleichgültig, und dessen Geschlechter und Ruhm und Größe uns nichts mehr angehen. So haben wir Sammlungen ägyptischer Bildsäulen und Denksteine, Mumien ägyptischer Könige, als Zierden nordischer Hauptstädte, und niemand hat daran ein Aergerniß. Was aber soll ein Franzose hier empfinden, ein Franzose, der für seine Nation ein Herz und ein Gedächtniß hat! Die Grabmäler seiner Könige, seiner Helden und Staatsmänner sieht das noch lebende Volk aus seiner Geschichte herausgeworfen, aus dem Zusammenhange des Lebens und der Oertlichkeit gerissen, um sie in der Enge eines Museums zur Erinnerung des Gewesenen als einregistrirte Nummer zu besitzen! —

Ein großer Bilderschatz befindet sich im vormaligen Palast Luxemburg, jetzt Palast des Senats genannt, der sich darin zu versammeln pflegt. Maria von Medici hatte den Platz vom Herzog von Luxemburg gekauft, und dem schönen, großen Gebäude, welches sie hier, nach dem Vorbilde des Palastes Pitti in Florenz, durch den französischen Baumeister Debrosse aufführen ließ, verblieb daher jener Name. Rubens wurde von ihr beauf-

tragt, den neuen Palast mit Bildern auszuschmücken, und er malte die Begebenheiten ihres Lebens in einer Folge von vierundzwanzig Gemälden. Sie waren in der Revolution zerstreut worden, einige auf das Nationalmuseum gerathen, andre fehlten lange; jetzt ist die Reihe wieder vollständig hier vereinigt. Man hat sich in Lobeserhebungen dieser Bilder erschöpft, man hat sie das Gedicht von Rubens, Wallraff sie neulich ein Epos genannt. Ich will seine große Erfindungskraft, seine kühne Bewältigung des oft widerstehenden Stoffes, und seine freie, volle Ausführung dem Maler nicht ableugnen, und wer ihn studiren will, muß es gewiß vorzugsweise in diesen Bildern; aber gefallen haben sie mir nicht, sie ließen mich kalt, wie ein neulateinisches Gedicht, und mein früheres Urtheil über den außerordentlichen Mann konnten sie nicht ändern. Weit ansprechender waren mir in einem andern Saale die vierundzwanzig Gemälde von Lesueur, welche das Leben des heiligen Bruno und die Gründung des Karthäuserordens darstellen; sie wurden in den ersten Jahren Ludwigs des Sechzehnten den armen Karthäusern abgeschwatzt und in den Louvre gebracht, darauf noch viel herumgeschleppt, und sind nun sehr verdorben. Nach der rohen Kraft und Wirklichkeit des Rubens war es wohlthuend, bei dem frommen sanften Lesueur zu verweilen, ganz geeignet die Unruhe, welche jener aufgeregt hatte, zu beschwichtigen. Ein dritter Saal enthält die berühmte Marine von Vernet, fünfzehn Ansichten von französischen Seehäfen; dieser Maler ging auf Kraftblendung aus, und diese gelingt ihm auch; seine Nacht, sein Mondschein, sein Wasser haben eine heftige, aufdringliche

Natürlichkeit, die von der Natur sehr verschieden ist, den rohen Sinn aber mächtig trifft. Dies war genug, seinen Ruhm gewaltig auszubreiten, die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts wußten so gut zu posaunen, wie die heutigen. Chamfort erzählt, als Ludwig der Fünfzehnte sich von dem Maler Latour malen ließ, habe dieser den König unterhalten wollen und dabei sehr dreiste Bemerkungen gewagt, unter andern über den Verfall des Seewesens: „Eigentlich, Sire, haben Sie gar keine Marine!" worauf der König trocken erwiedert habe: „Was sagt Ihr da! Und Vernet? ist das nichts?" Er schob die gemalte vor, absichtslos witzig. Wir waren dies auch, — ich spreche in Chamisso's und meinem Namen — wir fanden die Seehäfen trocken und leer.

Auch ein Raphael und einiges von Tizian, Champagne, Ruysdael, Rembrandt, Ostade findet sich im Luxemburg, und man glaubt, diese Galerie solle noch sehr vergrößert werden. Nach solchem Vorgeschmacke mißfielen uns zwei Bilder von David über die Maßen. Brutus erschien uns ein wahrer Abscheu, der Schwur der Horatier, als ob er nach der französischen Bühne kopirt wäre. Das Geniale in David, die großartige feste Zeichnung und die kühne Gruppirung seiner Gestalten gab uns keine Befriedigung; seine Behandlung der Farben schien uns eine Mißhandlung derselben. Chamisso'n blutete das Herz, den Anführer und Stolz der neufranzösischen Schule verdammen zu müssen, aber unsere damaligen Standpunkte ließen es nicht anders zu. Wir waren freilich nicht reif, sein Verdienst einzusehen, welches von uns um so größer anzuerkennen wäre, je bestimmter die Meinung, daß vorzugsweise durch ihn

der deutsche Maler Schickh angeregt worden, und durch diesen die neuere deutsche Malerei überhaupt, sich aussprechen und befestigen dürfte. —

Wir besahen auch den Thronsaal, wo der Senat sich versammelt, öfters unter dem Vorsitz des Kaisers selbst. Eine schöne Treppe, mit Bildsäulen von Generalen und Rednern geschmückt, — Kleber, Hoche, Desaix, Mirabeau, Vergniaud u. s. w. — führt in eine Reihe prunkvoller Zimmer, die in jenen Saal enden. Ungeachtet der wirklichen Größe der Räume schien uns alles klein und eng, nur die eroberten österreichischen Fahnen, die hier an den Wänden prangen, machten einen eignen Eindruck, und erinnerten zu lebhaft an die Feindschaft der Machthaber, die jetzt Verwandte waren und Freunde vorstellten. Es war eben Sitzung gewesen; dem Throne des Kaisers gegenüber standen in Halbkreisen hinter einander die prächtigen Lehnstühle der Senatoren, wir setzten uns hinein und fanden sie noch warm, der Kastellan fand uns zu dreist, und wollte uns nicht gestatten, auch den Platz des Kaisers zu versuchen. Er hielt uns für vornehme Oesterreicher, und hätte uns sonst, wie er selbst sagte, nicht eingelassen. Schon die Schildwache unten hatte uns den Zugang wehren wollen, und uns hart angefahren, heute sei kein Tag für die Fremden. Wir ließen das gut sein, und fragten sie um Rath, wie wir es zu machen hätten, dennoch hinaufzukommen? Da gab sie uns gefälligen Bescheid, zeigte den Weg zum Kastellan, gab uns die beste Anleitung, was wir diesem sagen mußten; alles ohne Eigennutz, denn der Schildwache durfte nichts angeboten werden. Dieses plötzliche Umschlagen des Benehmens ist

allem untern Volke gemein, zu dem die Soldaten noch völlig gehören, doch von einer französischen Schildwache dieser Napoleonischen Zeit hätten wir es am wenigsten erwartet.

Einen neuen Anlaß, Gemälde zu beschauen und zu vergleichen, gab uns die Ausstellung bei Gelegenheit der Prix décennaux, welche der Kaiser für das Ausgezeichnetste und Beste, was seit zehn Jahren in Kunst und Wissenschaft erschienen war, freigebig ausgesetzt hatte. Die Franzosen waren von dieser Preisvertheilung außerordentlich angeregt, und hatten ein großes Wesen damit. Die große, durch alle Klassen dringende Theilnahme für diese Angelegenheiten zeugte vortheilhaft für die allgemeine Bildung. Die Urtheile der Preisrichter erfuhren scharfe Prüfung, und es wurden starke Einwendungen laut, aber daß auch der Kaiser mit manchen Preiszuerkennungen höchst unzufrieden war, machte bei der Menge, die sich immer freut, wenn der Macht ein Schach geboten wird, vieles wieder gut. Um die Litteratur, die ebenfalls ihre Preise empfing, kümmerten wir uns gar nicht; was war uns an Lemercier, Arnault, Jouy und andern solchen Leuten gelegen! Die Malerei jedoch drang uns zu stark in die Augen, um auch sie zu übersehen. Wer die Werke David's hier beisammen sah, mußte ihn denn doch für einen Meister halten. Die Arbeiten von Gérard und Guérin wurden sehr bewundert, in denen von Gros die kühne Größe, in Giraudet die Wärme der Auffassung anerkannt. Immer jedoch, nachdem wir diesen Bildern einige Zeit gewidmet, eilten wir den Sälen zu, wo Raphael und die andern Heroen unser harrten, und vergaßen bald, daß außer

dieser Kunst noch eine neuere bestehe und sich geltend machen wolle.

In den reichen Sälen des Musée d'artillerie, dieser prächtigen Sammlung alter Waffen, Rüstungen, Modelle und andrer künstlichen Seltenheiten und Alterthümer führte der Vorsteher selbst, Herr Regnier, uns dienstbeflissen umher. Als Mann von wissenschaftlichen Kenntnissen, mit den ihm anvertrauten Schätzen wohl vertraut, und auch durch eignen Erfindungsgeist ausgezeichnet, genoß er eines großen Ansehns, und der Kaiser, hieß es, halte gar viel auf ihn. Von seinen künstlichen Vorlegeschlössern war damals großer Lärm, alle Leute priesen die sinnreiche Erfindung, schafften solche Schlösser an, und auch wir kauften deren in verschiedener Größe. Starke Messingringe — vier, fünf bis acht — auf jedem das Alphabet eingegraben, drehten sich um eine Stahlwalze dichtgedrängt, und wichen nur dann von einander, wenn in einer bezeichneten Linie die Buchstaben das Wort bildeten, zu welchem die Ringe gestellt waren. Das Wort war unter tausenden beliebig zu wählen, und das gewählte blieb das Geheimniß des Besitzers; wer es nicht wußte, konnte sich jahrelang umsonst abmühen, unter den vielen möglichen Worten das rechte herauszuprobiren. Die Arbeit war vortrefflich, und Regnier auf diese fast mehr stolz, als auf die Erfindung selbst. Die letztere konnte ihm auch wirklich bestritten werden. Ich hatte eine dunkle Erinnerung, dergleichen schon gesehen zu haben. Meine deßfalls gewagte Andeutung wurde zwar mit Zorn und Bitterkeit abgewiesen, und war allerdings im Augenblicke nicht zu begründen; nach langen Jahren aber, als mir ein Buch

wieder in die Hände kam, das ich als Knabe oft und emsig durchgeblättert hatte, trat mir plötzlich das Regnier'sche Schloß vor die Augen! Das Buch heißt Silvestri a Petrasancta symbola heroica, ist in Amsterdam 1682 gedruckt und erläutert die S. 254 gegebene Abbildung mit den Worten: „Honorius de Bellis, serulae innexae orbibus volubilibus ac literatis circumscripsit hoc lemma: Sorte aut labore." Doch Zufall und Arbeit, welche hier noch als Mittel des Aufschließens gelten sollen, lagen in der neuen Kombination, bei der Unzahl der Fälle, schon außer Betracht, und die Sicherheit schien so groß, daß man sogar die Kouriertaschen auf solche Weise zu verschließen pflegte.

Die Kaiserliche Bibliothek ist ein geräumiges Gebäude in der Rue Richelieu, einer der belebtesten von Paris; der ununterbrochene Lärm des mannigfachen Verkehrs bildet einen unangenehmen Gegensatz mit den stillen Studien; außerdem droht die Nachbarschaft des gegenüberstehenden Opernhauses den Bücherschätzen immerfort Gefahr, denn kein Theatergebäude, sagt man, sterbe den Tod des Alters, im Feuer unterzugehen stehe jedem bevor. Der Kaiser beabsichtigt auch in der That, die Bibliothek an bessere Stätte zu verpflanzen. Der Zusammenhang des Louvre mit den Tuilerien soll, wie schon auf der Flußseite durch die Galerie du Louvre, so auch auf der Stadtseite durch eine solche Galerie zu Stande kommen. Diese neue Galerie soll eine Menge Sammlungen aufnehmen, die theils noch im Louvre, theils an andern Orten untergebracht sind, der Louvre selbst aber dann lediglich zu kaiserlichen und prinzlichen

Wohnungen und zur Aufnahme fremder Herrscher eingerichtet werden. Doch der zwischen dem Louvre und den Tuilerien dann eingeschlossene Raum ist zu groß, um leer bleiben zu können, er darf dies um so weniger, als unglücklicherweise die beiden Schlösser nicht in grader Richtung aufeinander stehen, wie denn der Triumphbogen des Karrusselplatzes mit dem Louvre einen mißfälligen Winkel macht. Dies zu verdecken und zugleich den großen Raum abzutheilen, ist ein ungeheures Quergebäude bestimmt, welches mit Ausschluß alles Holzes ganz von Stein und Eisen aufgeführt werden und künftig die Bibliothek feuerfest verwahren soll, sogar die Bücherbretter würden von Eisen sein, und der Bau selbst und die Einrichtung alles übertreffen, was in dieser Art je erdacht worden. Diese Angaben empfing ich aus dem Munde des Grafen von Metternich, dem sie der Kaiser am Vormittage im Gespräch mitgetheilt hatte. Zwar ist die Ausführung dieser kolossalen Arbeiten noch sehr im Weiten, ganze Straßen müssen erst abgetragen, ja der Louvre selbst erst vollendet werden; aber im Sinne Napoleons ist alles Gewollte schon fertig und seine Ungeduld eilt der Zeit so voran, daß er dem Louvre, an welchem noch stets gearbeitet wird, schon die Inschrift gegeben hat, durch ihn sei das Werk vollendet; eine Unwahrheit, die nach vieler Franzosen Meinung stets eine bleiben wird, denn der Louvre dürfe nie fertig werden! Die berühmte und wirklich schöne Säulenfaçade von Perrault rings um das Gebäude zu wiederholen, vor diesem Vorschlage schreckte doch selbst Napoleon zurück! — Noch jetzt, nach so vielen Jahren, ist die Bibliothek noch auf der alten Stelle. —

Für mich war natürlich hier nicht Studirenszeit, wie etwa für Bekker oder Uhland, aber ich hatte gleichwohl den reichsten Gewinn von diesen Schätzen. Die Handschriften, deren man über achtzigtausend zählte, zogen mich besonders an; die Gefälligkeit der Bibliothekare, der Herren Dutheil, Langlès, Dacier, Chézy und unseres lieben Landsmannes Hase, bestand jede Probe, sie ließen nicht nur das Gewünschte sogleich herbeischaffen, sie kamen den Wünschen zuvor und halfen nöthigenfalls dem Ungeübten. Auch hier wurde genug Siegesbeute vorgezeigt, aus Rom, Venedig, Wolfenbüttel, Wien, aus letzterm Orte besonders orientalische Handschriften, von denen die Doubletten für Wien zurückzuerlangen doch eben dem Herrn von Hammer geglückt war, der aus eignem Antrieb und auf eigne Kosten zu diesem Zwecke die Reise nach Paris unternommen hatte. Mich gingen Heinrichs des Vierten, Franz des Ersten und Ludwigs des Vierzehnten Briefe damals wenig an, historische Forschungen lagen mir fern, auch Fenelon's viel durchbessertes Manuskript des Telemach, die Turnierbücher des Grafen René von Provence, griechische und römische Autoren reizten meine Neigung nur flüchtig. Dagegen hatte ich die Manessische Sammlung der Minnesinger besonders liebgewonnen, und las viel darin, ja begann auch Lesarten auszuziehen, und dachte den Dichter Süßkind, „der Jud von Trimberg" genannt, einzeln zu bearbeiten, bis ich hörte, daß ein junger Gelehrte gründlich darüber her sei und jede vereinzelte Bemühung unnütz mache. Sieveking hatte mich auf einen Schatz, der uns Deutsche noch näher anging, aufmerksam gemacht, und ich widmete ihm fortan manche Stunde. Dies waren drei-

zehn Bände handschriftlicher Auszüge und Bemerkungen von Winckelmann, welche aus Rom hierher gebracht worden. Für die Kenntniß des Mannes, seiner Studien, seiner Hülfsmittel sind diese Schriften unschätzbar, wiewohl oft nur Auszüge aus gewöhnlichen Büchern, z. B. aus einer englischen Sprachlehre, die der große Mann anstatt für weniges Geld, das er nicht hatte, mit seinem kostbaren Fleiße sich hatte aneignen müssen; alles in der festen deutlichen Schrift, die ihm so förderlich war, denn für seinen Ruf nach Rom hatte der Umstand nicht wenig Bedeutung, daß, wie er in seinen Briefen sagt, seine griechische Hand dem Kardinal Passionei so sehr gefiel; und in der That ist grade sein Griechisch überaus anmuthig. Die ersten Entwürfe zu seiner Geschichte der Kunst des Alterthums sind hier aufbewahet, mit zahllosen Aenderungen, Herumwerfungen, so ist z. B. mehrmals zu der Beschreibung des Apollo von Belvedere angesetzt. Hiezu kommen angefangene Briefe, kleine Aufsätze, Bemerkungen und Berichtigungen, in kräftigen, oft ergötzlichen Ausdrücken, genug, eine Fundgrube von Zügen, die für die vertraute Kenntniß seiner Eigenart von Wichtigkeit sind. Diese Winckelmann'schen Bände gelangten nach dem zweiten Pariser Frieden, durch besondere Abkunft, auf die Königliche Bibliothek nach Berlin, wo sie jedenfalls am rechten Orte und besser als in Paris und Rom sind.

Im Gebäude der Bibliothek befinden sich noch andere Sammlungen, Münzen, Kameen und geschnittene Steine, Kupferstiche, ägyptische Alterthümer, römische, mittelalterliche. Dieses alles wurde nur flüchtig besehen, das Einzelne genauer in Betracht zu nehmen, war we-

der Zeit noch Lust vorhanden. Die Apotheose des Augustus, die größte Kamee, die man kennt, ein Sardonyx, den ein Graf Balduin von Flandern nach Frankreich gebracht haben soll, hielt doch unsere Blicke länger fest, ebenso der Stein mit Keilschrift aus Persepolis, die Isistafel, der sogenannte Schild des Hannibal, die Waffen Franz des Ersten und der Degen Heinrichs des Vierten. Ein eherner, halbzerbrochener Stuhl, der Sessel des Dagobert genannt, war uns durch seine Inschrift merkwürdig, sie heißt: „Ce fauteuil a été transporté à Boulogne pour la distribution des croix de la légion d'honneur, le 16. août 1804.“ Die Schauspielerei mit alten Dingen, welche Napoleon seinem Namen zu verknüpfen strebt, ist selbst den meisten Franzosen nur lächerlich; die Anspielungen auf Karl den Großen, die so mannigfach und beflissen ausgebreitet wurden, lieferten wenigstens noch einige Vergleichungspunkte, an denen sich die Einbildungskraft halten konnte; aber Napoleon und Dagobert, was haben diese zusammen? Auch soll die Wirkung sehr schlecht ausgefallen sein, die Soldaten haben über den alten Plunder nur gelacht, dessen Ursprung noch dazu sehr zweifelhaft ist; das Volk weiß von Dagobert nichts, als was das bekannte Lied Le grand roi Dagobert berichtet, und höchstens in diese Lächerlichkeiten, nicht aber in historische Beziehungen hat der Kaiser durch seine Posse sich verflochten.

Die Zusammenstellung Napoleons mit Karl dem Großen fanden wir auch bei Besichtigung der Kirche Notre-Dame aufdringlich dargeboten. In dem dortigen

Trésor werden Krone, Reichsapfel, Zepter und Gerichtshand Karls des Großen aufbewahrt, und gleich daneben die Kronen Napoleons und Josephinens. Die Krone Napoleons ist ein goldner Lorbeerkranz und äußerst geschmackvoll in ihrer Einfachheit; ihm lagen abwechselnd der römische Imperator im Sinn und der König von Frankreich, in jener Rolle traf er es glücklicher als in der letztern, seine Adler waren ein gutgewähltes Sinnbild, das nicht nur im Heere sogleich faßte, sondern auch vom Volke günstig angesehen wurde, dagegen ihn seine Hervorsuchung der Hofkleider aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt machte. Seine gekrönten und belorbeerten N und seine Bienen, die er überall mit Verschwendung anbringen ließ, besonders an den öffentlichen Orten, wo bisher die Zeichen und Sprüche der Freiheit gestanden, waren ein rohes Mittel, sich überall dem Sinn einzuprägen, aber für die Menge wohl zweckmäßig. Doch sahen wir noch an manchen Mauern vergessene Freiheitsmützen, und noch nicht abgekratzte Beischriften: „Liberté, Égalite", oder „République une et indivisible", denn auch die Republik hatte nicht versäumt, sich in solchen Zeichen überschwänglich darzustellen.

Da ich der Kirche Notre-Dame erwähnt, so will ich gleich anmerken, daß ihr Eindruck dem des Straßburger Münsters unendlich nachstehen mußte und auch das Besteigen der Thürme nicht sehr belohnend war. Für den Ueberblick von Paris ist die Aussicht von der Höhe des Montmartre sowohl jener von Notre-Dame, als der von der Höhe des Pantheon und der Säule des Platzes Vendôme weit vorzuziehen.

Die Vendôme-Säule ist ohne Zweifel das tüchtigste und eindrücklichste der von Napoleon errichteten Denkmale. Der Stil ist nicht neu, aber darum sicher, die Arbeit gewaltig und fast unzerstörbar, die Kunst in den Bildwerken, welche den Säulenschaft in fortlaufendem Band umwinden, erscheint wohl schwach und mangelhaft, aber schon diese Art der Umwindung kann künstlerisch nicht viel gelten, sondern ist gleichsam eine Nachgiebigkeit gegen das Geschichtliche, auch schwinden diese Bildwerke schnell in eine undeutliche Verzierung, und der Wirkung des Ganzen können sie wenig schaden, die kolossalen Verhältnisse sind hier die Hauptsache. Trotz dieser Verhältnisse wird das Aufsteigen im Innern des Schaftes doch etwas beklemmend. Uebrigens ist hier einmal durchaus Wahrheit, in dem Werke selbst und in seiner Bedeutung, ungeheure Kriegsthaten, vollständiger Sieg, entschiedene Feldherrngröße, erobertes Erz; hier ist kein falscher Aufputz, kein Trug, kein eitles Spiel. —

Wäre der Elephant auf dem Platze der ehmaligen Bastille fertig, mit den unendlichen Wassergüssen, die er sprudeln soll, so würde dies Denkmal wohl zunächst mit der Vendôme-Säule zu nennen sein. Auch hier ist dem reinen Kunstsinne nicht gehuldigt, es ist ein Element roher sinnlicher Kraft in dem Entwurf, das aber in Verbindung mit äußerer Größe und Gediegenheit unsern gemischten modernen Zuständen vielleicht besser ansteht, als die reinsten Schöpfungen der höchsten Kunst. Hier wäre neben den ungeheuern, in den kolossalen Thierkörper geformten Massen zugleich die überschwängliche, jeden Augenblick den Sinnen sich aufdrän-

gende Gemeinnützigkeit des größten und ergiebigsten Brunnens der Welt ein mächtiges Moment, das manchen sonstigen Tadel überfluthete.

Die lockenden Ausflüge in die Umgegend von Paris machte ich meist mit Bentheim, und andere Oesterreicher, und bisweilen aus Höflichkeit Franzosen, pflegten sich anzuschließen. Versailles, Trianon, Marly, Saint-Germain, Saint-Cloud, Sevres, Malmaison, auch Saint-Denys und Montmorenci, wurden besucht, die Schauplätze vergangner Pracht und Herrlichkeit, welche der Kaiser gern wieder in Zeugen seiner Macht und Größe verwandelt hätte. Doch nur in Saint-Cloud und Malmaison war ihm gelungen, das Interesse der Gegenwart über das der Vergangenheit zu erheben; die alten Königlichen Schlösser und Gärten sprachen noch immer nur ihre Zeit aus; das Leben, das hier Jahrhunderte hindurch auf und nieder gewogt, gestürmt, auch wohl geraset hatte, konnte auch noch in seinen Trümmern sich der Fülle und Bedeutung des heutigen kühn entgegenstellen. Die Anfänge der Revolution traten dem Beschauer besonders lebhaft aus diesen Oertlichkeiten hervor, die Wanderung durch das Schloß und den Park von Versailles wurde von selbst ein Geschichtslehrgang; die Kaiserlichen Diener, welche uns herumführten, brauchten das jedesmal Bemerkenswerthe nur zu nennen, der beredteste Vortrag hätte nicht mehr leisten können. Der Theatersaal im Schlosse zu Versailles stand noch eben-so da, wie er für die verhängnißvollen Feste der Gardes du Corps am 1. und 3. Oktober 1789 war eingerichtet

worden, nur hatte die lange Verwahrlosung und hin und wieder auch wohl Plünderung ihm allen Glanz genommen. Versailles wiederherzustellen, lag zwar im Plane des Kaisers, und mancherlei Arbeiten waren schon im Gange, doch sollen die Anschläge der Summen, welche man für dies Unternehmen nöthig erachtete, so erschreckend gewesen sein, daß man nicht zweifelte, Napoleon würde den Plan wieder aufgeben.

Nach Saint-Cloud führte uns auch öfters der Besuch des Theaters, zu welchem der Kaiser einladen ließ. Ich weiß keinen Theatergenuß mit diesem zu vergleichen; in den bequemsten elegantesten Logen hatten wir die kleine Bühne ganz nah, wo Talma, Mlle. Raucourt, Fleury, Mlle. Mars, Baptiste und noch viele Andere ihr Bestes thaten; wandte man den Blick von der Bühne, so hatte man auf der andern Seite eben so nah die Kaiserliche Loge, und rings umher allen Reichthum und Glanz des Hofes. In den Zwischenakten wurden Erfrischungen genossen und Gespräche geführt, und dieses Schauspiel der aufgeregten Prachtgesellschaft überbot noch allen Reiz der Bühne! Nie konnte man so lange und ungestört den Kaiser in der Nähe beobachten, nie die höchste Kunst Talma's so nah und scharf anschauen, wie an solchen Abenden.

Ueber Talma wäre ein ganzes Buch zu schreiben. Er ist unbestritten einer der größten Genien, seine Zeit und seine Nation weit überragend; wie der Dichter mit dem König, so geht auch der Künstler mit dem Helden, und Napoleon und Talma sind keine unziemliche Zusammenstellung. Die französische Bühne ist ein Wesen eigner Art, ein Gebild, aus den tiefsten Eigenschaften des

Volkes durch die Arbeit zweier Jahrhunderte mühsam hervorgearbeitet, der Stolz und die Freude dieses Volkes. Alles ist hier auf unwidersprochene Voraussetzung, auf verabredetes Zugeständniß gebaut, erst wer dazu eingestimmt hat, darf hier urtheilen. Mir war es schwer, ich gestehe es, mich in diese Zumuthung zu fügen, als es aber geschehen war, hatte ich den reichsten Gewinn. Was für diese Art der tragischen Kunst aus höherem deutschen Standpunkte zu sagen sein kann, hat Wilhelm von Humboldt in einem herrlichen Brief an Goethe scharfsinnig ausgesprochen.

In Malmaison konnte man nicht verweilen, ohne stets der Kaiserin Josephine zu gedenken, die hier ihre besten Tage gesehen hat. Selbst die herrliche Gemäldegalerie, lauter ausgewählte Meisterstücke, ganz ohne Beimischung von Mittelmäßigem, kann den Betrachter nicht so hinnehmen, daß er nicht unwillkürlich an die entfernte Besitzerin dieser Schätze gedenken müßte. Sie war schon abgereist, als ich nach Paris kam, und ich habe sie nie gesehen. Da sie jedoch in den Bildern jener Zeit kein gleichgültiges war, und sie mit unsern Beziehungen sehr, wenn auch nur als Widerspiel zusammenhing, so benutze ich die Gelegenheit, einige Züge zu ihrem Bilde von andrer Hand in diese Blätter aufzunehmen. Die nachfolgenden Worte sind aus den Tagebüchern eines Oesterreichers, der einige Monate früher nach Paris gekommen und vor meiner Ankunft wieder abgereist war.

„Diese arme Kaiserin Josephine hat sehr Recht, diesen Wohnort Malmaison leidenschaftlich zu lieben. Sie kam um die Mitte des Mai daselbst in aller Herrlichkeit

an, überfroh wieder dort zu sein. Als sie nach Navarra abreisen mußte, soll sie in Verzweiflung gewesen sein, und man will in Nanterre, als sie durchfuhr, gesehen haben, wie sie schluchzend das Gesicht in's Schnupftuch drückte. Man hatte ihre Abfahrt eilfertig, ja schonungslos angeordnet, ohne Garden, ohne ihre sonstige Umgebung, nur von Gendarmen begleitet; die Rückkehr war anständiger, und sie schien wohlzufrieden. Die Könige, die Königinnen, der Großherzog von Würzburg machen ihr öftere Besuche. Die Wege sind bedeckt mit sechsspännigen Kutschen, die gehen und kommen, mit Eilboten, Reitern u. s. w. Sie hat täglich zwanzig bis dreißig Personen zu Mittag, z. B. alle Talleyrand's, Madame Juste de Noailles; doch heißt es bei all dem, sie empfange nicht, und es werden ihr auch keine Fremden vorgestellt. Der Graf von Metternich besucht sie ebenfalls. Sie hat den Kaiser noch nicht wiedergesehen; wenn dieses geschehen ist, wird sie gleich nach Aix in Savoyen abreisen. Es werden Wetten gemacht, ob sie mit der Kaiserin Marie Louise vorher noch zusammenkommt oder nicht. Der Vicekönig Eugen und die Vicekönigin wohnen, glaub' ich, in Malmaison, auch die Prinzessin Stephanie, wenigstens war sie neulich dort. Eine gute Frau ist sie, diese Kaiserin, alle Leute bedauern sie, und niemand sagt Böses von ihr; sie hat niemals jemanden etwas zu Leid gethan; sehr leichtsinnig, keiner Beschäftigung fähig, außer etwas mit Botanik, gern den ganzen Tag von Leuten umgeben, von den Aeußerlichkeiten und dem Flitterglanze des Thrones befangen, prunkendes Erscheinen, Diamanten und Putz leidenschaftlich liebend, ohne besondern Geist, aber mit

Takt und Grazie ausgestattet, und daher im Stande, jedermann etwas Angenehmes und Schmeichelhaftes zu sagen, — findet sie sich jetzt unbeschäftigt und unglücklich dieserhalb. Madame d'Audenarde bekennt laut eine große Anhänglichkeit für sie, und kann nicht aufhören ihre ungemeine Güte, die schöne Art, wie sie ihr jetziges Loos erträgt, anzupreisen. Die Damen, welche sie weit zugänglicher und mittheilender fanden, als die jetzige Herrscherin ist, wünschen sie zurück, besonders solche, die, wie Mad. de Montmorency und Mad. de Mortemart, aus Rücksicht ihrer Namen, von Seiten einer Erzherzogin eine ganz andere Behandlung erwarteten, als ihnen zu Theil wurde; diese Weiber sind wüthend und schreien laut."

„Selbst jetzt, da die Kaiserin Josephine so zurückgezogen lebt, sieht man jeden Morgen — und ich glaube oft sogar zweimal täglich — auf dem Wege nach Malmaison das Kabriolet von Leroi, der sie frisirt. Dieser Leroi z. B. muß gegen die Nachfolgerin ergrimmt sein; Günstling bisher, Orakel des Hofes und der Stadt, bedeutend reich geworden durch seinen Putzhandel, mußte Leroi sich gegen die Schläge des Geschickes gesichert glauben. In den ersten Tagen der Heirath bringt er der neuen Kaiserin einige Kleider; sie findet sie zu sehr ausgeschnitten, — „Ach, Madame, wenn man einen so schönen Hals zu zeigen hat, muß man ihn nicht verhüllen", — sie klingelt: „Auf der Stelle hinaus mit dem Unverschämten, und daß er sich nie wieder vor mir blicken lasse!" Leroi, vom Donner gerührt, traut seinen Ohren nicht, und steht mit offnem Maule! er war bei der Andern etwas zu schmeicheln gewohnt und mit solchen Reden nie übel angekommen. Diese Ungnade

hat großen Lärm verursacht, doch hat die Kaiserin diesmal, finde ich, ausnehmend wohlgethan."

„Graf Fedor Golofffin hat die Dame von Malmaison seit ihrer Rückkehr noch nicht gesehen, obwohl Nachbar und Günstling; seine Faulheit schützt Unwohlsein vor; er wagte sich daher nicht in die Nähe des Schlosses, sondern wartete auf uns im Garten, während Flore und ich tapfer vorgingen und Mad. Audenarde zu sprechen verlangten. Ein Volk von Pagen, von Kammerherren, glaub' ich, von galonnirten Kammerdienern, von Basken, — denn die Kaiserin hat Basken, recht hübsch gekleidete und recht springerhaft aussehend — maßen und betrachteten uns eine Weile mit Staunen und führten uns dann in den Entresol, wo sie wohnt. Mad. Audenarde empfing uns mit offenen Armen, sie sieht wohl etwas verändert und gealtert, aber doch noch zum Verwundern gut aus. Sie fragte uns, ob wir die Galerie sehen möchten? wir wünschten es sehnlichst. Darauf ging sie hinunter und sagte zur Kaiserin: „Besuchen Ihro Majestät heute die Galerie?" — Ja, es sind viele Arbeiter dort und es werden Gemälde aufgehängt. Warum? — „In diesem Falle wage ich Ihro Majestät meine Bitte nicht zu sagen." — Was ist's denn? — „Die Fürstin * und der Graf ** sind bei mir, und ich hätte gewünscht, ihnen die Galerie zu zeigen." — Wohl, führen Sie sie hin, ich werde auch kommen. — Nun kam Mad. Audenarde uns zu holen, und wir gingen mit ihr hinab. Flore'n, trotz ihrer Neugier, schlug das Herz, und ich hatte kaum Zeit meine Kamaschen abzunehmen, und erschöpfte mich in Artigkeiten, und plötzlich stehen wir an der Thüre der Galerie und Nase ge-

gen Nase mit dieser Majestät, die mit reizender Anmuth auf uns zukommt, uns vortrefflich empfängt, und die Güte hat, selber uns herumzuführen und uns die schönsten Bilder zu zeigen, indem sie sagt: „Meine Galerie bedarf Ihrer Nachsicht, man arbeitet darin", und anderes der Art. Es ist nicht möglich, mehr Grazie und Liebenswürdigkeit zu haben, als sie dabei gezeigt. Nach einer Viertelstunde entfernte sie sich, und ließ uns von ihr bezaubert. Ich fand sie weit, aber weit bessern Aussehens, als ich erwartet hatte, und sehr angenehm, wohlgewachsen, einfach aber sehr gut gekleidet."

„Man kann kein schöneres Gemach sehen, als diese Galerie, sie ist so gut gebaut, so gut und einfach bemalt, mit so viel Geschmack, so vollkommen erhellt von oben, von so schönem Verhältniß! Die Gemälde sind nicht zahlreich, aber äußerst gewählt." — —

„Endlich kehrten wir zu Golofkin zurück, der mit großer Geduld auf uns gewartet hatte, und sich ungemein freute, daß unser Abentheuer so geglückt war. Die Wagen der Kaiserin waren vorgefahren; man kann nichts Leichteres und Zierlicheres sehen, ganz offne Kaleschen mit einem ungeheuern Sonnenschirm in der Mitte; so hübsche Pferde und Jokai's, genug alles von bestem Ansehn. Auf dem Heimwege begegneten wir der Königin von Neapel mit ihrem treuen Cavaliere servente dem Großherzog von Würzburg, der wie ein kleiner Knabe in sie verliebt sein soll; sie behandelt ihn sehr gut, aber ich glaube doch, daß ein großer fremder Minister glücklicher ist. Uebrigens ist dieser gute Großherzog geliebt und geachtet von der ganzen Familie und allen Leuten. Er ist der einzige deutsche Fürst, der noch

ein wenig Ansehn hat. Uns Oesterreicher behandelt er mit ausgezeichneter Artigkeit."

„Am 15. Juni ist die Kaiserin Josephine nach Aix in Savoyen abgereist. Der Kaiser hat sie nur noch Einmal gesehen, sagt man, und dabei zwei Stunden lang mit ihr in den Gärten von Malmaison gelustwandelt. — Er ist ihr noch so sehr zugethan, als er es überhaupt sein kann. Sie wollte zum Reisen den Namen einer Herzogin von Navarra annehmen, aber der Kaiser wollte es nicht, weil dies, sagte er ihr, nur den Schein vermehren würde, als gebühre ihr nicht mehr der Titel Kaiserin; sie möge lieber unter dem Namen Frau von Arberg reisen, was sie denn auch thut. Mad. d'Audenarde, Herr Pourtalès und noch ein Herr fahren mit ihr im Wagen."

So weit der österreichische Freund. In der That, die Kaiserin Josephine war allgemein beliebt, und in der Pariser Gesellschaft und selbst am Hofe ließ sie viele Anhänger zurück, die sich offen zu ihren Gunsten aussprachen. Jedoch die nächsten Anhänger Napoleons, besonders die noch der Revolutionsrichtung nicht ganz entsagt hatten, wollten behaupten, niemand habe ihm mehr geschadet, als diese Frau, sie habe ihn den Altadligen und diese ihm genähert, und die Anschließung an diese und an die alten Dynastien sei eine Trennung von der Nation, er werde es schon noch erfahren! Solcherlei hörte ich im Jahre 1810 bei Schlabrendorf von klugen Franzosen aussprechen.

Im Tuilerieengarten und auf den Boulevards welkte das Laub schon in der Mitte des Sommers, die Champs-

Elysées und das Bois de Boulogne hatten längst verzichtet Feld und Wald zu sein, wollte man freie Natur und frisches Grün, so mußte man in den Garten von Saint-Cloud oder nach Montmorenci fahren. An letzterm Orte war ich mehrmals, die Familie Fould hatte dort ein Landhaus, die Gräfin von Metternich liebte dort im Walde spaziren zu gehen, auch fuhr Fräulein Mendelssohn mit einigen ihrer Zöglinge bisweilen hieher. Wir machten dann schöne Eselritte, die Esel von Montmorenci waren unsre erklärten Lieblinge, denen man auch üble Launen gern nachsah, weil diese doch immer ergötzlich wurden. Aber Montmorenci hat einen andern Reiz: hier lebt auf allen Wegen und Stegen das Andenken von Jean Jacques Rousseau! —

Ueber Rousseau zu sprechen, ist jetzt eine schwere Aufgabe, da die Mehrzahl heutzutage seine Werke kaum noch kennt, und sich gewöhnt hat, mit seinem Namen ungeprüft die willkürlichsten Vorstellungen zu verbinden. Wer kann über ihn urtheilen, ohne genau das Lebensmeer, von dem er getragen wurde, und jede Strömung und Woge, die ihn ergriffen, zu kennen und ihre Wirkung zu würdigen? Und wer darf über ihn urtheilen, der nicht, bei der Kenntniß dieser Zustände, dennoch diese und alle Zeitumstände wieder zu vergessen vermag, um zu den lichten Höhen des freien Geistes mit ihm aufzusteigen? Denn Rousseau, wie tief verwickelt in die Aeußerlichkeiten seines Zeitalters und wie schnöde oft von ihnen beherrscht, lebte ein innres Leben aus den Urquellen des Daseins, stand im Bunde mit der frischen Natur, und fühlte sich selber als eine ganze Schöpfung. Da kommen die kleinen Leute, die von solchem Zusam-

menhange nichts ahnden, und suchen an Rousseau's Sonderbarkeiten sich zu ergötzen, beschuldigen ihn der Eitelkeit, und finden in dieser den Schlüssel seines Wesens, seiner Schriften, besonders der Confessions! Der Vorwurf der Eitelkeit ist wahrlich bei Rousseau am wenigsten statthaft, aber ich weiß wohl, er ist der allgemein angenommene, wie er denn in der That wohlfeil und bequem genug ist, — doch hat er auch seine verrätherische Tücke, und biegt sich wohl auf diejenigen zurück, die ihn so unbedacht gebrauchen. Wie über Rousseau zu urtheilen ist, das hat uns Fichte gezeigt; auf diesem Wege ist weiterzugehen, aber dieser Weg liegt seit langer Zeit öde, sowohl von Deutschen als von Franzosen unbetreten. Doch wird die Zeit kommen, wo auch Rousseau wieder in all seiner Geistesmacht erkannt und sein Verständniß den Herzen theuer sein wird! Einstweilen ist er mir ein Prüfstein für viele Menschen, für die ausgezeichnetsten und besten; denn wie jemand über Rousseau urtheilt, das giebt mir das entscheidende Maß, was ich im höchsten Sinne von dem Urtheilenden zu halten habe! Am häufigsten, und verzeihlichsten noch, ist die bloße Unwissenheit; wo aber eine nähere, freilich oft auch nur vermeinte, litterarische Kenntniß doch nur zu schiefen Ergebnissen und dürftiger Ansicht geführt, da weiß ich, mögen die Leute sonst noch so viel sein und leisten, von welchen Regionen sie für ewig ausgeschlossen sind! —

Für ein gemächliches, vergnügtes, mit allen Reizen und Befriedigungen geschmücktes Leben findet man schwerlich einen bessern Ort als Paris. Die allmächtige Hauptstadt zaubert das Ausgezeichnetste und Vorzüglichste jeder Art von allen Seiten her in ihren Kreis; alles was

die Bildung und Erfindungskraft, nicht nur des eignen sinnreich bemühten Volkes, sondern auch des Auslandes nah und fern, in irgend einer Kunst, in irgend einem Zweige des Lebens, hervorbringt, gehört ihr sogleich an, liefert ihr seine besten Leistungen, bietet ihr sich in genußfertigster Anwendung. Der ganze Handel von Paris besteht fast nur in Sachen des Wohllebens und Ueberflusses. Geschmack in Kleidung, in Geräthe und Wohnung, Glanz und Verzierung jeder Art, Schmuck des Leibes und der Seele, die Freuden der Tafel, Gespräch und Neuigkeit, die Künste des Schauspiels, der Musik, des Tanzes, jedes Talent und jede Geschicklichkeit, alles bemüht sich, mit regem Wetteifer und glänzendem Erfolg, um reiche Ausstattung des Pariser Lebens; der Koch, die Maitresse, der Lakai, der Schmeichler und Augendiener verstehen wohl nirgends ihr Fach besser, als grade hier; kurz, es steht alles hier, auch der Geist und das Wissen, zunächst im Dienste der ausgebildeten Sinnlichkeit. Mit klugem Verstande sind alle Einrichtungen auf die schnellste, wohlfeilste und anmuthigst-Befriedigung unzähliger Bedürfnisse berechnet; der unbedeutendsten Sache, der geringsten Verrichtung wird mit eigner Gewandtheit eine Art von zierlicher Wichtigkeit gegeben, ein Aufputz gefälliger Manier, die auch das Gemeinste nicht als gemein will erscheinen lassen. Man sieht es auch diesem Leben gleich an, daß ihm, dessen Ziel nur der Tag ist, Jahrhunderte im Rücken stehen. Nur eine lange Folge von Geschlechtern, stets erneut, bewegt und thätig in derselben Richtung, nur der unaufhörliche Wetteifer und die tausendfältige Durchkreuzung eitler Gefallsucht mit schmeichelnder Betrieb-

samkeit, thörichter Verschwendung mit klugem Eigennutz, nur der stete Zusammenfluß größter Laster und schönster Talente, konnten dieses Gebilde hervorbringen, das wirklich als ein abgerundetes Ganze erscheint, bis in das kleinste Geäder von demselben Stoffe gemacht, von demselben Geist erfüllt. Pracht und Aufwand mögen anderswo größer sein, Genuß und Schwelgerei sich kräftiger darstellen, aber gewiß hat nirgends die Annehmlichkeit des Lebens so auf alle Klassen sich ausgebreitet, so jede Geringfügigkeit der täglichen Begegnisse durchdrungen, so durch leichte Formen das eigne Bestehen gesichert. Klugheit und Feinheit erhöhen das Leben, aber sie mäßigen es auch, und das Oel der Höflichkeit schwimmt besänftigend und ausgleichend über allen Unebenheiten der erregten Wogen. In der That dünkt mich das Ganze des Pariser Lebens mehr darauf berechnet, in steter Wiederholung und reichem Wechsel von tausend Annehmlichkeiten gegen Langweile und Unlust gesichert zu sein, als in Tüchtigkeit und in Erfüllung eigentliches Glück und ächte hohe Freude zu empfinden. Nirgend scheint es so gleichgültig, ob man lange lebt oder kurz, als in Paris, denn zehn Jahre sind dort leicht wie eines, und eines wie zehn, in vergänglichem Wechsel vergißt man der Zeit, und für den, der sich nie besinnt und in sich selber zusammenfaßt, ist die vergangene völlig bedeutungslos.

Und dennoch ist dieser Ort vorzugsweise der Heerd, wo sich seit Jahrhunderten die größten Geschichtsbewegungen entzünden, wo die heftigsten Erschütterungen alltäglich sind, die stärksten Leidenschaften und Schicksale den Schauplatz füllen? Allerdings. Grade solch eine

gleichförmige, in allen ihren Bestandtheilen zusammenstimmende, nach derselben Richtung streichende und in den kleinsten Theilchen dieselbe Wirkung äußernde Masse ist das allerfähigste Werkzeug der That für die genialen Kräfte, die leitenden Talente, welche aus ihr emporsteigen. Dieser Boden ist immer elektrisch, die leisen Strömungen sind überall, sie wirken im gewöhnlichen Laufe nur sanft belebend, aber jede Faser giebt, auf Erfordern, augenblicklich ihren Beitrag zu den großen Gewittern, in welche die Anhäufung sich entladet.

Außer den vielfachen Gegenständen, die sich gewöhnlich hier vorfinden und drängen, und den Sinnen immerfort zu thun geben, verlangt und empfängt jeder Tag hier auch etwas Neues, das für den Augenblick eine Spannung erregt, gesehen und besprochen werden muß, und als eigentlicher Gegenstand des Tages gilt. Man kann auch um so eher lebhaften Antheil an diesen Neuheiten nehmen, da bei der großen Volksmenge und ihrer eifrigen Regsamkeit schon die bloße Zahl der Antheilnehmer auch dem Unbedeutendsten wirklich eine Art von Wichtigkeit giebt, und was vorher nichts war, nun in der That etwas wird. „La foule s'y est portée", las ich neulich im Moniteur, und der Ausdruck sagt allerdings viel. Könnte der Zufluß von Neuheiten einmal verstopft werden, und sollte der Pariser ohne sie leben, es wäre fast so schlimm, als wenn die Zufuhr von Lebensmitteln stockte, denn mit den alten Vorräthen käme man nicht weit. Die gewöhnlichen Reizungen können hier nicht genügen, um den zum Leben erforderlichen Grad der Erregung zu erhalten, so blasirt ist der Sinn des Parisers über alles, immer lauern dicht unter

der dünnen Schleierdecke des Vergnügens der Ueberdruß und die Langeweile.

Das Bedürfniß des Auffallenden und Eindringlichen zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Wer etwas zu verkaufen, seine Dienste anzubieten, etwas bekannt zu machen hat, muß zu den außerordentlichsten Mitteln greifen, um nur bemerkt zu werden. Lächerlich sind in diesem Betreff besonders die Aushängeschilder, die Anschlagzettel, die Inschriften, welche in den belebtern Straßen überall wuchern. Ungeheure Tafeln, riesige Buchstaben, von allen Gestalten und Richtungen, gedrückte, gedehnte, vorwärtsliegende, rückwärtsliegende, Bilder mit dem Anspruch auf schöne Malerei, andre fratzenhaft verzerrt, oftmals die Zeichen der Waare zahlreicher als die Waare selbst, alles um nur eben über Wasser zu bleiben. Die Vervielfältigung der Abbilder wird in manchen Fällen wahrhaft komisch. In der Rue Richelieu ging ich einst mit dem Ritter von Eskeles, der kürzlich von Wien gekommen war, und wiewohl selbst ein Großstädter, doch hier über vieles verwundert war. Ihm fiel besonders diese Verschwendung der Schildzeichen auf, er stand vor einem Laden still, betrachtete dessen äußere Ausstattung und sagte bedächtig, indem er mich am Arme faßte: „Wenn einer hat zu verkaufen Würst, sollt man denken, er wird heraushängen sechs Würst, — zwölf Würst — zwanzig Würst" — er hielt inne, dann, die bisher vor der Brust gespreizte Hand ausstreckend rief er mit einer Art Explosion: „Hundert Würst!" Und er hatte wahrlich ganz Recht, das Uebermaß war lächerlich, und nicht bloß bei den Würsten, die dem guten Eskeles so besonders aufgefallen waren. Aber die

Kaufleute nehmen gern eine Lächerlichkeit auf sich, ja sie ersinnen sie mit Fleiß, wenn es nur gelingt, den Zulauf damit zu locken. Bei den Tuilerien befindet sich ein Schnupftabacksladen, wo nicht nur Aushängeschilder, sondern die ganze Vorderwand des Gebäudes mit prächtigen lateinischen Sprüchen zum Eintreten auffordern. Ungemein ergötzlich ist im Palais-Royal die Inschrift eines Ladens, dessen Besitzer, ein Perückenmacher, auf mehreren großen und kleinen Tafeln sich selber dieses Denkmal gestiftet hat:

TELLIER
INVENTA EN L'AN DIX
LES PERUQUES ELASTIQUES
IMITANT LA CHAIR.

Welche Begebenheit! Und en l'an dix! Welcher Lapidarstil! — Ein Schulhalter lockt durch einen Vers aus Virgil an:

Disce, puer, virtutem ex me, verumque laborem.

Ein andrer Mann, der freilich nicht anlocken, sondern vielmehr abschrecken will, denkt seine Mauer durch die beleidigenden Worte zu schützen: „Ici pissent les cochons!“ ohne doch jemals einen Besucher in seinem Vorhaben irre zu machen. Ungemein erlustigte uns auch eine Tafel, die uns etwas näher anging; seit der Vermählung des Kaisers waren die Deutschen im Werthe gestiegen, man beachtete sie, man wünschte sie anzuziehen; ein verdorbener Garkoch glaubte den ächten Deutschheitsköder entdeckt zu haben, und an seiner schmutzigen engen Bude zwischen den Tuilerien und dem Louvre stand herrlich:

Hier Be Finden sich die Deuschen
vor das gud Saurgrauth.

Er hatte die Freude, daß neben den Handwerksburschen, die ihn besuchten, auch manche vornehme Deutsche bei ihm einblickten, und wenigstens ein Trinkgeld zurückließen.

Sie haben wohl Recht, die gewerbfleißigen Pariser, daß sie alles anwenden, einen wenn auch nur augenblicklichen Schwung zu erlangen, denn wer etwas Neues aufgebracht, wer von sich sprechen gemacht hat, ist seines Gewinnes sicher; ehe die ganze Masse der Neugierigen die Sache durchprobirt, die Täuschung eingesehen hat, ist das Glück schon ergiebig genug gewesen, und die üble Nachrede kann nicht mehr schaden. Ja es haftet selbst an dieser noch einige Ehre, denn es gilt für keine Kleinigkeit, die klugen, feinen Mitbürger insgesammt aufgeregt, beschäftigt und wohl gar genarrt zu haben.

Glück aber gehört hier mehr als anderswo zu jeder Unternehmung, ein günstiges Etwas, das sich selten voraussehen und noch seltner berechnen läßt; ein feiner Takt für das Oertliche, für Bedürfniß und Neigung mag wirksam dabei sein, ist aber für sich allein nicht hinlänglich. Und wunderbar, die Laune des eigensinnigsten Publikums, das sich in Widersetzlichkeit gegen jede Autorität recht eigentlich gefällt, erweist sich bisweilen von der verhaßtesten Seite abhängig! So ist auf dem Boulevard bei dem Théâtre des variétés ein schönes Haus und großer Garten, wo man Erfrischungen bekommt, das ehmals berühmte Frascati, welches der Glacier Carchi aufs geschmackvollste und angenehm eingerichtet hat, wo das vortrefflichste Gefrorne und die eleganteste Bedienung stets bereit ist, und wo sonst die Pariser vornehme und feine Welt im höchsten Putz jeden Abend versammelt war; dieser Ort ist jetzt ganz verlassen, nur

wir Freunde besuchen häufig die einsamen Räume, wo wir zwanglos und unbehorcht unsre traulichen Gespräche führen. Man sagt uns, der Kaiser sei an dieser Verödung schuld, er habe den Herzoginnen von Bassano und von Rovigo schmachvoll vorgeworfen, daß sie ihre Würde in solchen Wirthshäusern herumschleppten; gleich ihnen habe nun jedermann den Ort gemieden, und das große Publikum zog sich nach dem engen, geschmacklosen Jardin turc, wo ihm alles, was in Frascati vortrefflich ist, schlecht geboten wird. Carchi kündigte zwar zum Versuch eine neue Art Eis an, eine „invention nouvelle qui surprendra le public" heißt es auf den Anschlagzetteln, die Sache konnte Glück machen, ein günstiger Stern ihm den großen Haufen zurückführen, Frascati für ein halbes Jahr auf's neue beleben, allein die Menge biß nicht an, und Frascati blieb leer. Vielleicht hilft ihm eine noch viel geringere Kleinigkeit wieder auf, ein Zufall, oder eine Dummheit, der Mann verliert wenigstens den Muth noch nicht, und setzt mit großen Opfern die Einrichtung fort.

Der Einfluß des Kaisers ist sonst in dergleichen Dingen am wenigsten merkbar, und die Sitte und Geselligkeit unterwerfen sich seiner Herrschaft keineswegs, sondern folgen ihrem eignen Zuge, der sich nicht scheut, der höchsten Gewalt zu widersprechen. Wohin man blickt, wird man wohl an die Tagesgeschichte erinnert; hier ist ein café de Jéna, dort eines à l'archiduc Charles, au duc de l'Infantado; Namen der Straßen erinnern an Schlachten; Brücken, Brunnen, Triumphbogen verherrlichen den Sieger, dessen Namenszug und Wappen aller Orten vervielfältigt ist; die kleinen Theater geben

häufig Stücke, deren Stoff den neusten Ereignissen entnommen ist. Aber im Grunde nimmt der Pariser an den großen Begebenheiten, die nicht unter seinen Augen vorgehen, nur geringen Antheil; sie haben für ihn nur insofern Werth, als sie in seinen kleinen Kreis eingreifen, sich in Festen und Lustbarkeiten abspiegeln. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Gleichgültigkeit hier die Nachrichten von neuen Kriegserfolgen des Kaisers aufgenommen werden, als Zeitungsartikel sind sie dem Publikum allenfalls wichtig, nicht als wirkliche Ereignisse. Sogar für den französischen Ruhm ist man schon abgestumpft, „Nous en avons assez" hört man in hohen und niedern Kreisen. Vom Kaiser wird gleichwohl viel gesprochen, doch meist nur in Bezug auf das kleine Leben, auf die Anordnungen des Tages, die Feste, die Bauten, die Paraden, das Hofceremoniel, die Gunst oder Ungunst, in der einzelne Personen stehen, und anderes der Art; eine neue Uniform, die in den Straßen gesehen wird, ist den Parisern wichtiger, als ein Sieg in Spanien oder ein Gefecht in Calabrien. In den Provinzen soll dies anders sein, und dort Napoleon mehr in seinen Thaten geschaut werden und gelten. Darin kommen die meisten Stimmen überein, daß dennoch der stets erneuerte Glanz der Waffenerfolge für das Bestehen seiner Herrschaft unentbehrlich ist, und hauptsächlich durch diesen die Unternehmungen seiner innern Gegner gehemmt werden. Diese Gegner zerfallen in zwei Klassen, Freiheitsfreunde und Königsfreunde, deren jede in ihrer Art ihm bedeutend erscheint und furchtbar werden kann. Er wüthet gegen beide Partheien, und sucht auch aus beiden die Einzelnen zu gewinnen, was ihm auch

bisher merkwürdig genug gelungen ist, denn er hat die ärgsten Jakobiner in seinem Staatsdienst und die altadeligsten Emigrirten zu Höflingen. Aber beide sind ihm nur sicher unter der Bedingung andauernder Glückserfolge. Außerdem ist auf beiden Seiten ein starker Kern, der sich nicht gewinnen läßt, und gerade dadurch um so bedeutender und beunruhigender ist. Daß der Kaiser mehr den Faubourg Saint-Germain, wo die Altadeligen sitzen, fürchtet, als das eigentliche Volk, in welchem die Revolution noch ihre Nachschwingungen hat, dünkt dem Grafen von Schlabrendorf ein Irrthum, den einst Napoleon sehr kann zu büßen haben. Auffallend ist es mir, wie wenig der Kaiser im Volke gefürchtet wird; die meisten Leute haben Furchtbareres erlebt, als seine Herrschaft, und haben auch dies Furchtbarere plötzlich schwinden sehen, so daß ihnen keine Gewalt als entschieden befestigte vorkommt, sondern bloß als provisorische. Diese wird anerkannt für den Augenblick, aber nur soweit sie sich thatsächlich geltend macht, auf den guten Willen hat sie nicht zu rechnen. Zuverlässig ist noch viel Revolutionaires im Volke, Freiheit und Gleichheit sind noch immer nicht aufgegebene Voraussetzungen, die Jakobiner brüten im Stillen, und eifrige Anhänger der Republik finden sich überall, selbst unter den ersten Großen und Betitelten des Reichs. Freilich ist diese Meinung für jetzt ohne Bajonette und Kanonen, aber alle Macht in der Welt geht doch von der Meinung aus, und jene Werkzeuge fügen sich ihr zuerst. Man hat in Deutschland, wo man das französische Joch so schwer fühlt, kaum einen Begriff, wie wenig die Franzosen selbst unterjocht sind. Ich habe überall sehr frei sprechen

hören, doch freilich nicht auf offnem Markte, und auch hier ist in Gestalt des Witzes viel erlaubt. Das Volk selber ist nicht nur witzig, sondern auch gewitzigt und klug und fein von alter Zeit her, die Blendwerke und der Aufputz, durch die man auf dasselbe einzuwirken sucht, täuschen nur den rohen Haufen, und oft diesen kaum; man kennt die Leute, die jetzt etwas vorstellen wollen, aus früherer Zeit, man weiß, wie es mit ihnen ist, man lacht ihrer neuen Würden und Titel.

Ich gedenke mit besonderm Vergnügen eines Marktschreiers, den ich auf dem Boulevard einen kleinen Tisch mit Puppen aufstellen sah; nachdem ein armseliger Pagliasse durch schlechte Späße einige Leute herbeigezogen hatte, begann der Mann seine Rede. Seine Stimme klang ehern, seine Worte waren eindringlich, Haltung und Ton unverschämt erhaben und sicher. Er sprach mit Würde und Bedeutung von seiner Kunst — Flecken auszumachen, theilte die Flecken scharfsinnig in dreierlei Klassen, und handelte weitläufig in gelehrten Phrasen seine Mittel für jede Klasse der Flecken ab. Er versicherte stolz, er käme nicht jeden Tag auf den Boulevard, er habe zu Hause genug zu thun, allein aus Menschengefühl wolle er fernerhin zweimal die Woche öffentlich auftreten, weil sonst mancher Unglückliche nichts von ihm erführe. „Je pourrais aussi-bien qu' un autre, schloß er endlich, prendre le nom pompeux de professeur de physique amusante, mais un homme comme moi dédaigne un titre vain et barbare, qui ne se trouve pas même dans les dictionnaires." Seine Fleckkugeln kosteten das Stück zwei Sous, und er verkaufte deren viele, seine Rede hatte Vertrauen und Gunst er-

weckt. Ein paar Soldaten der kaiserlichen Garde traten heran; sogleich erwähnte er wie von ungefähr in seiner wiederbegonnenen Rede, daß ein ganzes Regiment sich seiner Kugeln mit Erfolg bedient und durch die Reinheit der Bekleidung den Beifall des Kaisers erworben habe; bei dem Namen des Kaisers zog er den Hut ehrfurchtsvoll ab, „car, messieurs, sagte er, quand on nommé sa majesté l'empereur il faut toujours ôter son chapeau.“ Aber niemand that es nach, im Gegentheil erklang ein Zischen, die Soldaten gingen lachend ab, und die bisher günstigen Zuhörer zerstreuten sich mißvergnügt.

Als entschiedene Männer des Widerspruchs gegen die herrschende Gewalt der Dinge nannte man unter andern den Senator Grafen Grégoire und den ehemaligen Kriegsminister und Direktor Carnot. Erstern sollte ich durch Schlabrendorf's Vermittlung kennen lernen, es gelang aber nicht; er war eben so rechtgläubiger Katholik als entschiedener Republikaner, aber als Jansenist vielen Katholiken verhaßt, und als Katholik vielen Republikanern. Der Senator- und Grafentitel that ihm keinen Schaden, man wußte, daß er sich daraus nichts machte. Mir war er noch besonders wichtig, weil er die Bürgerrechte der Juden stets eifrig vertheidigt hatte, jedoch war es mir nicht möglich, seine vier Jahre früher gedruckte Schrift De la régénération des juifs in Paris aufzutreiben, da der dortige Buchhandel sich auf Neuigkeiten beschränkte, und ältere Sachen dem Zufall überlassen blieben. Carnot's Bekanntschaft entging mir ebenfalls, ich hatte an ihn geschrieben, war aber schon abgereist, als seine Antwort eintraf, die mein Gesuch um ein Exemplar seines eben erschienenen Werkes De la

défense des places fortes, das ich übersetzen wollte, mit dem Bedauern ablehnte, die ganze Auflage gehöre dem Kaiser, der ihn zur Abfassung veranlaßt hatte. Die Annäherung, in Folge deren dieser Auftrag gekommen, ging von dem Kaiser aus; er hatte vernommen, Carnot habe durch falsche Spekulation gegen sechzigtausend Franken verloren, das heißt den größten Theil seines Vermögens, und sei in wahrer Dürftigkeit. Dies schien unglaublich, denn er beziehe ja, meinte Napoleon, als ehemaliger Minister ein Jahrgeld von zehntausend Franken. Carnot, wurde ihm erwidert, habe dieses Jahrgeld nie bekommen. Erfreut, den ihm abgeneigten, aber ehrenwerthen und wichtigen Mann verbinden zu können, befahl er augenblicklich die Auszahlung aller Rückstände und ernannte ihn zum Inspekteur der Festungen, in welcher Eigenschaft er alsbald obiges Werk herausgab. In der Vorrede sagte er, sein „Souverain" habe ihm den Auftrag dazu gegeben. Dieser Ausdruck machte die Leute stutzen, und ich habe große Streitigkeiten zwischen Franzosen darüber angehört, wiefern der Kaiser ihr Souverain heißen dürfte. Die Verneinung war fast allgemein, der Titel komme dem Kaiser nicht zu, wenn er auch gern von den Höflingen sich so nennen höre, und Carnot wurde sehr getadelt, wenn man ihm gleich nicht zutraute, eine Schmeichelei damit beabsichtigt zu haben. Aus allen solchen Zügen sieht man, daß Napoleon noch keineswegs unbedingt in Frankreich herrscht.

Napoleons wahres Bezwingungsmittel auch der Franzosen bleibt immer das Kriegsheer, in welchem allein die verschiedenen Partheien und Klassen wahrhaft verschmolzen werden. Man hat bemerkt, daß nur hier die

Royalisten wie die Republikaner sich einigermaßen in treue Anhänger des Kaisers verwandeln, welches im Hof- und Verwaltungsdienste keineswegs ebenso gelingt. Auch scheint Napoleon dies recht gut zu wissen, und sucht auf alle Weise den Soldatengeist in der Nation zu heben. Den Ehrenlegionsrittern schreibt er vor: „de préférer toujours la noble poussière des camps au vain luxe de la grande ville"; schöne, stolze Worte, denen nur sein eignes Beispiel oft in mißfälliger Art widerspricht, denn sein Hofprunk und seine Feste behalten immer etwas Plumpes, und aller Aufwand vermag nicht die feine Ueppigkeit ehemaliger Zeiten zurückzurufen. Auch ist ihm nichts schmeichelhafter, als Altadelige in seinem Hofdienste zu haben, die alten Namen klingen ihm angenehm in's Ohr. Der alte Name Hof dagegen bestach eine gute Anzahl von jenen, sie konnten dem Zauber nicht widerstehen; die kleine Beschämung suchen sie durch Selbstverspottung zu überwinden. Der Graf von Segur war Oberceremonienmeister geworden, sein Bruder unterzeichnete nun öfters: „Ségur, sans cérémonie"; aber dieser Bruder nahm auch Dienste und hatte mit dem Bühnenwesen zu thun. Eines Tages wohnte er einer Opernprobe bei, und Elleviou benahm sich gegen ihn sehr ungebärdig, worauf jener das Unziemliche zu rügen, die witzigste Wendung nahm: „Mais, mon cher Elleviou, sagte er ganz gelassen, vous oubliez tout-à-fait que depuis la révolution je suis devenu votre égal!" Dergleichen witzige Verknüpfungen, Widersprüche und Gegensätze bietet der Zustand der Dinge jedem Beobachter täglich in Menge an, es bedarf nur einer raschen Auffassung.

Die politische Beredsamkeit war zu jener Zeit in Frankreich verstummt, mir zum größten Bedauern, denn meine Jugend hatte deren Wiederhall mit Begeisterung vernommen. In Ermanglung der lebendigen sucht' ich wenigstens die durch Schrift bewahrte, und mir gelang die fünf Bände der Travaux de Mirabeau à l'Assemblée nationale aufzufinden. Die akademische Beredsamkeit, wie sie im Nationalinstitut nach den alten Mustern noch betrieben wurde, mit ihren zarten Feinheiten, leisen Kühnheiten, geschickten Verschweigungen, und allen Künsten literarischer Seiltänzerei, war mir ein Gräuel, und auch mancher ernste Franzose, der die Macht des Worts in ganz anderer Gestalt erlebt hatte, blickte darauf mit Verachtung. In Zeiten drückender Gewalt muß die wenige Freiheit wohl sich winden und drehen, und alle Hülfen hervorsuchen, die Feinheiten der Sprache, die dichterischen Formen, den Witz und die Laune; aber wo diese Geschicklichkeit überhand nimmt, wo sie fast die einzige Art wird, in der man sich aussprechen darf, da giebt sich kund, daß es mit dem öffentlichen Leben schlecht bestellt ist. Die Franzosen waren damals in dieser harten Klemme, und gewiß, sie haben viel gelernt in der großen Drangsal! Denn die reiche Beredsamkeit, die sich nach der Wiederkehr der Bourbons so mächtig entfaltete, und doch aus bestimmten engen Schranken nicht herausdurfte, kam großentheils aus der Schule der schwierigen Geschicklichkeiten, in welche alle Redemittheilung sich geflüchtet hatte.

Auch von der Beredsamkeit der Kanzel, in welcher die Franzosen ehemals die größten Muster gehabt, schien wenig mehr übrig zu sein. Ich hörte in der Kirche von

Saint-Roch eine Leichenrede auf eines der Opfer des Schwarzenbergischen Festes. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, der Prediger war gewiß unter den vorhandenen einer der besten, und strengte Geist und Stimme möglichst an, aber der Eindruck war gering, es war ein hohles pomphaftes Geschwätz, ohne leuchtenden Gedanken, ohne fromme Rührung. Wollten junge Geistliche für ihren Kanzelberuf rhetorische Studien machen, so gingen sie nicht in die Kirche, wo sich nichts Musterhaftes darbot, sondern in das Theater Français, und sahen den Hand- und Stimmbewegungen Talma's ab, was für ihren Gebrauch dienlich dünkte. —

Hingegen stand die gerichtliche Beredsamkeit noch in voller Kraft. Ihre ausgezeichnetsten Talente zu hören, gab ein wichtiger Prozeß Gelegenheit, an welchem ganz Paris lebhaften Antheil nahm. Die Gültigkeit eines bedeutenden Testaments wurde angefochten, und außer einem reichen Kaufherrn Tönniges aus Danzig, der aber schon in Paris einheimisch war, saßen zwei Notarien auf der Bank der Angeklagten, sie wurden alle drei beschuldigt, ein falsches Testament zu Gunsten des erstern und zum Schaden eines jungen Neffen des Erblassers geschmiedet zu haben. Der Neffe hatte große Verbindungen, der alte Kaufherr ebenfalls, die Lage der Dinge gestattete mancherlei Verdacht, und die öffentlichen Sitzungen des Gerichtshofes erregten die höchste Spannung. Der Präsident Hémart, welcher die Verhöre leitete, war derselbe, welchem früher die Untersuchung gegen den General Moreau war anvertraut worden, und der dessen Verurtheilung nicht ohne schlechte Ränke bewirkt hatte. Aus dieser Erinnerung war großer Haß gegen ihn rege,

er wußte es, und schien diesmal mit genauer Redlichkeit verfahren zu wollen. Aber sein Gesicht hatte einen bösen Ausdruck, der an die Blutmänner der Revolution erinnerte. Noch mehr mißfiel mir der kaiserliche Anwalt, der die Anklage mit hitzigem Eifer, ja mit Erbitterung verfolgte. Das Publikum theilte sich in zwei Partheien, und man stritt heftig für und wider. Der Kaiser hatte sich für die Anklage ausgesprochen, viele Stimmen sprachen ihm nach; aber weit mehrere erklärten sich in entgegengesetztem Sinn. Es waren offenbar Nachlässigkeiten bei Aufnahme des Testaments vorgefallen, aber solche, die bei gerichtlichen Handlungen häufig vorkommen, ohne böse Absicht und gewöhnlich auch ohne Folgen. Der kaiserliche Anwalt bot alles auf, die Schuld der Fälschung zu erweisen, allein die damals berühmtesten Sachwalter Chauveau-Lagarde und Bellart plaidirten für die Angeklagten; ihre Vorträge waren eindringlich und bezeugten eine große Meisterschaft, doch konnten sie die Freisprechung nicht erwirken; ebensowenig aber der kaiserliche Anwalt die strengste Verurtheilung, der Gerichtshof nahm einen Mittelweg, und nur die Notarien wurden weniger milde bestraft. Napoleon machte dem Präsidenten öffentliche Vorwürfe über seinen Mangel an Strenge, die Ehre der französischen Rechtspflege sei beschimpft, er habe sie mit Schmach bedeckt. Wie hart dem alten Graukopf der Zorn des Kaisers sein mochte, so gestand er doch, daß ihm die Meinung des Publikums noch schwerer gedrückt habe, und daß er hoffe, jetzt wenigstens etwas besser in derselben zu stehen.

Das tragische Feuerwerk, mit dem wir die Reihe der Vermählungsfeste geschlossen hatten, konnte durch seine furchtbaren Eindrücke nicht hindern, daß auch die Witzfeuer, welche neben jenen Festen reichlich aufgeflackert waren, noch häufig Anwendung und Beachtung fanden. Die verhallenden Klänge der Mißreden schlugen noch oft an unser Ohr, und wir hörten nur allzugern hin! Je strenger diese Art Aeußerungen verboten waren, desto größer war der Reiz, sie zu verbreiten. Vorzüglich sind die scharfen Calembourgs bekannt, mit denen der treffliche Schauspieler Brunet bei dieser Gelegenheit die Pariser belustigte. „L'empereur n'aime que Joséphine et la chasse!“ ist eines dieser kühnen Wortspiele; ferner, als in Saint-Cloud die bürgerliche Trauung nach dem Code stattfinden mußte, hieß es: „Jamais archiduchesse d'Autriche n'a fait un mariage civil.“ Das Stückchen, das Brunet vor dem Triumphbogen, auf welchem die Pferde aus Venedig an den noch leeren Siegeswagen gespannt stehen, emporzeigend ausgerufen habe: „Le char l'attend!“ mußte jedem Vorbeigehenden immer auf's neue einfallen. Fast jeden Abend im Théâtre des variétés nahm Brunet Gelegenheit, durch dergleichen Späße von der Bühne herab das nach solcher Würze begierige Publikum zu belustigen. Als die Sache zu arg wurde, ließ der Polizeipräfekt Graf Dubois ihn rufen, und gebot ihm mit harter Drohung, diese Richtung aufzugeben. „Mais que voulez-vous, que je fasse, versetzte Brunet mit kläglicher Stimme, c'est mon métier de faire des calembourgs, j'y gagne ma vie, voulez-vous donc que je scie du bois?“ Der Witz konnte durch wiederholte Gefängnißstrafe nicht ge-

brochen werden, wir sahen noch oft genug sein ungeschwächtes Hervorsprudeln.

Der merkwürdigste und schärfste Spott aber, der die Heirath getroffen, ist ohne Zweifel ein Poissardenlied, dessen ich schon früher erwähnt habe, das in hundert Abschriften verbreitet und von Tausenden auswendig gelernt war, dessen Verfasser jedoch, ungeachtet der Wuth Napoleons und aller möglichen Anstrengungen der Polizei, nicht ermittelt wurde; noch im September waren einige hundert Personen, die sich des Abschreibens oder Hersagens schuldig gemacht hatten, in Verhaft, aber alle Verhöre blieben fruchtlos, der Ursprung blieb unentdeckt. Ich theile das Lied hier mit, wie es mir eines Tages durch die kleine Post anonym zugekommen ist, es gewährt einen Blick in die Stimmung des Volkes, das die Verse, wenn auch nicht erzeugt, doch begierig aufgenommen hat.

Ah! l' biau mariage!

Air: Reçois dans ton galetas.

1.

C'est donc ben vrai qu' not' emp'reur
Épous' un' princess' d'Autriche;
Faut ben qu'un si grand seigneur
S'unisse avec queuq' zun d' riche,
Et pis c' t' homme a sa raison
Pour prend' un' femm' d' bonn' maison. (bis.)

2.

J'aurions ben gagé six francs
Qu'on n' li donn'rait pas c' te fille;
Car il était d' pis longtemps
Si mal avec la famille,
Qu' leur fit deux fois prend' par peur
Jacq' Délog' pour procureur.

3.

J' voyons des mariag' comm' ça
D' temps en temps à la Courtille;
Tout d' abord on ross' l' papa,
Pis on couch' avec la fille,
Et l' beaupèr' n'os' pas dir' non,
D' peur d'avoir z'encor l'ognon.

4.

Pour all'il s'est fait l'aut' jour
Peind'en bel habit d' dimanche,
Et des diamants tout autour,
Près d' sa figur' comm' ça tranche!
La p' tit' luronn', j'en somm' sûr,
Aim' mieux l' présent que l' futur.

5.

Ah! comm' all' va s'amuser
C' te princess' qui nous arrive!
Nous, j'allons boir' et danser,
N' s'enrouer à crier: Vive!
All s' ra l'idol' d' la nation
J' l'ons lu dans l' proclamation.

6.

Stapendant sur mon honneur
J' plaignons c' te pauv' Joséphine,
All' fait cont' fortun' bon coeur,
J' savons ben qu' ça la taquine,
L' métier li semblait si bon!
V' là qu'on lui fait vend' son fond.

7.

Mais ent' nous, tout son malheur
Vient d' n' êt' pas en état d' grâce;
J' somm' si content d' not' emp'reur,
Que j' voulons voir des chiens d' race;
J' d' vait pour êt sûr d' son fait,
Prend'un' fill' qu'en eut d' jà fait.

8.

D' ces deux rein' chacun' rendra
Tour-à-tour visit' à l'autre,
À la jeun' l' ancienn' dira:
„J'ai fait mon temps, fait' le vôtre;
Si vous n' travaillez pas mieux
À Malm'son y a plaç' pour deux."

9.

J' tâch'rons d' nous placer 'n grand jour
Pour ben voir les réjou'ssances;
D'pis qu' l'emp'reur chang' tout' sa cour,
J' n'y ons pas tant d' connaissances,
Mais j'esp'rons ben par bonheur,
Raccrocher queuqu' dam' d' honneur. —

In dem Metternich'schen Frühstückskreise war es immer sehr lebhaft, die Stammgäste fanden sich zahlreich genug, und Fremde wurden fast jeden Tag eingeführt. Der Graf von Metternich liebte gesellschaftliche Regung, und scheute sogar ernsthafte Erörterungen nicht, ja sogar manche politische Bemerkung, die er in seiner Stellung nicht gutheißen konnte, ließ er freisinnig mit hingehen, oder überhörte sie großmüthig. Eines Tages wurde das vermeintliche Recht des Nachdrucks besprochen, und ich enthielt mich nicht, dasselbe heftig zu bestreiten. Der Minister machte mir allerlei Einwendungen, von denen es zweifelhaft war, ob er sie ernstlich meinte, oder sie nur hinwarf, um sich an meinem Eifer zu ergötzen. Ich wurde von allen Seiten sehr gedrängt, und schloß zuletzt mit dem Zugeständnisse, daß der erweislich nicht gewinnsüchtige Nachdruck wohl zu gestatten, der gewinnsüchtige

aber ein Spitzbubenhandwerk sei. Bentheim machte mir große Vorwürfe, daß ich so dreist und stark meine Meinung behauptet, und meinte, ich würde wohl den guten Willen und die Freundlichkeit des wichtigsten Mannes der Monarchie verscherzt haben. Aber ganz und gar nicht! Beide schienen nur mehr noch als vorher mir gewährt, und gleich nach aufgehobener Tafel, als man sich in den Sälen zerstreute, hörte Bentheim mit Befriedigung, daß der Graf von Metternich einige meiner Worte wohlgefällig wiederholte.

Hier wurden gewöhnlich die Neuigkeiten des Tages ausgetauscht, die frisch angekommenen deutschen Blätter mitgetheilt. Ein Beiblatt des Oesterreichischen Beobachters, den damals noch Friedrich von Schlegel herausgab, Pilat aber schon als sein künftiges Eigenthum ansah, brachte uns das Gedicht Goethe's an die Kaiserin von Oesterreich bei ihrer Ankunft in Karlsbad, welches die mannigfachsten Urtheile hervorrief. Die Anerkennung, welche Goethe'n zu Theil wurde, hatte schon damals die Art angenommen, daß man im Ganzen ihn als den ersten Dichter pries, jedes neue Erzeugniß aber ansehen wollte, als sei es des großen Dichters nicht werth, und schmälere seinen Ruhm. Der Neid und die Verkleinerungssucht, welche am liebsten den ganzen Goethe hätten verwerfen mögen, aber zu feig hiezu waren, suchten hinter dieser allgemeinen Anerkennung mit ihrer Bosheit gegen das Einzelne desto sicherer Bahn zu finden; allein wo ich zugegen war, traf solches Bemühen jedesmal einen hartnäckigen Widersprecher, und auch jetzt wurde von mir jenes Gedicht gründlich durchgekämpft, wobei ich wiederum das Vergnügen hatte, daß der Graf von Metternich,

im Allgemeinen für Goethe nicht sehr eingenommen, für den besondern Fall mir größtentheils beistimmte.

Wir hatten hiedurch Anlaß gehabt, uns die hohen Eigenschaften der Kaiserin von Oesterreich, an welche das Gedicht gerichtet war, zu vergegenwärtigen. Auch die Königin Luise von Preußen in ihrer edlen Erscheinung, ihrem hohen Sinn und ihren Lebensgeschicken zu betrachten, gab uns die Nachricht ihres unerwarteten Todes die trauervolle Gelegenheit. Diese Nachricht machte in unserm Kreise einen erschütternden Eindruck; nicht die Preußen allein, auch die Oesterreicher und alle Deutschen fühlten den Verlust, der wirklich ein vaterländischer war. Alle deutschen Hoffnungen waren mit dem Namen der herrlichen, durch das Unglück geprüften und aus ihm geläutert hervorgegangenen, so schönen als muthigen Frau verknüpft, und die durch ihren Hingang in Preußen entstehende Lücke schien unersetzlich. Daß auch Napoleon über ihren Tod ernstlich betroffen geschienen, wie versichert wurde, dünkte den Meisten nur Verstellung, die er in den jetzigen Verhältnissen etwa für schicklich erachte, Andre sahen darin, wohl ebenso unrichtig, die strafende Erinnerung des verläumderischen Unglimpfs, den er einst gegen den Ruf dieser Fürstin auszuüben versucht hatte, ohne daß es ihm hatte gelingen können. —

Ich verstand mich damals schlecht auf die französischen Berühmtheiten und auf die Vortheile und Annehmlichkeiten großweltlicher Bekanntschaften überhaupt, denn ich ließ die Gelegenheit unbenutzt, welche sich hier täglich darbot, mit den namhaftesten Größen aller Art auf die günstigste Weise in persönliche Beziehung zu kommen. Generale, Minister, die höchsten Beamten des Hofes und

Staates, die angesehensten Gelehrten, alles strömte hier zusammen und bemühte sich den besten Eindruck zu machen. Nicht weniger als die Franzosen waren die Fremden beeifert, besonders die deutschen Diplomaten, in der österreichischen Gesellschaft gut aufgenommen zu sein. Von den Franzosen aber waren grade die, welche die meiste politische Geltung hatten, für mich vom geringsten Werth, diejenigen, welche ich zu sehen gewünscht hätte, sah man in diesen Kreisen nie. So kümmerten auch die deutschen Diplomaten mich gar wenig; der preußische Gesandte von Krusemark war mir bemerkenswerth durch die Unbeholfenheit, womit er seiner in der That mißlichen Stellung einen bessern Anschein zu geben suchte, ohne den geringsten Erfolg; nur der würtembergische Gesandte Graf von Zeppelin und seine schöne und liebenswürdige Gattin waren mir wegen rein menschlicher Beziehungen, die in ihrem Umgange anmuthig hervortraten, sehr schätzenswerth, und sind es mir im langen Laufe der Zeiten stets geblieben.

Werthvoller konnte mir keine Bekanntschaft sein, als die des Freiherrn Alexander von Humboldt. In den Metternich'schen Sälen sah ich ihn nur wie ein glänzendes, angestauntes Meteor vorüberschweben, und es gelang mir kaum, mich ihm vorzustellen und einige der Namen ihm zuzuflüstern, die mir ein nahes Recht auf seine Bekanntschaft gaben. Selten hat ein Mann so der allgemeinen Hochachtung, der Huldigung der verschiedensten Partheien, der Beeiferung aller Mächtigen genossen. Napoleon liebte ihn nicht, er war als ein feindenkender und in seiner Denkart nicht zu beugender Mann bekannt; aber der Kaiser und sein Hof und seine Staatsbehörden

verläugneten nie den Eindruck, den sie in der Person des kühnen Reisenden von der Macht der Wissenschaft und ihres nach allen Seiten ausstrahlenden Lichtes empfingen; die Gelehrten aller Nationen waren stolz auf ihren hohen Standesgenossen, die Deutschen insgesammt auf ihren Landsmann, und alle Freisinnigen auf den Gesinnungsverbündeten. Ein junger Freund führte mich später zu ihm, wir genossen mehrmals seiner lehrreichen Unterhaltung, besahen mancherlei mit ihm, unter andern den Jardin des plantes und die schöne Sammlung antiker und orientalischer in Gyps und Kork nachgebildeter Baudenkmale des Architekten Cassas. Auch der reichen und schönen Zeichnungen zu Humboldt's eignem Reisewerke wurden wir durch seine Güte früher als das Publikum ansichtig. Zugleich in wissenschaftlicher Thätigkeit und in großer Weltverbindung, in der einsamen Forschung und dem lebhaftesten Gesellschaftsgewirr immer sich selber gleich und selbstständig hervorzuragen, wie Humboldt, ist nur selten einem Manne verliehen worden, keiner aber ist mir vorgekommen, der dabei so beharrlich und gleichmäßig ein ganzes Leben hindurch für Menschenwohl mit reichstem Erfolge beeifert und bemüht gewesen. —

Nur einigemal erschien in diesem Kreise der Ritter von Eskeles mit seinem Begleiter Bartholdy. Mit wichtigen Finanzaufträgen von Wien nach Paris gesandt, erfuhr Eskeles hier von den Oesterreichern jede Förderung seines Geschäfts und jede persönliche Auszeichnung; der Fürst von Schwarzenberg und der Graf von Metternich bezeigten ihm die zarteste Aufmerksamkeit, luden ihn für immer zu ihren Gesellschaften ein. Doch die Gräfin von Metternich theilte dieses Benehmen nicht, sie war dem

Wiener Bankier nicht günstig, und übersah entweder seine Anwesenheit oder bemerkte sie mißfällig; Eskeles ließ sich das nicht weiter anfechten, unterdrückte jedoch einige Sarkasmen nicht, die zu beißend waren, um nicht wiedergesagt zu werden, und fühlte nachher wenig Beruf mehr einen Salon zu besuchen, wo jetzt die Reihe nicht an ihm war sich zu rächen.

Auch die Bekanntschaft des Doktor Gall machte ich bei der Frühstückstafel des Grafen von Metternich, der ihn eifrig beschützte, wie auch der Fürst von Schwarzenberg, und überhaupt alle Oesterreicher, die sich angelegen sein ließen, dem berühmten Landsmanne wenigstens im Auslande die Gunst und Berücksichtigung zu bezeigen, welche die Heimath ihm versagte, denn in Wien war ihm der Vortrag seiner Lehre verboten worden. Pilat führte mich ihm vor, und gab ihm auf, den Neuangekommenen, von dem er noch nichts wissen konnte, sogleich nach der Schädellehre zu untersuchen. Gall war etwas ungehalten über die Zumuthung, aber theils aus Nachgiebigkeit gegen Pilat, theils aus eigner Lust an seinem Treiben, warf er doch einen Blick auf meine Stirne und sagte vor sich hin: „Phantasie, Phantasie genug!" Und nach wiederholtem Blicke fügte er hinzu: „Auch Raufsinn, ja Raufsinn!" Pilat aber rief lustig aus: „Gall, das hättet Ihr nicht besser treffen können, seht nur, wie Ihr Eurer Kunst Ehre macht! Denn, der da vor Euch steht, ist Soldat und macht Verse!" Da erheiterte sich Gall's Gesicht, und er ließ sich nun willig auf weitere Bestimmungen ein. Pilat aber fand nöthig, mich wegen des Wortes „Raufsinn" zu verständigen, indem bei Gall jederlei Tapferkeit damit bezeichnet werde, seine grobe

und ungeeignete Terminologie sei leider ein Hauptgebrechen seiner Lehre, und setze diese mancher Lächerlichkeit und großen Mißverständnissen aus. Der von Gall über mich ertheilte Ausspruch wurde darauf mit vielem Gepränge wieder erzählt, und ich vielfältig als neues bestätigendes Beispiel der Richtigkeit des Systems angeführt, so daß mir der Urheber eine Art wohlwollender Aufmerksamkeit widmete.

Ich aber hatte nicht die geringste Neigung zu ihm, seine Lehre sprach mich nicht an, den begeisterten Anpreisungen derselben von Koreff hielt ich die höhern Naturansichten von Steffens und Harscher entgegen, und eines Tages gerieth ich über Steffens und seinen Werth mit Gall selbst in Streit, wobei seine plumpe, handwerksmäßige Auffassung wissenschaftlicher Gegenstände sogar den sonst unkundigsten Zuhörern auffiel. Diesen Streit, in welchem ich kein Haarbreit nachgab und auf dem scheinbar mir fremden Felde mich mit Erfolg behauptete, hat er mir nie verziehen, und wir begegneten einander fernerhin nur als Widersacher, oder doch mit entschiedener Kälte.

Dies hinderte nicht, daß er mir bei einer Gelegenheit ein Wort zuwendete, das mich in seiner Verbindung unendlich ergötzen mußte. Es war ebenfalls beim Frühstück des Grafen von Metternich, der Graf von Sternberg aus Prag war vor kurzem angekommen, und ich fand ihn und Gall in lebhaftem Gespräch über Religion, sie standen beide in schroffstem Gegensatze, und besonders Gall's Aeußerungen waren oft herb und schnöde, plötzlich aber vereinigten beide Männer sich sehr zufrieden in dem Satze, Religion sei doch nothwendig! — „denn, sagte

Sternberg sich zu Pilat wendend, was sollte am Ende aus der Welt werden, wenn nicht das gemeine Volk durch Religion noch einigermaßen gezügelt würde?" und „was wollten wir anfangen, sagte gleichzeitig Gall zu mir gewandt, wenn unsre Fürsten nicht durch Religion noch etwas in Furcht gehalten wären?" Zum Glück hörte keiner der beiden Streiter was der andere sagte, und nach wie verschiedenen Seiten ihre vermeinte Einigkeit auseinanderfuhr. Ich aber, der die Worte beider vernahm, hatte nun freilich einen Ueberfluß von Gründen, um nicht länger zweifeln zu dürfen, wie Religion doch nothwendig sei! —

Die Mittagsmahle bei dem Fürsten von Schwarzenberg — man speiste um 6 und auch wohl erst um 7 Uhr — waren prunkvoller und feierlicher, als die Metternich'schen Frühstücke, doch weniger fein und gewählt. Hier sah man häufig die französischen Großen, die Mitglieder der Diplomatie, die Vornehmen aller Länder, und selbst die Herrscher von einigen, mit Einem Worte, die ganze in Paris vereinigte große Welt. Waren einmal, was selten genug vorkam, nur Oesterreicher oder andre Deutsche zugegen, so herrschte die vertraulichste Mittheilung, der freieste Ton, man sprach deutsch, und die behaglichste Fröhlichkeit beherrschte den ganzen Kreis, der dann wirklich ein Familienkreis zu nennen war. Der edle Fürst, von Wohlwollen wahrhaft durchdrungen, die Fürstin, eine Frau von genialem Verstand und ächtem praktischen Freisinn, eifrig und antheilvoll, in Kenntnissen und Gedanken stets fortschreitend, von guter Laune

und sie auch in Andern weckend, dazu die herrlichen, in Gesundheit und Geistesfrische blühenden Kinder, und die treuergebenen, frohen Angehörigen und Freunde, — man konnte kein schöneres Bild deutscher Häuslichkeit sehen, alle Pracht und aller Stolz der Umgebung schwanden vor der edlen Einfachheit, für welche der Palast nicht mehr war als eine Hütte. Fand sich der Graf von Metternich ein, so verbreitete sich noch ein besondrer Geist in der Gesellschaft, dann konnte man nicht umhin, an witzigen Spielen Theil zu nehmen, die bisweilen zu ganzen Aufführungen wurden, deren Ergötzlichkeit auch diejenigen, welche sonst Mystifikationen nicht liebten, unwiderstehlich fortriß. Ein Teufelskerl von Franzos, den der Graf meisterhaft den Stocktauben spielen ließ, brachte solche Auftritte hervor, daß Brunet sie nicht besser hätte liefern, noch größern Beifall ärnten können! —

Ungeachtet dieser vielfachen Anziehung kam ich doch seltner zu diesen Mahlzeiten; sie waren mir zu spät und dauerten mir zu lange. Ich suchte lieber bei guter Zeit meine Freunde auf, und nachdem wir uns beliebig in der Stadt ergangen und nach allerlei Seiten umgethan, aßen wir dann im Palais-Royal, im Rocher de Cancale, in den Tuilerien bei Véry, oder abwechselnd bei Grignon und Beauvilliers, worauf uns noch ein gutes Stück Nachmittag und ein freier Abend blieb. So lange Chamisso noch in Paris war, hatte ich meine meisten Gänge mit diesem; er besaß die vortreffliche Eigenschaft, daß er sich an den Franzosen ergötzen und über sie lachen konnte, als wäre er selbst keiner. Das reizte zu mancher lustigen Reibung, die sich aber auch ungesucht einfand. Einst gingen wir zusammen im Garten des Palais-Royal

auf- und ab, ein junger Theaterdichter, den Chamisso kannte, gesellte sich zu uns, und in der großen Hitze wandelte uns die Lust Erdbeeren zu essen an. Ehe wir uns noch besinnen konnten, wo wir deren bekommen würden, erblickten wir sehr schöne am Fenster des Café de Valois. Wir traten sogleich ein, und forderten Erdbeeren, Wein und Zucker. Der Garçon brachte drei Gedecke, meinte die Erdbeeren sollten blos der Nachtisch eines tüchtigen Frühstücks sein, und wartete auf weitere Bestellungen; als er aber sah, daß die nicht erfolgten, ließ er sich's auch gefallen, und gab uns Erdbeeren. Das kleine Schautellerchen war bald leer, und wir forderten mehr, aber auch der neue Vorrath war schnell aufgezehrt, Chamisso verrichtete bei solchen Gelegenheiten große Thaten, und alle Augenblick hieß es wieder: „Garçon! des fraises.“ Endlich waren alle Tellerchen leer, und als wir auf's neue dem Garçon riefen: „Des fraises“, lief der Entsetzte hinaus zu seinem Herrn, und klagte mit Unwillen und Wehmuth: „Mon Dieu! ils demandent encore des fraises!“ Der Herr, wie ein Feldherr, der unerschüttert eine üble Meldung empfängt, erwiederte mit ernsthafter Würde: „Eh bien! on leur en apportera.“ Man holte deren von außerhalb. Wir lachten indeß wie die Kinder, und um dem Garçon eine Freude zu machen, bestellte ich mit unbefangenster Gelassenheit noch eine Portion, in Hoffnung, jetzt würde er endlich in Wuth gerathen und uns offen verwünschen. Dieser aber, mit dem Ausdrucke des Erstaunens, das sich im Unbegreiflichen zu fassen sucht, blickte uns durchdringend an, und sagte dann mit unnachahmlichem Tone: „J'y consens!“ Nur ein Pariser konnte in solcher Drangsal

dieses Wort und diesen Ton haben, so unwillig, persifflirend, und doch noch ehrerbietig: „J'y consens!“ Chamisso verglich es mit dem berühmten „Qu'il mourût“, und wiederholte es immerfort. Der Theaterdichter bekannte, das Wort habe dramatische Kraft, der Garçon sei ein verstecktes Talent, und wir endeten damit ihn zu bewundern und für seinen Aerger reichlich zu entschädigen. Aber „Des fraises!“ und „J'y consens!“ hallte seitdem noch oft unter uns nach. Chamisso war ein gefährlicher Umgang in Betreff solcher Späße, er machte sie nie, aber seine ungemeine Lust daran verlockte leicht, daß man sie ihm zu Gefallen that. Dasselbe war der Fall mit Bekker.

Ein kleines Begegniß gab uns ein neues Beispiel der Leichtigkeit und Witzlaune, mit denen der erste beste Franzose, wie man ihn zufällig auf der Straße traf, gleich auf alles einzugehen wußte. Ein Bekannter hatte mich aufdringlich mit einer Menge seiner Gedichte beschwert, und mit einer Menge von Lügen obendrein, die Gedichte waren jedes einzeln auf große schöne Bogen geschrieben, ich trug sie als Rolle in der Hand, und traf Bekker, der vom Museum kam. Die Rolle wurde geöffnet, wir lasen das erste Gedicht, es war schlecht, und im Uebermuthe ließ ich das Blatt auf die Erde fallen, so das zweite und dritte, bis zum letzten. Da kommt hinter uns ein feiner junger Mann, er hatte ein paar Blätter aufgerafft, reicht sie mir sauber dar und sagt, wir hätten das verloren, es freue ihn, es wiederzubringen. Ich rief ihm zu: „Quoi, monsieur, vous voulez nous forcer de reprendre ces méchants vers? Mon Dieu! il n'y a donc pas moyen de se défaire de cela!“

Kaum hatte ich gesprochen, so blitzte es durch die Gesichtszüge des jungen Franzosen, er hatte alles gleich gefaßt, nahm eine demüthige Miene an und sagte mit höflichster Bescheidenheit: „Oh! je vous fais mille excuses, monsieur! Veuillez être persuadé, que je n'ai pas eu de mauvaise intention.“ Nun warf ich sie auf's neue weg, sie trieben in einen Wasserpfuhl, aber ein Kerl sah das große weiße Papier und zog es heraus. „On vous les présentera encore une fois!“ sagte der artige Franzos, und wir liefen alle drei davon, als wäre ein wüthiger Hund hinter uns.

Der den Parisern eigne Witz und die Gabe, welche selbst die untersten Klassen haben, alles auf eine sinnreiche, feine Weise zu wenden, macht aber auch, daß sie sich für die ersten Menschen der Welt, für die klügsten und gebildetsten halten, und unbeschreiblich wohl mit sich selbst zufrieden sind; ihre Eitelkeit findet keine Lobsprüche zu groß, und preist mit unbefangener Offenheit die eignen Vorzüge. Ein garçon coiffeur im Hotel de l'Empire trat in den Dienst des russischen Botschafters Fürsten Kurakin, und als er mich zum letztenmal rasirte, zeigte er mir die schönsten Rasirmesser, die er für den Fürsten angekauft, „C'est déplorable, sagte er, comme la toilette du prince est mal fournie!“ Er that als ob er den Fürsten aus der größten Noth rettete, und schloß endlich: „Mais que voulez-vous? C'est un Russe, ça n'a point de goût, ça n'a rien!“ — Jedes Umherstreifen durch die Straßen, jedes zufällige Gespräch mit einem Kaufdiener, mit einer Höferin brachte uns ein artiges Geschichtchen irgend einer Art. —

Gleichwohl fand ich das Pariser Volk bei all seiner

Scherzlust doch im Ganzen traurig, und die Stadt schien mir wohl hie und da lustig, aber eigentlich ohne Freude. Ein alter Stamm ehrbarer und tüchtiger Bürger, wurde mir versichert, lebe hier ruhig fort, abgeschieden von der Leichtfertigkeit und den Lastern der großen Stadt, und in dieser Klasse finde sich wahres Wohlbehagen und ächte Freudigkeit, der wahre französische Volkskarakter, die levissima Gallorum ingenia, von denen Julius Cäsar spricht, durch gute Sitten und Herzlichkeit gemäßigt. Aber diese Klasse lebte für sich, und der Fremde kam nur selten mit ihr in Berührung. Was zunächst unserm Verkehr sich darbot, war keineswegs erfreulich. Man sagte uns, Paris sei überhaupt im Verfall, wir dürften aus dem, was wir vorfänden, nicht die früheren Zeiten beurtheilen. Die Volksmenge sei auf fünfmalhundert siebzigtausend Seelen herabgesunken, da man vor der Revolution gegen neunmalhunderttausend Einwohner gezählt, der Handel und die Gewerbe gingen schwach, und trotz der Ueppigkeit und Pracht, die man zur Schau trage, seien Noth und Bedrängniß allgemein. Auch die sonstige Liebenswürdigkeit der Franzosen, versicherte man, habe sehr gelitten, die zuvorkommende Artigkeit sei verschwunden, nur die Redensarten würden noch gebraucht, aber die Sache fehle; überhaupt scheine die ganze Nation bedroht, ihren Karakter zu ändern, die ewigen Kriege Napoleons trügen dazu bei, den Grund aber habe schon die Revolution und besonders die Schreckenszeit gelegt. Namentlich sei alle Blüthe der Geselligkeit, welche sonst der höchste Glanz und Ruhm von Paris gewesen, unwiederruflich zerstört.

Das Letztere bestätigte auch Chamisso; er selbst wußte

kein altfranzösisches Haus, wo er uns hätte einführen können. Im Faubourg Saint-Germain fing man erst an, wieder etwas zu Kräften zu kommen und sich einzurichten, außerdem war man vorsichtig, und hielt sich in engem Kreise. Die Großen und Reichen der Kaiserzeit machten ihre Vortheile geltend, aber es waren nur äußerliche, alles wahrhaft Feine und Vornehme fehlte. Ich hatte nicht die geringste Lust, mich in diesen leeren Prunk zu stürzen; die Pflichtbesuche, denen ich mich nicht entziehen konnte, hatten mich schon genug sehen und erkennen lassen, was auf diesem Boden zu gewinnen sein könne, nämlich nur Widerwillen und Langeweile.

Dabei gab es ohne Zweifel noch reizende Geselligkeit genug, und wer vom Glück einigermaßen begünstigt war, fand sich noch ein gutes Stück altes Paris in dem neuen wieder. Der Graf Fedor Golofkin z. B. lebte in solchem Ueberflusse geselliger Verhältnisse, daß er sagte, um ganz ohne Zwang in Paris zu sein, habe er sich mit etwa dreißig seiner besten Bekannten entzweien müssen, nun erst genieße er mit denen, die ihm geblieben, das ganze Vergnügen eines solchen Aufenthalts. Frau von Genlis unter andern sah immerfort einen Kreis feiner und ausgezeichneter Leute um sich, wenn auch mit geringen Mitteln. Auch manche Künstler und Gelehrte vereinigten glänzende Gesellschaft, und man rühmte sehr die Unterhaltung bei ihnen. Allein dies alles war doch sehr vereinzelt, war nur versuchsweise, und der Einfluß auf das Ganze sehr gering. Die Klage über Mangel an Geselligkeit und über Langeweile wurde in Paris überall gehört.

Für Einheimische und Fremde war glücklicherweise

die Zuflucht der Theater offen; doch war für mich deren Reiz nicht groß, und ich vertauschte selten ganz freiwillig das freie Himmelblau eines schönen Sommernachmittags mit der lampenerhellten Gruftenge schwieriger Logenplätze, wo man für einen ganzen Abend wie gefangen saß. Für das Trauerspiel und höhere Lustspiel kamen mir, wie schon erwähnt, die Aufführungen in Saint-Cloud zu Hülfe; die große Oper besuchte ich pflichtmäßig, und sah die Vestalin und den Triumph des Trajanus. Im Theatre Feydeau durfte die beliebte Cendrillon nicht verschmäht werden. Bei dieser Bühne war unstreitig Elleviou das merkwürdigste Talent. Am stärksten zog uns das Theatre des Variétés an, wo Brunet unser Liebling war. Das Vaudeville und andere kleinere Theater gewannen uns wenig Beifall ab. Lieber verweilten wir bei den kleinen Wanderbühnen auf den Boulevards, bei Polichinell und Bobèche, oder in dem festlich erleuchteten Garten von Tivoli bei den muntern kleinen Stücken, die im Freien aufgeführt wurden, bei den Schauspielern aus dem Stegreif und den Gesichterschneidern, wo doch wenigstens das ächt Volksthümliche hervortrat.

Die Vergnügungen in Tivoli dünkten mich im Kleinen das getreue Abbild des Pariser Lebens. Vom ersten Eintritt bis zur Abfahrt wurde man einer Folge von Ergötzlichkeiten gleichsam überliefert; jedes Winkelchen, jedes Zeitchen mußte seine besondre Unterhaltung anbieten, von dem prächtigsten Feuerwerk und der rauschenden Militairmusik bis zu kleinen optischen Spielereien und bescheidenem Gitarrensang war alles erschöpft; um nur jedem Augenblick einen Zeitvertreib anzuweisen.

Diese vervielfachten Anstalten und Einrichtungen, dieser Groß- und Kleinkram, diese Klaubereien des Vergnügens, was zeigen sie anders an, als daß es überall fehlt? Und in Wahrheit, ich habe in Tivoli kein fröhliches Gesicht gesehen, sondern überall nur den Ausdruck der Blasirtheit, der Enttäuschung, des quälenden Bedürfnisses, dem Gefühle der elendesten Nichtigkeit zu entfliehen, dem Tode, vielleicht dem Gewissen. —

Nach dem vielfachen Tagesgewirr, und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurden, oft auch schon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem artigen Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau von Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urtheil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt. Mit der Litteratur der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Theil auch der Italiener, war sie wohlvertraut, und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborne. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht fehlen, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Als Frau von Stael noch in Paris sein durfte, kam sie öfters zu Fräu-

lein Mendelssohn, eben so Benjamin Constant; Frau von Constant sah ich zuerst bei ihr. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu; Spontini saß hier ganze Abende mit uns im Mondschein, und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die „Vestalin" jüngst gewonnenen hinzufügen könnte, wenigstens schien er sehr zerstreut, und nahm an den Gesprächen wenig Theil. Frau von Pobeheim brachte den Dänen Heiberg mit, der durch Talleyrand im auswärtigen Ministerium angestellt worden war, aber Muße genug behielt, um vorzugsweise der Litteratur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, beide aus Berlin, sah ich hier zum erstenmal. Humboldt stand, wenn auch jetzt etwas entfernt, in bestem Andenken; Koreff und der Baron Drieberg erschienen seit einiger Zeit selten; desto häufiger der Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte, und noch jetzt ihr mit Neigung zugewandt war.

Hier fanden oft merkwürdige Unterhaltungen statt; die deutschen und französischen Ansichten, welche meist keine Vermittlung zuzulassen schienen, empfingen sie unerwartet durch die glückliche Uebersetzung, welche Fräulein Mendelssohn ihnen zu geben wußte, und wobei grade die Worte am wenigsten übersetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Presse befindlichen Buches der Frau von Stael über Deutschland im voraus erörtert, und ich erhielt darauf im tiefsten Vertrauen die Aushängebogen desselben ausgeliefert, die ich wohl mit Spannung, aber auch mit Mißbehagen und zum Theil mit Unwillen las, indem ich einseitig

und ungerecht nicht erwägen wollte, was und wie das Buch in Frankreich wirken müsse, sondern nur wiefern es für uns das Deutsche wiedergäbe. Bisweilen traten auch, wenn der Boden sicher war, die politischen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig, welche Kenntniß der geheimsten Verhältnisse und Thatsachen hier von stillen Privatpersonen oft überraschend dargelegt wurde, eine Kenntniß, nach welcher ich die Diplomaten nicht selten mit äußerster Anstrengung und doch vergebens jagen sah. Die nähern Ursachen der Entlassung Fouché's, die Ränke des nachher so berüchtigten Ouvrard und was sonst damit zusammenhing, alles wurde hier in größter Genauigkeit mitgetheilt. —

Lieber als die gesellschaftlichen Abende waren mir die einsamen, wo ich Fräulein Mendelssohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutscher Sprache nur deutsche Gegenstände besprochen wurden. Die Fenster ihres Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle milderte; hinter solchem Vorhange saßen wir auf dem niedrigen Fensterbrette bisweilen stundenlang, und riefen die theuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinsamen Freunde und Bekannte, deren sich immer mehr fanden, die uns liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst, und oft auch wurden die höchsten Anliegen des Menschen der Stoff unsrer Betrachtungen. Fräulein Mendelssohn huldigte durchaus der Vernunft, und wies alle andern Quellen der Erkenntniß entschieden zurück. Ihre Liebe zu Frau von Schlegel war getrübt, seit diese mit ihrem Manne katholisch geworden

war; sie hatte Rechenschaft über diesen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung, sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal war verbeten worden. Ich mußte genau erzählen, was ich von den Neubekehrten wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärung sich dafür annehmen ließe, denn daß ein Geist wie Friedrich von Schlegel sich blindlings dem Glauben der römischen Kirche ergeben könne, schien so wenig möglich, als ihm bloß irdische Triebfedern schuld zu geben.

Eine andre lebhafte Theilnahme zog unsre Blicke in den Kreis der Frau von Stael, die dreißig Lieues von Paris entfernt bleiben mußte, und mit ihrer Gesellschaft in Chaumont lebte. Auch hier waren manche Lebensräthsel aufgestellt, Gemüths- und Denkarten im Kampfe mit sich selbst und mit dem Schicksale zu betrachten. Madame Recamier, Matthieu von Montmorenci, Barante, August Wilhelm von Schlegel und Andere umgaben die berühmte Verbannte, welche durch den Druck ihres neuen Werkes in gespannter Thätigkeit und wegen der Hoffnungen und Besorgnisse, die sich mit der Herausgabe verbanden, in einer Art Lebenskrise war. Sie schmeichelte sich, der Erfolg ihre Buches könne ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erwirken; sorgsam entfernte sie alles, was dem Kaiser mißfällig sein könnte; andrerseits durfte sie doch nicht die Richtung und Art verläugnen, von welchen sie ihren Erfolg beim Publikum bedingt wußte. In diesen Aengsten sandte sie Botschaften über Botschaften nach Paris, auch Fräulein Men-

delssohn empfing Aufträge, wurde um Rath gefragt, um Auskunft ersucht. Seit auch Chamisso Paris verlassen und bei Frau von Stael eingekehrt war, empfing ich ebenfalls öftere Nachricht aus diesem Kreise. Die ganze Niederlassung mit ihrer litterarischen Thätigkeit, ihrem gesellschaftlichen Treiben, ihrem Ineinanderwirken, bildete einen Staat, in welchem Frau von Stael als das gebietende Haupt emporragte, und allerdings die größten Ansprüche machen durfte. Ihr Wesen, ihre Gaben und Verhältnisse gaben in der That unaufhörlichen Stoff der Frage, des Zweifels, der Untersuchung. Doch für Fräulein Mendelssohn war sie längst kein Räthsel, sie hatte, gleich Rahel, den Grund dieses Karakters klar aufgefaßt. Sie hielt sie für außerordentlich gut, aber ihren Geist bewunderte sie nicht; die großen Gaben der Diskussion und Rede und die Wirkungen derselben waren unläugbar, aber sie gewährten gleich dem aus ihnen hervorgegangenen Ruhm ihrem Herzen keine Befriedigung; sie suchte auch am liebsten auf dieses jene Wirkungen zurückzuführen, doch mit geringem Erfolg. Ihre Schriftstellerei, ihre politische Unruhe waren von Zeit und Umständen dargebotene Befehle, über deren Ungenügen die starkfühlende Frau sich doch nie täuschte.

Von solch ernsten Unterhaltungen ermahnt, daß besser als alles Grübeln und Streben in's Weite die unbefangne Hingebung an das nächste Leben selbst, wie es der Tag und Gelegenheit natürlich darbieten, uns beglückt und fördert, wandt' ich mit uralter Neigung mich fröhlich den Kindern zu. Ein französisches Kind, gutgeartet und wohlgezogen, hat einen besondern Reiz, alle Eigenschaften der Nation spielen schon in ihm, aber

als unschuldige Anfänge. Die kleinen Mädchen, die hier erzogen wurden, waren meist unter sieben Jahren, und standen im hellsten Glanze knospender Jugend; in den zarten Geschöpfen ließen sich dennoch die verschiedensten Anlagen deutlich unterscheiden. Eine Lolo Fould, schwarz, anmuthlos, unbeholfen, zeigte schon bei sechs Jahren einen unverkennbaren Karakter von Gutherzigkeit und Bestimmtheit. Die lebhafte Felicie Fauveau, in welcher man ein Abbild der belle jardinière des Raphael zu sehen glaubte, war das lieblichste Bild französischer Feinheit und Grazie. Als reinste Blüthe rosiger Kindheit erschien Rosa Potocka, eine kleine Polin von hinreißender Schönheit und Anmuth. In einer schon etwas größern Elise Tönniges aus Danzig erkannte man deutsche Karakterzüge. Mit diesen und andern Kindern stand ich im lebhaftesten Verkehr, bald sammelten sie sich zu mir um den Tisch, um meinem Ausschneiden zuzusehen, und die entstandenen Bildchen zu empfangen, bald spielten sie im Garten mit mir, unter Lachen und Necken, Laufen und Scherzen aller Art. Wenn ich in solchen Spielen Zeit und Stunde und allen andern Besuch vergessen hatte, und endlich zur Gesellschaft zurückgerufen wurde, mußt' ich gegen diese wohl einige Beschämung empfinden, in mir selbst aber sprach ein Bewußtsein, daß ich meine Zeit nicht besser hätte zubringen können. Ein Bewußtsein, das in Paris vielleicht mehr noch als an anderm Orte seinen Werth hat.

Wie gut es mir auch erging, wie mannigfache Anregung ich auch empfand, wie vieles ich anzuerkennen

und zu bewundern hatte, und wie sehr ich mein persönliches Loos als begünstigt preisen durfte, so muß ich doch sagen, daß der Aufenthalt im Ganzen mir keine Freude machte. Die ewige Zerstreuung, das stete Insichaufnehmen, ohne eigentliches Studiren oder gar selbstthätiges Bilden, das leichte Hinflattern der Tage ohne festes Ziel, ohne leitenden Gedanken, dies alles ermüdete mich bis zur tödtlichsten Langenweile, die dadurch nicht besser wurde, daß die ergötzlichsten Vorgänge und lebhaftesten Spannungen als Ausnahme darin mitwogten. Das Gewühl der Menschen machte mich nur traurig. Oftmals am Abend, wenn die Sonne zum Untergange sich neigte, vom Boulevard des Italiens ging ich den Weg nach der Porte Saint-Denys und Porte Saint-Martin hinauf, wo die Boulevards breiter werden, bis dahin, wo der Boden sich allmälich erhöht, dann stand ich still, sah zurück, und der goldene Sonnenschein lag vor mir ausgebreitet, und traf über die tiefer wühlenden Menschen hinweg in mein Auge. Die weite Strecke, nur endlich durch die Krümmung sich abschließend, fluthete in der buntesten Bewegung, die Menschen arbeiteten sich gleichgültig unter einander fort, jeder ernsthaft dem eignen Zwecke nachgehend, den ich bei den meisten nur als einen des Eigennutzes, der Selbstsucht, des Betrugs, der Hinterlist und Verführung voraussetzen mußte, und mich jammerte die große Menschenmasse, die mir nur in Versuchen zu leben befangen schien, ohne das Leben selbst je finden zu können. In diesem sonnenbeschienenen Gewühl sprach der wehmüthige Eindruck, den mir Paris machte, stets am lautesten; denn hier und auf den Quais dünkte

mich die Stadt am meisten sie selbst. Wenn ich dagegen in später Nacht diesen Weg ging und die dann menschenleeren Boulevards, in ihrer großen Weite vom Mondschein überdeckt, und dieser von ungeheuern Schatten durchschnitten, still und feierlich dalagen, dann glaubte ich frisches Leben um mich her zu fühlen, dann verschwand mir der Eindruck von Paris, und ein heimathlicher wehte mich an.

Die Sehnsucht nach Deutschland, nach deutschem Boden und deutschem Volke, verließ mich keinen Augenblick. Die deutschen Freunde theilten diese Empfindung, auch Schlabrendorf, nur meinte er, von Paris aus gesehen, erscheine das Vaterland eine Gesammtheit, käme man aber zum Rhein, so fände man nur Zerstückeltes, und fühle die Verlegenheit eines Menschen, der ein Christ sein möchte, aber dies nicht werden könne, sondern nur ein Katholik, ein Lutheraner, Reformirter, Herrnhuter u. s. w. Beispiele genug zeigten, daß Deutsche bei längerem Aufenthalt in Paris sich dort heimisch fühlten, und in ihrem Wesen dabei nicht beeinträchtigt wurden. Als solche wurden Leuchsenring und Oelsner angeführt, von denen ich den erstern nie und den andern erst viel später kennen lernte.

Ein heftiger Verdruß war es uns, daß eine neue Beschränkung des Bücherverkehrs mit Deutschland in diese Zeit fiel, die Verschärfung der Zensur in diesem Betreff ging von Napoleon selbst aus, und kam einem Verbote gleich. Wir hatten in deutschen Blättern die Ankündigung deutscher Bücher gelesen, und waren äußerst begierig, uns diese zu verschaffen; das nachgelassene Werk Johann von Müller's über die allgemeine Geschichte,

von dem man sich damals die höchste Vorstellung machte, Goethe's Farbenlehre, und so manches aus dem näheren Freundeskreise, weckte unsre ganze Sehnsucht, an solchen frischen Quellen uns zu laben. Doch der Buchhändler Schöll erklärte, selbst im Falle diese Bücher erlaubt würden, könne er sie vor einem halben Jahre nicht liefern, er bot uns dafür alten Plunder an, und selbst französischen, den er die Dreistigkeit hatte, weit über alles zu stellen, was Deutschland hervorbrächte. Wir verwünschten ihn und den Kaiser, und betraten seinen Buchladen nie wieder. —

Es hatten mich während meines ganzen Aufenthalts immerfort eine Unruhe und Sorge bedrängt, die endlich zur wahren Angst wurde. Seit Prag war ich ohne Nachrichten von Rahel, meine Briefe waren ohne Antwort geblieben. Alle Briefe waren unsicher, theuer, sogar gefahrvoll, man schrieb ungern und selten; auch hatte Rahel nach Töplitz reisen wollen, vielleicht wurden ihr dahin keine Briefe nachgeschickt, vielleicht wollte sie von dort nicht antworten, und meiner stets nah verkündigten Rückkehr harren; dies alles bedacht' ich mir, und suchte meine Besorgnisse zu beschwichtigen, allein es gelang mir keineswegs. Von den Freunden Neumann und Fouqué empfing ich Nachricht, und endlich, gleichzeitig mit der, daß Rahel schwer erkrankt gewesen und zwar jetzt wieder in voller Besserung, aber noch des Schreibens kaum fähig sei, kam dennoch ein Brief von ihr selbst! Aber was für ein Brief! Ein Brief, im Frühjahr geschrieben, den ich in Kassel hätte finden sollen, und der nun im Anfange des Septembers mich in Paris erreichte! Wäre sein Inhalt mir noch in Prag

oder Wien bekannt geworden, so hätte mein Sommer wohl eine ganz andre Gestalt angenommen. Das Verhängnißvolle in dieser Zufälligkeit drückte mich schwer, und ich konnte mich nicht zufrieden geben. —

Jetzt wurde mir Paris völlig zuwider, ich harrte mit Ungeduld der Abreise, die einigemal angesetzt war, aber sich wieder verzögerte. Der Tag erschien endlich, und ich wähnte mich berechtigt, mit Rousseau zum Abschied auszurufen: „Adieu donc, Paris, ville célèbre, ville de bruit, de fumée et de boue; où les femmes ne croient plus à l' honneur ni les hommes à la vertu. Adieu Paris; nous cherchons l'amour, le bonheur, l'innocence; nous ne serons jamais assez loin de toi." —

Ueber den

Proceß der Templer

und die

gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen.

Von

Dr. W. G. Soldan,
Gymnasiallehrer in Gießen.

Die Katastrophe des Templerordens sammt der hiermit verwebten Frage nach der Schuld oder Unschuld desselben hat bekanntlich bis auf die jüngste Zeit herab eine eben so rege Theilnahme gefunden, als sie stets Gegenstand einer sehr verschiedenartigen Beurtheilung gewesen ist. Ich darf nur die Namen Villani, Leibnitz, Thomasius, Anton, Herder, Münter und Raynouard nennen und denselben die Chronik von St. Denis, die Mehrzahl der katholischen Kirchenhistoriker, sowie Dupuy, Nicolai, Daniel und Berthier entgegenstellen, so haben wir auf der einen Seite die gewichtigsten Vertheidiger, auf der andern die entschiedensten Ankläger des Ordens. Quellenmangel, dynastische und hierarchische Rücksichten, Interessen für und wider die Freimaurerei haben das Urtheil Jahrhunderte hindurch in der Schwebe erhalten; seitdem jedoch günstige Umstände die Archive Frankreichs und selbst die des Vatican, wenn auch nur vorübergehend, geöffnet haben, möchten wol hinlängliche Documente vorliegen, um an die völlige Unschuld des Ordens hinsichtlich der ihm angeschuldigten Vergehen eben so fest zu glauben, wie an die beispiellose Unwürdigkeit seiner Verderber.

Es ist ein erschütterndes Schauspiel, wie der weltliche Arm, einst der Scherge, nun plötzlich der Bundesgenosse der geistlichen Inquisition, seiner ohnmächtig gewordenen Gebieterin, der Hierarchie, das sonst in ihrem Dienste geschwungene Schwert an die Kehle setzt und sie zwingt, das Unrecht, das er mit ihr und an ihr begeht, für Recht zu erklären.

Nach dem bereits vor 50 Jahren von Moldenhawer in deutscher Uebersetzung veröffentlichten, neuerlich aber von Michelet im Original herausgegebenen Processus Templariorum[1]), welcher die Acten der von den päpstlichen Commissarien abgehaltenen Untersuchung gibt, sowie nach den von Münter[2]) und Raynouard[3]) mitgetheilten zerstreuten Actenstücken müßten — so scheint es mir — die Hauptpunkte der Anklage vor dem unbefangenen Richter schon von selbst zusammenfallen; sie müssen es um so mehr, wenn sich zeigt, daß sie in ihrem Wesen nichts anders sind als eine plumpe Uebertragung derjenigen Verdrehungen, die im Ketzerwesen längst stereotyp geworden waren und sich im Fortschritte der Zeit nur durch gelegentliche Zuthaten erweiterten.

Nichts destoweniger kehren die vielbesprochenen Templermysterien in neueren Werken noch immer wieder, um bald als strafwürdige Irreligiosität verdammt, bald als der in Symbole gehüllte Kern einer ihr Zeitalter überflügelnden esoterischen Weisheit gepriesen zu werden. Kaum ist Hammer's Ophitismus sammt seinem Mysterium Baphometis der Vergessenheit übergeben, so behauptet der neueste Geschichtschreiber des Ordens, Wilhelm Ferdinand Wilcke[4]), abermals die Schuld desselben und deutet auf dem Wege einer eben so unkri-

tischen Quellenbehandlung, als willkürlichen Argumentationsweise eine dreifache Templerei zusammen, die sich als politische, rituelle und dogmatische darstellen soll. Auf gnostischer Grundlage, meint er, habe sich im Orden ein dogmatisches System ausgebildet, das er als kabbalistischen Muhammedanismus bezeichnet[5]) und dessen geheimste Lehre er in folgenden Satz zusammenfaßt[6]): „Es ist nur ein Gott; Christus ist Mensch, will er verehrt sein, so ist er zu verleugnen." Ihm folgt im Wesentlichen Heinrich Leo, dessen Darstellung gedrängt genug ist, um hier eine wörtliche Anführung zu gestatten[7]):

„Durch die Nothwendigkeit einer geistigen Rechtfertigung bei sich selbst wegen der Verbindungen mit den Ungläubigen setzten sich die protestantischen Ansichten des damaligen Frankreichs in der Gestalt eines frivolen Deismus bei den Tempelherren fest. Die Cleriker des Ordens standen außer Verbindung mit dem übrigen Clerus; der Großmeister maßte sich das Absolutionsrecht an. Allein man mußte noch einen Schritt weiter gehen und sich der Verschwiegenheit derer versichern, die in die geheimen Lehren und in die Politik des Ordens eingeweiht werden sollten; so entstanden die schmachvollen Aufnahmen mit Christi Verleugnung, Anbetung des Baffomet und mit ehrenrührigen andern Begehungen. Im Orden selbst entstand dadurch eine Trennung in tiefer Eingeweihte und nicht Eingeweihte, und jene mögen Papst und Hierarchie, Beichte und Buße ganz verworfen haben. Der Cölibat, das Beieinanderleben in Schlössern, die sichere Rechnung auf Verschwiegenheit, der nahe Umgang mit den Saracenen erzeugten vielfach infame Laster."

Auch Schlosser[8]), der übrigens die am Orden begangenen Ungerechtigkeiten mit gewohnter Klarheit und Schärfe hervorhebt, hat sich nicht entschließen können, denselben von aller Schuld freizusprechen. Bei der vielfältigen Berührung der Ritter mit dem Orient hält er es für „leicht möglich, daß sie, wenigstens im südlichen und mittlern Frankreich, ihre Lustbarkeiten in indischen und babylonischen, durch Symbolik veredelten Tempelunfug, die Ordensversammlungen in Mysterien, die Ordensverbindung selbst in einen geheimen Bund mögen verwandelt haben, in welchen man durch viele aus dem Orient entlehnte Weihen und Symbole eingeweiht ward." „Gewiß ist — sagt Schlosser weiter — daß der Orden, besonders in einzelnen Provinzen und Commanderien sich entsetzlicher Frevel schuldig gemacht und Laster und Unglauben in geheimen Zusammenkünften gelehrt und getrieben hatte."

Dieses alles gibt man uns — Schlosser's Berufung auf angebliche templerische Sculpturen abgerechnet — als Resultat des dem Sturze des Ordens vorangehenden Untersuchungsprocesses; mit welchem Grunde oder Ungrunde wird die nachfolgende Würdigung desselben zu entwickeln suchen.

König Philipp der Schöne befand sich um die Zeit, wo der Templerorden, ohne es zu ahnen, seinem Ende entgegenging, in dringender Geldnoth. Die bisherigen Finanzoperationen, Judenverfolgung, wiederholte Herabsetzung der Münze und Besteuerung mancher Art waren theils erschöpft, theils nahe daran, es zu sein; in Paris, in der Normandie und anderwärts waren gefährliche Empörungen deshalb ausgebrochen, und der stolze König,

vom aufgebrachten Volke laut der Falschmünzer genannt, hatte sich bereits zu Concessionen und Rücknahmen bequemen müssen. Aber die auswärtigen Verhältnisse forderten eine stets gefüllte Kasse. Nun besaß der Templerorden in Frankreich bekanntlich seine ausgedehntesten Liegenschaften und das Pariser Tempelhaus verwahrte einen beträchtlichen Schatz an baarem Gelde. Hatte Philipp, der überdies selbst Schuldner des Ordens war, Absichten auf diese Reichthümer, so führte zur Erwerbung derselben nur ein einziger Weg: nicht die Verfolgung der einzelnen Glieder, sondern die Auflösung des gesammten Ordens auf den Grund häretischer Greuel. Das Vermögen überführter Ketzer war nach dem Rechte jener Zeit der Confiscation verfallen. Zwar schien es in diesem Falle nicht leicht, die Anklage der Ketzerei als Corporationssache durchzuführen; die Ritter lebten nicht nur zum großen Theil außer Philipp's Bereich, sondern der Orden war auch mächtig und, was hier noch mehr sagen will, im anerkannten Rufe der Rechtgläubigkeit und Sittlichkeit. Dieses Zeugniß ertheilt ihm namentlich noch nach der Gefangennehmung der französischen Ritter der über diese Maßregel erstaunte Eduard von England [9]); der Papst versichert wiederholt, daß er nur nach langem Zögern der Macht des immer dringender werdenden Verdachts nachgegeben [10]), und von Philipp selbst weiß man, daß er noch im Jahre 1304 in den ehrendsten Ausdrücken den Templern Begünstigungen ertheilt hatte. [11]) Auch erscheint in Correspondenzen und Acten die den Angeklagten zur Last gelegte Unchristlichkeit stets als etwas neu Entdecktes. Solche Schwierigkeiten waren jedoch für einen Monarchen, wie Phi-

lipp, nicht unübersteiglich. Er selbst hatte sich längst gewöhnt, in jeder zweckmäßigen Gewaltthat auch eine rechtmäßige zu sehen; der Oberketzerrichter Frankreichs, sein Beichtvater, stand ihm als willfähriger Helfershelfer zur Seite, und in dem Papste hatte er eine gehorsame, vielfach abhängige Creatur. Es war derselbe Clemens, der für den Preis seiner Erhebung in gewissen geheimen Artikeln, unter welchen nach Villani sogar ein Blankett war, Verbindlichkeiten übernommen hatte, deren Erfüllung zum Theil, wie die verheißene Verdammung seines Vorgängers Bonifacius, eben so schwierig, als anstößig werden mußte. Nichts bezeichnet diesen Charakter besser, als daß er auf Philipp's Verlangen in der Folge sogar eine Commission niedersetzte, um in dem Briefwechsel des ebengenannten Papstes Fälschungen vorzunehmen, ein Factum, für welches man in den geheimen Archiven des Vatican während der französischen Occupation den Beweis gefunden hat. [12])

Wir haben oben von Philipp's Absichten auf das Vermögen der Templer blos hypothetisch geredet; fügen wir jetzt hinzu, daß diese Absichten unbezweifelt sind. [13]) Nicht nur hat der König über seine Ansprüche auf dasselbe, soweit es innerhalb seines Gebietes wäre, für den Fall der Ordensaufhebung im Voraus berathen lassen [14]), sondern er hat sich auch der beweglichen Habe wirklich alsbald bemächtigt; die unbewegliche aber ist trotz oftmaligen Reclamationen erst nach vieljähriger Nutznießung, ohne Rechnungsablage, schuldenbelastet und zum Theil sogar nur gegen Auslösungssummen aus den Händen der Regierung in die der Johanniter, denen sie zu-

gesprochen war, übergegangen.[15]) Einiges hat auch der Papst selbst an sich gezogen.

Daß in Philipp neben dem Motive der Habsucht auch die Furcht vor der seiner Königsgewalt Gefahr drohenden politischen Bedeutung des Ordens gewirkt haben könne, ist an sich nicht unwahrscheinlich; als alleiniger Beweggrund aber könnte diese Furcht schon um deßwillen nicht gelten, weil Philipp nicht der Kurzsichtige war, der eine ihm zu mächtig gewordene Corporation vernichtet, um durch deren Vermögen eine andre, ebenfalls nicht unbegüterte zu doppelter Macht und Furchtbarkeit steigen zu lassen.

Historisch gewiß ist es weiter, daß Philipp, der weltliche Machthaber, das ungeduldigste Interesse zeigte, eine auf geistliche Vergehen lautende Anklage erhoben und durchgeführt zu sehen, während Clemens, der berufene Vertreter der Kirche, von Anfang bis zu Ende passiv, zögernd und unentschieden, in allen seinen Schritten der von außen Geleitete, nie der Leitende war. Wenn er sich ja einmal dazu erkühnte, bereits geschehene Schritte des Königs und des mit demselben verbündeten Inquisitors in einem Vordersatze zu beanstanden, so war es nur, um im Nachsatze seine nachträgliche Genehmigung zu ertheilen. Während des Processes ließ er mit seinem Namen das frevelhafteste Spiel treiben, ohne ein einziges Mal dagegen vorzuschreiten, sah ruhig zu, wie die Thätigkeit seiner Immediat-Commission durch Gewaltschritte des Königs und der Provincial-Concilien gelähmt wurde, und brach sogar zweimal sein feierlich gegebenes Wort: einmal dem Orden, indem er ihm die Vertheidigung abschnitt, und dann dem Großmeister, indem er

es umging, in Person das Schicksal desselben zu entscheiden.

Als nach einer zweimaligen Conferenz [16]) der Papst dem Drängen des Königs endlich nachgab und in einem Schreiben vom 24. August 1307 [17]), das eine baldige Untersuchung in Aussicht stellte, sich weit genug vergaß, um sich von dem König beinahe Instructionen zu erbitten [18]), schritt dieser sogleich auf seine eigne Hand zum Werke. Ein königlicher Befehl an die Statthalter der Provinzen (vom 14. Sept.) verordnete die gleichzeitige Verhaftung aller in Frankreich lebenden Templer; dieselbe erfolgte am 13. October, unvorhergesehen, überall zu derselben Stunde. Molai, der Großmeister, dem der Papst nach der ersten Conferenz mit dem König bereits Winke über die Verdächtigung des Ordens gegeben und der zur Rechtfertigung desselben wiederholt auf Untersuchung gedrungen hatte, war unter den Gefangenen. Man hatte ihn kurz zuvor unter dem Vorwande, über einen neuen Kreuzzug mit ihm zu berathen, aus dem Orient herbeigelockt. Um sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, erließ Philipp sogleich ein Manifest, in welchem er dem erstaunten Volke die Templer als Heuchler, reißende Wölfe und Götzendiener schilderte; die Mönche mußten gegen sie predigen, die Sorbonne approbirte, wenn auch mit Clauseln, des Königs Verfahren. [19]) Gleichzeitig suchte man, um nicht allein zu stehen, auch den König von England zu gleichen Schritten zu bestimmen; doch dieser wies mit Unwillen solche Zumuthungen zurück, bat den Papst, Verleumdungen nicht sein Ohr zu öffnen, und warnte die Regenten von Portugal, Castilien, Sicilien und Aragon. Am 19.

October begannen die Verhöre und lieferten zum Theil Bekenntnisse, die, ihre Wahrheit vorausgesetzt, den Orden in der That aufs Härteste belasten mußten und, weil sie auch an andern Orten sich wiederholten, die Grundlage der ungünstigen Urtheile geworden sind, welche bis auf die neuesten Zeiten herab ihre Vertreter gefunden haben. In der Art des Verfahrens aber und in der Natur dieser Bekenntnisse selbst liegt meines Erachtens Grund genug, um denselben jede Glaubwürdigkeit abzusprechen.

Die Seele des ganzen Untersuchungsgeschäfts ist der Dominicaner Wilhelm, Inquisitor haereticae pravitatis und Beichtvater des Königs. Wilhelm hat bereits vor dem königlichen Verhaftsbefehl Information angestellt.[20]) Auf Wilhelm's Requisition (mochte sie auch bloße Formalität sein) erfolgt die Verhaftung; so versichert der König[21]) und der Papst bestätigt es.[22]) Wilhelm ist es, der in Paris die Untersuchung führt und an die Subdelegaten in den Provinzen die Instructionen ausfertigt. Er verzeichnet die Punkte, über welche verhört werden soll[23]), und weis't die Commissarien an, die Aussagen der Geständigen, namentlich in Betreff der Verleugnung Christi, ohne Verzug an den König einzusenden[24]); hätte er die Wahrheit gewollt, so waren die Aussagen der Leugnenden nicht minder nöthig. Aus Wilhelm's und seiner Subdelegaten Protokollen sind die 127 Inquisitionsartikel erwachsen, welche im folgenden Jahre mit der Bulle Faciens misericordiam in alle Welt gingen, um den Rittern in Ost und West zur Beantwortung vorgelegt zu werden.[25]) Was Wilhelm in seiner ersten Infor-

mation erfahren, und mochte es noch so ungereimt und unwahr sein, oder was er aus seinem eignen Kopfe in diese Information überzutragen für gut fand, konnte auf diese Weise Gegenstand der Untersuchung in der ganzen katholischen Christenheit werden und an den verschiedensten Orten zu gleichförmigen Geständnissen führen, vorausgesetzt, daß man überhaupt Mittel hatte, Geständnisse zu erwirken.

Und an Mitteln ließ man's nicht fehlen, wenigstens in Frankreich. Schon dem königlichen Verhaftsbefehle war die Weisung beigefügt, die Folter zu gebrauchen, den Geständigen Verzeihung zu verheißen, den Leugnenden aber mit Strafe zu drohen.[26]) Galt es ja nur dem Orden, nicht den einzelnen Personen. Wie man in Paris zu inquiriren verstand, erhellt schon aus der einen Thatsache, daß allein in dem dasigen Tempelhause binnen kurzer Zeit 36 Unglückliche an den Folgen der Tortur den Geist aufgaben. Bei Moldenhawer und Raynouard kann das Detail dieser Barbareien nachgelesen werden. Wilhelm von Paris, der die Martern verfügte, und der Verbrecher Flexian von Begiers, von dem es hieß, daß er, um sich aus dem Strafgefängnisse zu helfen, die erste Denunciation gemacht, galten bei den Templern als die Haupturheber ihres Unglücks. So erklärt namentlich der wackere Gefangene Ponsard de Gisi; er fügt noch den Mönch Bernhard Peleti hinzu, der nach England geschickt war, um den König Eduard umzustimmen.[27]) Nächstdem wirkten Einschüchterungen und Lockungen.[28]) Solchen Einflüssen unterlagen Viele; sie verabredeten sich in den Gefängnissen[29]), gestanden, was man verlangte, Abscheuliches,

Absurdes und Unmögliches, den Orden und seine Statuten belastend, sich selbst entschuldigend. Selbst der Großmeister war einen Augenblick schwach. Er und viele Andre haben dies in der Folge durch eine um so festere Standhaftigkeit und durch einen würdevollen Tod schwer, aber edel abgebüßt. Vielen aber gebührt auch der Ruhm, von Anfang bis zu Ende jedes ehrenrührige Bekenntniß verweigert zu haben. [30])

Als Philipp die Acten mit Belastungen hinlänglich gefüllt sah, hielt er eine sogenannte Ständeversammlung zu Tours (im Mai 1308), die alles Geschehene blindlings billigte und um Verdammung schreien mußte. Der König, verlangte sie, solle, wenn der Papst sich weigere, für sich allein die offenkundigen Ketzer vertilgen, wie einst Moses das Schwert gegen die Götzendiener zu ziehen geboten habe, ohne des Hohenpriesters Aaron Erlaubniß nachzusuchen. Hierauf traf Philipp mit Clemens in Poitiers zusammen und ängstigte ihn von Neuem mit der noch schuldigen Verdammung Bonifacius' VIII. Der Papst zeigte sich willfährig, die Templer zu opfern, um das Andenken seines Vorgängers von Schmach zu retten. Jetzt wurden ihm 72 Templer aus der Zahl derjenigen, die bereits Bekenntnisse abgelegt hatten, vorgeführt und die meisten von ihnen beharrten bei ihrer Aussage. Den Großmeister aber, dessen Sache er doch sich selbst vorbehalten hatte, ließ er nicht vor sich, sondern schickte eine Commission zu dessen Vernehmung. Laut des Papstes späterer Versicherung gestand Molai hierbei die Verleugnung Christi und die Bespeiung des Kreuzes als Ordensgebrauch, bat um Versöhnung mit der Kirche und wurde absolvirt. [31])

Dies alles war indessen nur Vorbereitung zum Weiteren. Was bis jetzt lediglich von französischen Templern und unter dem unmittelbarsten Getriebe des Hofes eingestanden war, konnte nicht genügen, um das Concilium, das einst in dieser außerordentlichen Sache zu Gericht sitzen sollte, zur Verdammung der Gesammtheit zu stimmen. Um daher dem Processe Form zu geben und den Charakter der Allgemeinheit aufzuprägen, vielleicht auch um Zeit zu gewinnen, gebot jetzt der Papst durch die in alle Länder versandte Bulle Faciens misericordiam (vom 12. Aug. 1308) eine Untersuchung gegen den ganzen Orden. Als Anschuldigungspunkte werden im Allgemeinen in derselben bezeichnet: Scelus apostasiae nefandum, detestabile idololatriae vitium, execrabile Sodomorum et haereses variae, weiterhin insbesondre die Verleugnung Christi und die Bespeiung des Kreuzes. Zur Richtschnur der vorzunehmenden Verhöre aber fügte sie jene bereits oben erwähnten 127 Inquisitionsartikel bei, welche aus Ergebnissen der durch Wilhelm von Paris geleiteten Untersuchungen zusammengesetzt waren.

Was Frankreich anbelangt, das auch fernerhin der Mittelpunkt des Processes blieb, so ernannte die gedachte Bulle eine Commission von acht Prälaten unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Narbonne. Einer derselben wußte sich gleich anfangs, andere in der Folge dem unangenehmen Auftrage zu entziehen; sieben von ihnen traten beinahe nach Jahresfrist (7. Aug. 1309) zu Paris zusammen und eröffneten ihr Geschäft mit einer öffentlichen Vorladung an alle diejenigen, welche sich berufen fühlten, zu Gunsten des Ordens Rede und Ant-

wort zu geben (qui pro ipso vellent respondere). In dem bezüglichen Erlasse ward im Namen des Papstes die Versicherung ertheilt, daß nach geschlossener Untersuchung der Orden durch geeignete Vertreter oder Vertheidiger auf einer allgemeinen Kirchenversammlung vor Clemens erscheinen und sein Urtheil erfahren solle. [32])

Als am 12. November die Verhöre vor der Commission beginnen sollten, erschien Niemand. Es ergab sich, daß nicht nur der Bischof von Paris die ihm aufgetragene Publication der Vorladung unterlassen hatte, sondern daß auch fremde Ritter, die in der Absicht gekommen waren, den Orden zu vertheidigen, von den königlichen Dienern verhaftet und gefoltert worden waren. Gegen beide Unregelmäßigkeiten schritten die Commissarien sogleich vor. [33]) Diese Männer haben sich überhaupt während der ganzen Untersuchung mild und ehrenhaft benommen; wären ihre Vollmachten ausgedehnter gewesen, sie hätten vielleicht den Orden gerettet. So aber ging ihre ganze Richtung nur dahin, die Aufstellung von Procuratoren für denselben zu ermitteln und zu protokolliren, was Einzelne zur Belastung oder Vertheidigung desselben, insbesondere mit Bezug auf die 127 Artikel vorbrachten.

Indessen schien das Auftreten dieser Männer die Ritter mit neuen Hoffnungen zu beleben. Zwar, Procuratoren wählten sie nicht, weil man den Großmeister von ihnen getrennt hatte und sie die Verantwortung nicht übernehmen wollten, das Schicksal des Ordens in die Hände einiger Wenigen zu legen, deren Einsicht irren konnte und deren Muth noch immer den gefährlichsten Proben ausgesetzt blieb. Aber einzeln meldeten sich Hun-

derte von Vertheidigern. Viele widerriefen unter Thränen der Reue die unter Folterqualen gethanen Bekenntnisse, erklärten den Orden für vollkommen unschuldig und seine Glieder für gute Katholiken und führten überhaupt eine Sprache, die alle Kennzeichen eines männlichen, sich einer guten Sache bewußten Sinnes trägt.[34]) Man enthüllte die Tücke und Barbarei der früheren Inquisitionsrichter und bat um Schutz gegen die noch immer fortwirkenden Einflüsse des Hofes.[35]) Diesen letzteren zu begegnen, lag nun freilich nicht in der Macht der Commissarien, doch nahmen sie die Beschwerden darüber zu den Acten und haben so der Nachwelt Aufschluß darüber gegeben, wie vor einer Commission, die sich niemals Lockungen oder Erpressungen erlaubt, vielmehr oftmals Uebelwollendes zum Guten gekehrt hat, dennoch von einem großen Theil der Zeugen dieselben Greuel wiederholt werden konnten, welche die frühern Verhöre dargelegt hatten.

Und wie wenig war der Hof auch jetzt noch gesonnen, sich der Leitung zu begeben! Mitten in den Verhören sieht man Plasian und Nogaret, des Königs Minister, in das Sitzungslocal treten und in die Geschäfte sich mengen: jener führt den Großmeister, der soeben in kräftiger Sprache erklärt hat, daß er den Orden vertheidigen wolle, zum geheimen Gespräche bei Seite, und nach dem Gespräche erklärt Molai, daß er hier nichts mehr zu sagen habe und seine Sache zur unmittelbaren Verhandlung mit dem Papste aufhebe; dieser übernimmt es, eben denselben, als er wiederum den Orden gerühmt hat, Lügen zu strafen, indem er ihm unrühmliche Ueberlieferungen aus der Chronik von S.-Denis entgegenhält. Am 14. Febr. 1310 überreicht ein Gefangener ein von einem königlichen Beam-

ten an Verhaftete zu Sens gerichtetes Billet, worin diese aufgefodert werden, auf die ihnen gemachten Suggestionen einzugehen, gegen den Orden zu bekennen und sich bußfertig zu benehmen, der Bischof werde sie dann absolviren; alle diejenigen aber, die ihre früheren Geständnisse zurücknähmen, wolle der Papst verbrennen lassen.[36]) — Die Monate März und April lieferten einige energisch und würdig gehaltene Protestationen aus den verschiedenen Gefangenhäusern. Die Anklagen seien schändliche Verleumdung, die Bekenntnisse durch Folter und Schrecken erpreßt, oder durch Bitten, Versprechungen und Bestechung erschlichen. Man bittet, die Gefangenen gegen die Einwirkungen der königlichen Diener sicher zu stellen, welche denen, die bei der Wahrheit bleiben, mit dem Feuertode drohen, und Nichtswürdige, die sich ohne Ordenskleid frei umhertreiben, zu Bekenntnissen vorschieben. So lange dieses Unwesen dauere, werden auch die falschen Aussagen nicht aufhören. Mit Papst und König könne man es freilich nicht aufnehmen, aber als widerrechtlich Unterdrückte appellire man an den Allmächtigen.

Bis zum 7. April hatten sich 377 Gefangene entschlossen erklärt, den Orden zu vertheidigen[37]), an demselben Tage wurde nochmals eine allgemeine Rechtsverwahrung eingereicht[38]) und sofort schritten die Commissarien zur Vernehmung der einzelnen Zeugen.

Die zwei ersten sind weder Templer, noch Vertheidiger des Ordens, der eine ist ein königlicher Advocat, der andere ein Junker; beide wollen gehört haben, daß der Orden geheime Statuten besitze. Sodann verfügt man sich an das Bette eines tödtlich kranken Ritters und läßt ihm zu Protokoll geben, daß bei den Aufnahmen Christus

verleugnet und das Kreuz bespien werde. Hüten wir uns aus dem Zustande dieses Zeugen auf die Glaubwürdigkeit seiner Aussage zu schließen; ein Wort im Moment des Todes gesprochen, wenn es ohne Zwang geschieht, oder gegen den Zwang gerichtet ist, mag Zutrauen einflößen; aber ein gefährlich Kranker im Kerker ist doppelt abhängig von denjenigen, in deren Hand seine Erleichterung, wie die Steigerung seiner Leiden gelegt ist. Man erwäge hiergegen die in den Acten niedergelegte Versicherung der Commissarien, daß andere Gefangene in den letzten Zügen die Anklage für falsch erklärt haben[39]), sowie die Unschuldsbetheuerungen der zahlreichen Opfer, die bald nachher der Erzbischof von Sens zum Tode führen ließ. Als sie bereits auf dem Scheiterhaufen standen und ein königlicher Abgeordneter um den Preis eines schmachvollen Geständnisses Gnade verkündigte, wählten sie den Tod und starben unter Lobgesängen auf Gott und die Heiligen.[40]) Hierauf folgten einige andere Zeugen, die den Orden ebenfalls belasteten. Dagegen reichten vier Templer, welche zur Wahrung der allgemeinen Interessen den Verhören beiwohnten, eine Schrift ein, worin sie sich zu beweisen erboten, daß man Briefe mit dem königlichen Siegel herumreiche und in denselben insinuire: der Orden sei nun doch einmal verloren, man solle nur gestehen; den Einzelnen werde man dafür die Freiheit und Jahrgehalte geben.[41]) — Indessen gingen die Verhöre den alten Gang fort. Es ist zu bemerken, daß öfters solche auftraten, die mit auffallender Willfährigkeit die schlimmen Punkte bejahten und ihre Freude darüber ausdrückten, daß nun solche Greuel an den Tag kämen.[42]) Manche unter ihnen sind zwar nur armselige Servienten, wissen aber so

viel von den innern Geheimnissen, daß, wenn die von Wilcke angenommene Theorie der verschiedenen Einweihungsgrade wahr wäre, der höchste derselben ihnen zugemessen werden müßte. Vergeblich harrt man auf die Vernehmung solcher Ehrenmänner, die, wie Ponsard de Gisi und seine Gefährten, in den vorläufigen Verhandlungen die Sprache gerechter Entrüstung geführt und die Unschuld des Ordens bis in den Tod zu vertreten gelobt hatten. Ihnen hatte der Hof ein anderes Tribunal bestimmt als vor den päpstlichen Commissarien.

Bis zum dreizehnten Zeugen war man nämlich gekommen, da versammelte Philipp von Marigny, des Ministers Bruder und auf des Königs Verwendung von dem fast widerstrebenden Papste auf den erzbischöflichen Stuhl von Sens neu erhoben, am 10. Mai ein Provincialconcil zu Paris und befreite unter dem Vorwande, daß er gegen die einzelnen Templer seiner Erzdiöcese[43]), nicht gegen den Orden verfahre, den Hof von den kühnsten und entschiedensten der eingeschriebenen Zeugen. Gleich am folgenden Tage wurden 54 Ritter, die ihre früheren Geständnisse zurückgenommen hatten, als Rückfällige dem weltlichen Arme übergeben und verbrannt[44]), diejenigen, die noch gar nicht gestanden hatten, als Unbußfertige in den Kerker geworfen, die Geständigen aber absolvirt und sogleich auf freien Fuß gesetzt.[45]) Diese Demonstration sprach deutlich und furchtbar genug; sie wiederholte sich bald darauf in den Erzbisthümern Rheims, Rouen, Carcassone u. a.; ja, in Paris selbst hielt man noch eine Nachlese. Dies war um dieselbe Zeit, wo das Concilium zu Ravenna die Templer seiner Provinz frei sprach. Vergebens hatten die päpstlichen Commissarien bei Marigny

sich bittweise verwendet[46]); es blieb ihnen, da die Wirkungen dieser Gewaltthätigkeit sich sogleich in den nächsten Verhören zeigten[47]), nichts anders übrig, als ihre Geschäfte auf ein halbes Jahr zu vertagen.

Achtunddreißig Ritter waren bereits vor der Vertagung von der übernommenen Vertheidigung zurückgetreten. Als die Verhöre wieder begannen, hatten sich auch die beiden rechtskundigen Glieder, die sich bisher, ohne förmlich bestellte Procuratoren zu sein, mit Kraft des Ordens angenommen hatten, zurückgezogen; es ward eröffnet, daß der Eine aus seiner Haft durchgebrochen, der Andere auf dem Concil zu Sens seines Standes entsetzt und hierdurch unfähig geworden sei. Wen wird es wundern, daß nach allem Vorhergegangenen von den ferner vernommenen 216 Zeugen, die des Königs Diener vorließen, die meisten den Orden preisgaben? Fast ohne Ausnahme waren sie von den Bischöfen bereits absolvirt und mit der Kirche ausgesöhnt; widerriefen sie, so waren sie nach Marigny's Justiz rückfällig und dem Scheiterhaufen verfallen. Viele von denjenigen, die sich gemeldet hatten, sind nie vorgeführt worden; Andere, die vorgeführt wurden, hatten sich vorher nicht gemeldet, darunter solche, die zu Sens zu ewigem Gefängniß verurtheilt waren, jedoch mit der Aussicht auf eine nach dem künftigen Betragen zu bemessenden Strafmilderung.[48]) Wundern wir uns vielmehr darüber, daß unter den gegenwärtigen Umständen immer noch Viele den Muth hatten, allen Lockungen und Gefahren Trotz zu bieten. Oefters sehen wir Gewissen und Furcht in seltsamem Kampfe. So erklärt der 37. Zeuge anfangs, daß er bei dem vor den Inquisitoren gethanen Bekenntnisse verharre; aber das Erblassen und die

Unruhe, womit er diese Erklärung gibt, veranlaßt die Commissarien zu der Ermahnung, daß er sein Seelenheil bedenken und nichts als die lautere Wahrheit aussagen solle; er faßt sich und gesteht, sein früheres Bekenntniß sei unwahr, abgepreßt durch Todesfurcht und die häufigen Versicherungen eines Mitgefangenen, „daß sie sich um Leib und Leben bringen würden, wenn sie nicht durch das Bekenntniß der Gottesverleugnung und Kreuzesverspeiung den entschiedenen Untergang des Ordens förderten." Er sprach den letztern von allen Verirrungen frei und verließ das Verhör mit der Versicherung, daß er hiermit für seine Seele, wenngleich nicht für seinen Leib gesorgt habe. Aber schon am dritten Tage meldete er sich durch den Kerkermeister zu einem neuen Verhöre, um seinen Widerruf zurückzunehmen. Auf die Frage der Commissarien, denen die Sache verdächtig war, ob er hierzu angestiftet sei, antwortete er verneinend und bekannte dann kleinmüthig die seltsamsten Ordensgreuel. Aehnlich ging es mit den Zeugen 156, 157 und 158.

Am 26. Mai 1311 schloß die pariser Commission ihre Protokolle, hauptsächlich, wie sie selbst sagt, aus Mangel an weiteren Zeugen.[49]) Von den 900 Angemeldeten hatte sie indessen nur 231 vernommen. Mittlerweile waren auch in allen übrigen Ländern Untersuchungen angestellt, und als dieselben anfangs die erwünschten Ergebnisse nicht lieferten, auf ausdrücklichen Befehl des Papstes auch die Folter nicht gespart worden. Kaum hatte nämlich die Protestation der pariser Gefangenen vom 7. April 1310 die Zuversicht ausgesprochen, daß außerhalb Philipp's Bereich sich nirgends ein Templer zu ehrenrührigen Aussagen verstehen würde, so war schon unterm

14. Juli desselben Jahres ein Schreiben von Clemens an Eduard von England abgegangen, welches auf die Tortur drang, und ein zweites aus dem März des folgenden Jahres an die Könige von Castilien, Leon, Aragon und Portugal hatte Klage geführt über die Vernachlässigung dieser Maßregel und die Nachholung derselben geboten.[50]) Dennoch gab es im gesammten Auslande nur äußerst wenige nachtheilige Depositionen.[51]) Das Provincialconcil zu Ravenna hatte sogar das Nichtschuldig ausgesprochen[52]); ähnlich war es in Mainz und anderwärts gegangen.

Endlich im Herbste, vier Jahre nach der Verhaftung der französischen Templer, versammelte sich die ökumenische Synode zu Vienne. Die Acten wurden von allen Seiten her eingesandt, durch einige Prälaten extrahirt, verglichen und vorgelesen. Nun hätte dem Orden nach den Rechten und nach der ausdrücklichen Verheißung des Papstes die rechtliche Vertheidigung gestattet werden müssen. Hierzu war der Großmeister der nächste; aber den hielt man zu Paris gefangen. Da stellten sich neun Ritter als Deputirte und erboten sich zur Vertheidigung. Aber der Papst ließ sie ins Gefängniß werfen und schrieb an Philipp, daß er dies gethan. Die Väter des Concils äußerten sich mit Unwillen über diese Gewaltthat; es mußte zur Abstimmung geschritten werden. Alle ausländischen Prälaten, mit Ausnahme eines italienischen, und alle französischen außer drei Erzbischöfen, an deren Händen schon Blut klebte, stimmten dafür, daß den Templern Gehör und Vertheidigung zu bewilligen sei. Da schließt der Papst die Sitzung, tödtet die nächste Zeit mit nichts entscheidenden Verhandlungen und erwartet den König.

Dieser erscheint mit seinen Prinzen im Februar 1312. Clemens hält ein geheimes Consistorium, versammelt das Concil zum zweiten Male im April und verkündigt den Vätern, die diesmal zum Hören, nicht zum Sprechen berufen sind, daß er aus eigner Machtvollkommenheit den Orden aufgehoben hat. In der deshalb erlassenen Bulle Ad providam (v. 2. Mai 1312) heißt es, daß der Orden längst mit Irrthümern und Verbrechen, die man wegen ihrer schmutzigen Beschaffenheit nicht nennen könne, befleckt gewesen sei, und daß deshalb der Papst denselben nicht mittels eines Endurtheils, da er dies nach dem Ergebnisse der geführten Untersuchung nicht rechtlich vermöge, sondern „per viam provisionis" für immer aufhebe.[53])

So endigte ein Rechtsverfahren, in welchem auch Heinrich Leo „einige Unregelmäßigkeiten" anerkennt, mit einem polizeilichen Machtspruch. Die Synode von Vienne ging mit Unwillen auseinander; den Prälaten von Aragon aber gereicht es zu unvergänglicher Ehre, daß sie den Muth hatten, selbst nach der päpstlichen Bulle die Templer ihres Landes auf dem Concil zu Tarragona durch förmliches Endurtheil freizusprechen. Welches Gericht, das nicht fremdartigen Rücksichten diente, hätte auch nicht ein solches Verfahren als null und nichtig cassirt? Aber auch der Historiker, dem eine freiere Combination zusteht als dem Richter, hat, so viel ich sehe, kein Recht, die Katastrophe des Ordens dessen eigner Schuld beizumessen. Es kommt hier nicht darauf an, zu zeigen, daß die Templer hoffärtig, habsüchtig, lau in ihrem Berufe, weichlich und selbst lüderlich gewesen seien; dies Alles kann mit den nöthigen Einschränkungen zugegeben werden — es würde

sie dann auf gleiche Stufe mit andern Orden gestellt und Bestrafung der einzelnen Sünder oder Reformation der ganzen Gesellschaft begründet haben. Die Frage ist vielmehr diese, ob die ihnen angeschuldigten Punkte erwiesen oder wahrscheinlich sind, d. h. ob unter ihnen Ketzerei, Apostasie, Idololatrie und Sodomie bestanden, und zwar durch Ordensstatut und Ordensherkommen. Hiervon weiß die frühere Geschichte nichts, die Diffamation beginnt erst mit der Denunciation und findet noch in Eduard von England einen entrüsteten Gegner.[54]) Wir sehen uns also lediglich an die Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung selbst hingewiesen, denn die von Hammer angezogenen angeblich templerischen Bildwerke dürfen wol als beseitigt betrachtet werden.[55]) Hinsichtlich des Processes aber steht der Historiker auf gleichem Boden mit dem Richter. Kein Thatbestand ist erhoben, kein Beweis durch gültige Zeugen geführt, überall nur Bekenntnisse der Inquisiten. Die belastenden Bekenntnisse haben aber schon wegen der Mittel, durch welche sie herbeigeführt, und durch die Umstände, unter welchen sie geschehen sind, wenig Anspruch auf Glaubwürdigkeit; eine Vergleichung ihres Inhalts beraubt sie derselben vollends. Dennoch hat Wilcke hierauf seine Annahme einer rituellen und dogmatischen Templerei gestützt. Wäre die rituelle wahr, so fände sich die dogmatische wenigstens in soweit negativ, daß diejenigen Männer, die sich in ihrem Ordenssiegel als Ritter Christi bezeichneten, nicht einmal Christen gewesen wären. Aber mit der rituellen Templerei steht es allerdings auch sehr mislich.

Unter Ritus denkt man sich doch eine festbestimmte, nicht der Willkür des Einzelnen unterworfene Form. Doch wo findet sich etwas Festes in dem Verleugnen, Kreuzbe-

speien, Idolanbeten u. s. w.? Formel, Zeit, Ort, Material und fungirende Personen laufen bunt durch einander; wo detaillirte Aussagen gleichförmig sind, da kommen sie nicht von Personen, die in einem und demselben Ordenshause aufgenommen worden sind, sondern von solchen, die in demselben Gefängnisse gesessen haben. Welche Vorstellung vermag man sich z. B. von dem vielbesprochenen Idole zu machen? Ein Menschenkopf mit einem, zwei oder mehr Gesichtern, ein Dämonengesicht, ein Kopf in figuram Baffometi, von Silber, von Gold, von Kupfer, vergoldet, gemalt, mit grauem Bart, mit silbernem Bart, röthlich, gelb, schwarz und weiß, blos weiß, mit leuchtenden Augen von Edelstein, von weiblicher Bildung, ein Mannsgesicht, mit einer Dalmatica bedeckt, die ganze Figur eines Mannes, auf vier Füßen, eine Katze, ein Kalb, ein Schädel von einer der 11,000 Jungfrauen — alle diese Bezeichnungen liegen in den Acten — ja der Kopf spricht sogar und verheißt Geld und Gut. Nach den Aussagen müßte es an vielen Orten solche Idole gegeben haben, und doch hat man bei der plötzlichen und gleichzeitigen Beschlagnahme des Templereigenthums nirgends ein einziges gefunden. Kann es als Ritus gelten, wenn es gleichgültig ist, ob man ein Kreuz einmal oder dreimal bespeit, ob man es tritt oder bespeit, ob dies bei oder nach der Aufnahme, während oder Monate lang nach der Einkleidung in der Kapelle oder in einer Kammer, vor dem Receptor oder vor dienenden Brüdern geschieht, ob das Kreuz ein stehendes Crucifix oder das rothe Ordenszeichen auf dem Mantel ist? Kann von Ritus die Rede sein, wo es völlig unbestimmt bleibt, ob der Recipient den Aufgenommenen küssen soll, oder um-

gekehrt, ob der Kuß auf diesen oder jenen Körpertheil gegeben wird u. s. w.?

Und wozu das ganze Ritual? Wilcke meint, daß man damit in den zweiten und dritten Grad der Templerei eingeweiht habe. Aber was haben die Eingeweihten darüber ausgesagt? Einigen hat man eröffnet: Glaube nicht, daß Christus Gott sei; Christus ist ein falscher Prophet; das Kreuz ist wie jedes andere Holz. Das wäre noch etwas. Aber Andern hat man nur gesagt: das sind Ordenspunkte, oder es ist nur eine Posse — und das wäre freilich eine Einweihung von sehr eigenthümlicher Art. Von dem Einzuweihenden sollte man billig erwarten, daß er vorher eine Prüfung bestanden, oder irgend eine Garantie für seine Gesinnung und Befähigung gegeben hätte; aber diejenigen, die eine solche Einweihung in den höhern Grad erlitten haben, sind bald Ritter, die einen Augenblick vorher mit den heiligsten Regungen der Andacht ihr Leben dem Christenthume und der Kirche zugeschworen haben, bald beschränkte Servienten, deren ganze Bestimmung nicht über die Mühlen und Meierhöfe des Ordens hinausgeht, bald sogar zarte Knaben, die nicht wußten, wie ihnen geschah. Keiner will um die Einweihung nachgesucht oder sie nur geahnt haben; Alle haben sie mit Widerstreben erduldet, haben nichts dabei erfahren, als was sie nicht verstanden, oder was sie mit Abscheu alsbald wieder von sich warfen. An den Sittenlosigkeiten, welche die Ordensweihe erlaubt und sogar geboten haben soll, will Keiner Antheil genommen haben. Hieße es umgekehrt, der Orden habe alle Unsittlichkeit mit Strenge verboten[56]), aber einzelne Glieder seien doch lüderlich gewesen, so wäre das glaublicher. Viele bezeugen

im Verhöre ihren Abscheu vor der Verdorbenheit des Ordens; nur durch die Androhung von Gewaltthätigkeiten wollen sie einen Augenblick schwach gewesen sein. Aber warum hat Keiner eine Anzeige gemacht? Etwa weil sie ein Eid band? Aber erst hat man ja kein Bedenken getragen, den für einen echtchristlichen Wandel freiwillig geleisteten Eid zu Gunsten des Götzendienstes zu brechen, und nun sollte man so verkehrt gewissenhaft sein, sich durch einen zur Bewahrung sträflicher Geheimnisse, die man verabscheut, abgedrungenen Schwur gebunden zu achten?

In diese und viele andere Schwierigkeiten verwickeln sich Diejenigen, welche auf den Grund der fraglichen Bekenntnisse geheime Ketzereien und Laster im Orden haben finden wollen. Dagegen löst sich Alles in Klarheit auf, sobald man zu folgender einfachen und in ihren einzelnen Punkten wohlbegründeten Combination sich verstehen will.

Philipp hat ein Interesse an der Aufhebung des Ordens. Dieser soll unter der Anklage der Ketzerei und Verderbtheit fallen. Da aber das Benehmen desselben, soweit es sich vor den Augen der Welt darlegte, in jeder Beziehung gut katholisch war und in manchen Stücken, wie in der Verehrung des Kreuzes, sogar ein Uebriges that, so konnten es nur geheime Frevel sein, auf welche die Anklage lautete. Das Eingeständniß derselben zu erwirken, war das unverrückte Ziel des ganzen Verfahrens. Daß entsprechende Geständnisse gegen alle Wahrheit überhaupt gemacht und wiederholt werden konnten, erklärt sich aus dem consequenten System energischer Mittel, durch welches Philipp und seine Minister das

Ganze von Anfang bis zu Ende, selbst vor den päpstlichen Commissarien, beherrschten. Daß die selbst an verschiedenen Orten gethanen Geständnisse bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen, wird aufhören zu befremden, wenn man sich erinnern will, daß überall nach gleichförmigen Instructionen inquirirt wurde, welche sämmtlich von der Wirksamkeit des königlichen Beichtvaters wie von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgingen. Daß aber bei näherer Beleuchtung auch sehr auffallende Abweichungen, Widersprüche, Ungereimtheiten und Unmöglichkeiten in diesen Bekenntnissen hervortreten müssen, liegt eben darin, daß dieselben nicht in der Wahrheit, sondern in der Lüge wurzeln, welche auch der feinste Verstand niemals ganz zu beherrschen vermag.[57])

Ob Wilhelm von Paris die Anschuldigungspunkte der Denunciation eines feilen Verbrechers, oder seiner eignen Erfindsamkeit verdankte, kann für die Beurtheilung ihres Gehaltes gleichgültig sein; jedenfalls hat er sie aufgegriffen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verfochten. Um sich aber über die Natur derselben ins Klare zu setzen, muß man sich nicht mit Wilcke an dasjenige halten, was der späte Trittenheim von dem Inhalte der angeblichen Denunciation Flexian's berichtet, sondern an die articulirten Fragstücke, welche den Acten selbst einverleibt sind. Es zeigt sich hierbei auch dem flüchtigen Beobachter, daß man, einige die speciellen Verhältnisse und Privilegien des Ordens betreffende Punkte abgerechnet, für die Vernichtung desselben es ausreichend fand, nach ganz gangbaren Ketzergreuln zu greifen[58]), und daß dieselben nur um des Widerspruchs willen, in welchen sie zu dem offenkundi-

gen Verhalten des Ordens traten, jenen eigenthümlichen Charakter annehmen mußten, welcher zu der so beliebten Annahme von einer geheimen Templerei mit ihren Weihen, Graden, Mysterien und Lastern geführt hat.

Die der Bulle Faciens misericordiam, durch welche die allgemeine Untersuchung verordnet ward, angefügten 127 Artikel[59]) bilden kein Accusationslibell, sondern sind lediglich Inquisitionspunkte, zusammengestellt aus den vor den französischen Inquisitoren bis dahin gethanen Aussagen. Obgleich durchgängig belastender Natur, entbehren sie doch der innern Einheit, welche der eigentlichen Anklageschrift eigen ist.

Die Artikel 1—3 betreffen die Verleugnung Christi und die Beschimpfung des Kreuzes; beides soll die Templer als Apostaten darstellen.[60])

Ohne auf die subtilen Deutungen einzugehen, welche jene Verleugnung bei den Templern etwa auf eine bloße Nichtanerkennung der Gottheit Christi zurückführen könnten, wollen wir uns an die einfache Thatsache halten, daß es schon vor der Denunciation des Ordens unter die Kunstgriffe der französischen Inquisitoren gehörte, Jemanden, den sie zum Ketzer machen wollten, durch die Tortur zu dem Geständnisse zu zwingen, daß er Christum verleugnet habe.[61]) Wir sehen eben denselben Philipp, der jetzt diesen Kunstgriff in seinem Interesse anwenden läßt, wenige Jahre vorher mit Abscheu sich über die Schändlichkeit desselben aussprechen.[62]) Vor der Commission der Prälaten bedient man sich indessen fast durchgängig der Ausrede, nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen verleugnet zu haben, und dieselbe mochte wol auch von den frühern Inquisitoren geduldet

worden sein, da man dem Einzelnen gerne einen Ausweg ließ, wenn nur die Sache als Ordenspunkt in die Acten kam.

Der Widerwille gegen das Kreuz reicht in die älteren Zeiten hinauf; er hatte sich als Gegensatz zu der abergläubischen Verehrung desselben nachgerade zum Abscheu gesteigert und war unter den Petrobrusianern zu offenbaren Beschimpfungen übergegangen.[63]) Dies beruhte indessen, wenngleich auf einer der katholischen Kirche fremden Betrachtungsweise, doch auf einem tiefreligiösen Gefühle, das den Heiland ehrte, indem es dessen Todeswerkzeuge der Schmach weihete.[64]) Die Sekten, welche dieser Ansicht huldigten, hatten den Muth, ihre Ueberzeugung offen und bis zum Tode zu bekennen.[65]) Den wehrhaften Templern aber, die das Kreuz als Ordenszeichen trugen und am Charfreitage öffentlich mit ausgezeichneter Andacht verehrten[66]), bürdete man mit dem unbegreiflichsten Widerspruche zugleich eine so feige Heuchelei auf! Welche menschliche Rücksicht hätte jene 54 Unglücklichen zu Paris, als ihnen die Flammen um das Haupt zusammenschlugen, abgehalten, frei und offen ihren Abscheu vor dem Kreuze zu bekennen, wenn derselbe ihrer Religion gemäß war? Aber sie haben diesen Vorwurf bis zum letzten Athemzuge als Beleidigung von sich gewiesen. Dagegen haben die Schwachen, die der Hof zum Verhöre ließ, zur Rettung ihres Lebens bekannt, wie man begehrte; unter den verschiedenen aufgeführten Beschimpfungen wählten sie fast sämmtlich die Bespeiung, mit der in den Artikeln suggerirten Ausflucht, daß sie neben das Kreuz gespien. Welche Widersinnigkeit! Der Orden verlangt mit gezückten Schwer-

tern und mit Androhung eines ewigen Kerkers die Leistung und läßt sich von dem zwar höchst erschrockenen, aber dennoch höchst pfiffigen Novizen bei offenen Augen betrügen!

Die Verleugnung Christi und die Bespeiung des Kreuzes sind unter allen Artikeln die am häufigsten eingestandenen und daher auch die am meisten geglaubten. Diese Erscheinung wird sich zur Genüge daraus erklären, daß sie nicht nur in der Reihenfolge die ersten sind, sondern auch von den Feinden des Ordens vorzugsweise empfohlen wurden, somit als ein zwar unerlaßliches, aber auch für die Verdammung vollkommen zureichendes Minimum des Einzugestehenden erscheinen können.

Art. 14 und 15 führen uns zu der Anbetung des Katers.[67]) Sie ist in dem Ketzerwesen bereits von den Katharern und Stedingern her bekannt.[68]) Die Inquisitoren von Nimes lassen sich von einigen torquirten Rittern zu Protokoll geben, daß dieser Kater nichts anders ist als der Teufel, den sie selbst in dem Kapitel zu Nimes angebetet haben und der während dieser Ceremonie auf alle ihm vorgelegte Fragen Antwort gegeben hat.[69])

Art. 15—23 beziehen sich auf die gewöhnlichen Ketzereien hinsichtlich des Abendmahls und anderer Sacramente; namentlich ist auf die Verwerfung der Transsubstantiation hingewiesen.

Art. 24—29 betreffen die Laienabsolution — häufig vorkommend bei den Ketzern des Mittelalters — hier als Attribut der Ordensvorgesetzten. Sie ist nicht erwiesen worden; auch hatte der Orden bekanntlich seine eigenen Priester.[70])

Art. 30—33. Der schmutzige Kuß bei der Auf-

nahme.[71]) Seine Geschichte beginnt bei Minucius Felix[72]); in der Rüstkammer der Inquisitoren war er seit langer Zeit eine Hauptwaffe gegen die Katharer gewesen und wird nun mit vielfältigen Variationen auf die Templer geschleudert.

Art. 34—39. Ordensgewohnheiten, theils an sich gleichgültiger Art, theils durch Thatsachen widerlegt.

Art. 40—45. Erlaubniß und Verpflichtung zur fleischlichen Vermischung der Ordensglieder unter einander[73]), ein uralter, stets wiederholter und gesteigerter Ketzergreuel.[74]) Bei der starken Verbreitung, die man diesem Laster unter Orientalen und Mönchen gewöhnlich zutraut, ist gerade dieser Anschuldigungspunkt, auf eine Gesellschaft reicher und theilweise unbeschäftigter Cölibatäre angewendet, von Vielen als einer der wahrscheinlichsten betrachtet worden. Dies könnte jedoch nur den einzelnen Gliedern, nicht dem Orden gelten[75]) und bleibt auch so nur Sache der Vermuthung. In dem ganzen Processe ist nicht ein einziger Templer der Sodomie geständig gewesen und schuldig erklärt worden. Einige Niederträchtige oder Feige räumen zwar die Erlaubniß dazu von Seiten der Oberen ein, bestreiten aber entweder geradezu, daß man davon Gebrauch gemacht habe, oder wollen wenigstens nur durch Hörensagen etwas davon vernommen haben. Lägen aber auch directe Aussagen von angeblichen Augenzeugen vor, was würden sie beweisen in einem Processe, in welchem man im Punkte der Wollust die Angeklagten sogar zum Eingeständnisse physischer Unmöglichkeiten gezwungen hat? Als hätte die einfache Sodomiterei noch nicht Anspruch auf vollständigen Effect, so läßt man in den Verhören zu

Nimes die gefolterten Gefangenen deponiren, mit eignen Augen gesehen zu haben, wie in den Ordenskapiteln zu Montpellier Teufel in Weibergestalt erschienen und sich den Brüdern zur Unzucht hingaben. [76]) So ist es zum zweiten Male das südliche Frankreich, welches die neuerfundene Teufelsunzucht in die Gerichtsprotokolle bringt.

Art. 47—57. Die räthselhaften Idole mit ihren Attributen. [77]) Wer aus denselben ein System symbolischer Templerei herausdeuten will, hat zuvor nicht nur die Existenz, sondern auch die eigentliche Beschaffenheit dieser Idolfiguren nachzuweisen, was bei den zahlreichen Widersprüchen in den Acten nicht so leicht gelingen dürfte. [78]) Dagegen scheint hinreichendes Licht auf die Sache zu fallen, wenn wir uns erinnern wollen, daß bereits längst vor dem Unglücke der Templer einzelne Männer, wie ganze Gesellschaften von analogen Fabeln zu leiden gehabt haben. Voran steht das caput asininum der Juden und Urchristen. [79]) Dann legt man dem Papst Sylvester einen redenden Zauberkopf von Erz bei; auch der Templerkopf redet. [80]) Bei den Stedingern steigt der Kater durch eine Statue herab, bei den Templern streift er um den Kopf herum. [81]) Statt des Kopfes kommt aber in vielen Aussagen eine ganze Mannesfigur vor, die wir mithin als Statue betrachten dürfen. Vom Templeridol heißt es ferner, daß es die Brüder rette, reich mache, die Bäume zum Blühen und die Erde zum Keimen bringe. [82]) Aehnlich meldet die Fabel von Albrecht dem Großen, dem Besitzer jenes zauberischen Androides, daß er mitten im Winter den Schnee verschwinden, die Erde Sprossen treiben, die Bäume Laub und Blüten entfalten und die Vögel ihre Gesänge

anstimmen ließ. Wem fällt es ein, über das caput asininum oder über die Figuren Gerbert's, Albert's und der Stedinger zu symbolisiren?[83]) — Daß da, wo in den Zeugenaussagen das Idol mit dem Namen Baffomet belegt wird, Mahomet gemeint ist und also die Apostasie des Ordens zum Islam bezeichnet werden soll, kann keinem Zweifel unterliegen.[84])

Nach Art. 58—61 sollen die Brüder eine zuvor durch Berührung des Idols geweihte Schnur Tag und Nacht um den Leib getragen haben. Eine Vergleichung der Aussagen liefert das Ergebniß, daß man allerdings eine leinene Schnur über dem Hemde zur steten Erinnerung an das Keuschheitsgelübde trug, dieselbe aber nahm, woher man wollte.[85])

Die übrigen Artikel verbreiten sich hauptsächlich nur über die Allgemeinheit der genannten Misbräuche und die Verpflichtungen, Anstalten und Zwangsmittel zu deren Geheimhaltung. Unter denselben ist die Behauptung, daß die Templer nur Gliedern ihres eignen Ordens zu beichten verpflichtet gewesen, durch die Praxis widerlegt.[86]) Art. 97 wirft Lauheit im Almosengeben vor[87]), Art. 98 fg. Streben nach unrechtmäßigem Gewinn und selbst die Rechtfertigung des Meineids zu diesem Zwecke. Von Habsucht kann der Orden in seiner letzen Zeit nicht freigesprochen werden, Meineid ist ihm nicht erwiesen worden; falsche Depositionen freilich haben seine Glieder während der Untersuchung unter dem Einflusse der Folter zum Uebermaße beschworen, jedoch, wie wir gesehen haben, keinesweges im Interesse des Ordens. Am Schlusse führt man den Verhörenden noch zu Gemüthe, daß die vorgenannten Misbräuche und Laster von dem Groß-

meister und andern Ordensbrüdern bereits vor Gericht und vor hohen Personen eingestanden seien.

Diese ihrem Grundcharakter nach längst geläufigen Anschuldigungspunkte sind es, aus welchen man die Schuld des Templerordens zusammenschmiedete; es ist in denselben nichts Neues, als eben nur die Anwendung auf den Orden. Was einmal Effect machte, war einer vielseitigen Benutzung gewiß. Auch gegen Bonifacius VIII. ward von Nogaret und Plasian die öffentliche Beschuldigung des Umgangs mit Dämonen, der Verführung der Menschen zum Götzendienste mittelst silberner Statuen, der unnatürlichen Wollust und der Ketzerei in der Lehre vom Abendmahl erhoben, und ganz analoge Bekenntnisse hat man später von Waldensern und Hexen zu erpressen gewußt.

Nehmen wir zu der Natur der soeben durchmusterten Artikel die unheilbare Nichtigkeit des ganzen Processes, die theils aus dieser, theils aus zahllosen Widersprüchen hervorgehende Unglaubwürdigkeit der belastenden Bekenntnisse, den bekannten Charakter des Königs und seine unzweifelhaften Motive, die ebenso offenbare innere Schwäche und äußere Unselbständigkeit des Papstes, die vortheilhaftesten Zeugnisse der Zeitgenossen, die Stimmen wenig späterer Schriftsteller, wie Villani, Boccaccio und Alberich von Rosate, endlich die durch den Tod besiegelten Unschuldsbetheuerungen eines großen Theils der Ritter selbst: so liegen in diesem allen gewiß auch vom historischen Standpunkte aus die triftigsten Entscheidungsgründe für ein lossprechendes Endurtheil vor. Gegen die Katholicität und Ehrenhaftigkeit des Ordens ward ein Calumniari audacter geübt, dem leider in der Ge-

schichte auch das Semper aliquid haeret nicht ausgeblieben ist.[88]) Um die Anklage nicht gänzlich aus der Luft gegriffen sein zu lassen, wollen Einige die Zahl der Schuldigen, Andere die Summe der Schuld auf ein — wie es mir scheint — ziemlich willkürliches Minder zurückführen. So wird aus der Ordenssache eine Sache der Individuen, aus den berüchtigten Templergreueln einfache Ketzerei oder Aberglaube.

Selbst Historiker, die das an dem Orden als solchem begangene Unrecht sehr richtig würdigen, wie Gieseler[89]) und Andere, lassen wenigstens einräumungs- und vermuthungsweise auf einzelnen Gliedern die Schuld haften, sich mit muhammedanischen Talismanen und Zaubermitteln abgegeben und zur Kräftigung derselben zeitweise den christlichen Glauben verleugnet zu haben. Wozu diese, an sich zwar nicht unmögliche, aber durch kein directes Zeugniß unterstützte Vermuthung? Als Nachhall der gegen den Orden officiell erhobenen Anklagen ist sie zu schwach, als Hypothese zur Erklärung des Ursprungs jener Anklagen unnöthig. Fehler und Thorheiten hat es bei den Templern ohne Zweifel so gut gegeben als bei andern Ordensleuten, und von astrologischem Aberglauben war, wenn derselbe auch keinen Abfall zum Muhammedanismus nöthig machte, das Jahrhundert voll; aber es handelt sich hier ja gerade um solche Frevel, welche die Templer zur Ordenssache gemacht, oder die unter ihnen wenigstens eine besondere Pflege gefunden haben sollen. — Was insbesondere Gieseler's Meinung anbelangt, daß aus den Aussagen des 40. Zeugen, Gerhard de Caus, mit Grund etwas Nachtheiliges gegen den Orden entnommen werden könne, so

kann ich derselben nicht beipflichten. Dieser Ritter scheint mir ein verdächtiger Zeuge; in den drei Verhören, welche er bestand [90]), zeigte er sich ohne moralische Kraft, stets um seinen Unterhalt besorgt, aber schlau, beredt und darauf bedacht, allen Theilen möglichst nach Gefallen zu reden. „Würde mir — sagte er bei der zweiten Vernehmung — meine Freiheit und der vorige Genuß der Ordensgüter gewährt, wie gerne wollte ich, wenn es dem Papst und König gefiele, vor den Commissarien den Weg Rechtens betreten und, ohne den einen oder den andern zu beleidigen, die Verantwortung so befriedigend führen, daß der Orden wenigstens nicht durch meine Schuld an seiner Ehre und Wohlfahrt leiden sollte!“ Als er zum dritten Male erschien, war der Brand der 54 „Rückfälligen“ bereits geschehen; er selbst, früher gefoltert und geständig, war vom Bischofe von Paris mit der Kirche ausgesöhnt und verwahrte sich im Voraus feierlich gegen die Gültigkeit alles Dessen, was ihm etwa zufällig im Widerspruch mit seinen früheren Geständnissen entfallen sollte. „Ich glaube, — gab er zu Protokoll — daß es übelgesinnte Brüder gegeben hat, die bei Aufnahmen allerlei Unfug trieben, wie dies der Fall bei der meinigen war, und daß andere von besserer Denkart ihn nie verschuldet haben.“ Hierauf schildert er den äußerst religiösen und feierlichen Act seiner Aufnahme in einer Weise, die den Orden im vortheilhaftesten Lichte erscheinen läßt; nach derselben aber sei er von vier oder fünf Servienten, die er weder vorher noch nachher gesehen haben will, mit gezückten Schwertern zur Verleugnung des Herrn genöthigt, von der Kreuzbespeiung jedoch unter dem Versprechen der Verschwie-

genheit entbunden worden. Einer dieser Servienten habe ihm auch die Erlaubniß zur Sodomie gegeben; doch wisse man von der Ausübung derselben im Orden nur drei Beispiele, die, laut schriftlicher Nachricht, unter dem Großmeister Thomas Berard (1256 — 1273) im Castell Pelegrino entdeckt und bestraft worden seien u. s. w. So weiß er immer den Orden und lebende Personen zu schonen, während er sich die Miene gibt, als mache er Geständnisse. Eine gewisse Mäßigung und Gehaltenheit gibt wol den Aussagen dieses Zeugen einen Schein von Glaubwürdigkeit, aber seine Lage und die durchleuchtende Absichtlichkeit verwischt denselben bald wieder.

Indem wir Abschied nehmen von dem Processe der Templer, geschieht es mit dem Ergebnisse, daß derselbe, wenngleich nicht ein Hexenproceß an sich, doch Elemente enthält, die sich in dem Hexenprocesse wiederfinden, wie der Abfall vom Glauben, die Beschimpfung des Kreuzes, die Verachtung der Sacramente, der Kuß, das Homagium und die Unzucht. Der Kopf scheint da, wo er nicht einfach auf Götzendienst zu deuten ist, mehr dem gelehrteren Zauberwesen anzugehören.

Anmerkungen.

1) Proceß gegen den Orden der Tempelherren. Aus den Originalacten der päpstlichen Commission in Frankreich. Hamburg 1792. — Procès des Templiers, publié par M. Michelet. Paris 1841. — Moldenhawer's Uebersetzung, obgleich nicht frei von einzelnen Verstößen, die hauptsächlich aus den Schwierigkeiten des Manuscriptlesens hervorgegangen zu sein scheinen, ist im Ganzen treu, doch kürzt sie häufig da, wo das Original Wiederholungen hat, ab. Ein Uebelstand hierbei ist, daß dergleichen vom Uebersetzer resumirte Stellen nirgends durch den Druck von den wörtlich gegebenen ausgezeichnet sind. — Dupuy, welcher ebenfalls dies Actenstück vor sich hatte, hat in seinem bekannten Werke eine sehr einseitige und ordnungslose Auswahl einzelner Fragmente aus demselben mitgetheilt.

2) Von Münter's Statutenbuche ist hier nicht zunächst die Rede, da die Mysterienfreunde durch die in demselben enthaltenen ehrbaren Statuten sich nicht abhalten lassen, dem Orden für seine spätere Zeit auch noch geheime beizumessen, in welchen sein wahres System sich ausspreche; es sind hier vielmehr diejenigen Nachweisungen gemeint, welche Münter in seiner Kritik der Beschuldigungen des Tempelordens aus verschiedenen Quellen beigebracht

hat. Uebrigens ist der Charakter jener bis zum Untergang des Ordens gesetzlich gültigen und, wie allgemein zugegeben wird, vor den Augen der Welt auch beobachteten Statuten ein so entschieden katholisch-mönchischer, daß schon darin ein psychologisch nöthigender Grund liegen möchte, die Nebenexistenz eines in jeder Hinsicht diesem Charakter widersprechenden Geheimtreibens, wie es als Ordenssache stattgefunden haben soll, von vorn herein zu bezweifeln. Ich bedaure hierbei, daß mir die neulich von de Chambure aus einer Handschrift von Dijon herausgegebenen Ordensstatuten noch nicht zugänglich gewesen sind. Glaubwürdigen Versicherungen zufolge sind sie mit dem Inhalte von Münter's Statutenbuche in vollkommenem Einklang.

3) Monumens historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du Temple et à l'abolition de leur ordre. Paris, 1813.

4) Geschichte des Tempelherrenordens nach den vorhandenen und mehren bisher unbenutzten Quellen. Drei Bände. Leipzig 1826—35.

5) Bd. II. S. 305.

6) Bd. I. S. 368.

7) Gesch. des Mittelalters, Th. I. S. 364.

8) Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. IV. Bd. 1. Thl. Frankfurt a. M. 1839. S. 189 u. 192.

9) „Et quia praedicti Magister et fratres in fidei Catholicae puritate constantes, a nobis et ab omnibus de regno nostro tam vita, quam moribus habentur multipliciter commendati, non possumus hujusmodi suspectis relatibus dare fidem, donec super his nobis plenior innotuerit certitudo." Der König redet dann weiter von den Beschuldigungen als „sinistris detractionibus et calumpniis ac criminibus per aliquos aemulos et reprobae voluntatis, qui illorum merita ad perversitatis opera, cultui divino opposita, reducere moliuntur." Wilcke a. a. O. Bd. II. Beilage 12.

10) „Et licet ad credendum, quae tunc dicebantur (nämlich vom König 1305 und im Frühling 1307), cum quasi incredibilia et impossibilia viderentur, nostrum animum vix potuerimus applicare, quia tamen plura incredibilia et inaudita extunc audivimus de praedictis, cogimur haesitare etc.“ Schreiben des Papstes an Philipp vom 24. Aug. 1307. — „Sane dudum, circa promotionis nostrae principium ad apicem Apostolicae dignitatis, ad nostrum quadam levi suggestione pervenit auditum, quod — — Templarii, sub religionis pallio militantes exterius, in apostasiae perfidia intus vixerunt hactenus in detestabili haeretica pravitate. Caeterum — — — suggestioni praedictae noluimus aures credulas exhibere. Verum postea auribus carissimi in Christo filii nostri Phil. Reg. Franc. Illustris insonuit, quod singuli fratres, — cum ordinem ipsum ingrediuntur, expressis verbis abnegant Dominum Jesum Christum, nec non ydolum adorant etc.“ Schreiben des Papstes an Eduard von England vom 22. Nov. 1307.

11) „Philippus Dei gratia Francorum Rex etc. Opera pietatis et misericordiae, magnifica plenitudo, quae in sancta domo militiae Templi — — — longe lateque per orbem terrarum jugiter exercentur, — — — merito nos inducunt, ut dictae domui Templi et fratribus ejusdem in regno nostro ubilibet constitutis, quos sincere diligimus et prosequi favore cupimus speciali, regiam liberalitatis dextram extendamus. Etc.“ Aus dem Trésor des Chartres. Raynouard S. 14.

12) Raynouard S. 190.

13) Des Papstes Versicherung in der Bulle Faciens misericordiam, daß der König gehandelt habe „non typo avaritiae (cum de bonis Templariorum nihil sibi vindicare vel appropriare intendat, imo a nobis et ecclesiae per deputandos a nobis administranda, gubernanda, conservanda et custodienda liberaliter ac devote in regno suo dimisit, manum suam exinde totaliter amovendo) sed fidei orthodoxae fervore accensus“ u. s. w., — ist in Hinsicht auf die beigelegten Motive eine diplomatische, in Beziehung auf die darin erwähnten factischen Verhältnisse eine historische Unwahrheit.

14) Articuli quaestionum in negotio Templariorum. No. 6. Sexto quaeritur de bonis, quae dicti Templarii in communi tamque sua propria possidebant, an causa hujusmodi debeant confiscari, in cujus potestate constituta sunt. Aus dem Trésor des Chartres. S. Raynouard S. 24.

15) Raynouard S. 197 fg. Wilcke II. S. 60 fg.

16) Zu Lyon 1305 bei Gelegenheit der Krönung des Papstes, und zu Poitiers im Mai 1307.

17) Dieses Schreiben wird von Vielen, namentlich auch von Fleury, in das Jahr 1306 gesetzt; Wilcke (Gesch. des Tempelherrenordens Th. I. S. 278 und Th. II. S. 255) datirt es gar vom 24. Aug. 1305. Daß es ins J. 1307 gehört, hat der Verf. der Hist. de Languedoc Tom. IV. Note XIV. p. 559 klar erwiesen, wo zugleich der Grundirrthum von Baluze, dem die Meisten gefolgt sind, aufgeklärt wird.

18) — — — Serenitatem tuam in Domino exhortantes, quatenus tuum consilium in praemissis et informationem, quam super iis recepisti, ac quicquid tuae providentiae videbitur expedire, nobis per literas tuas vel nuncios plene ac integraliter e vestigio intimare procures.

19) Principem saecularem non posse cognoscere de haeresi, nisi cum Episcopus ei causas istiusmodi committit judicandas, posse tamen eum in casu necessitatis, ubi imminet periculum, prehendere accusatos cum proposito reddendi Ecclesiae.

20) Hist. de Languedoc T. IV. p. 138, aus Originalacten der königl. Bibliothek. Ménard Hist. de la ville de Nismes, Preuves p. 195 sq.

21) Hist. de Languedoc a. a. O. Ménard Hist. de Nismes, Pr. p. 196.

22) Rex ad requisitionem Inquisitoris haereticae pravitatis in regno suo generaliter a sede Apostolica deputati — — — — Magistrum majorem et alias singulares personas dicti

ordinis — — — capi fecit. Schreiben des Papstes an Eduard von England.

23) Ein Schreiben Wilhelm's an die Inquisitoren zu Toulouse und Carcassonne vom 20. Sept. 1307 gibt bereits folgende wesentliche Punkte an: die dreimalige Verleugnung Christi, die dreimalige Bespeiung des Kreuzes, die unzüchtigen Küsse bei der Reception und die Sodomie ex ordinis statutis. S. Ménard Hist. de Nismes Preuves p. 206. Die im Einverständnisse mit Wilhelm erlassene königliche Ordonnanz zur Verhaftung und Verhörung der Templer fügt noch die Anbetung des Idolkopfes, das Tragen einer an demselben geweihten Schnur und die Ketzerei hinsichtlich des Abendmahls hinzu. Ménard, Preuves p. 196.

24) „Envoyer au Roi, sus les seaux des commissaires de l'Inquisiteur, le plustost que ils porront, la copie de la déposition de ceux qui confesseront les dites erreurs, especiaument le reniement de nostre Seignéur Jehsu-Crit." Raynouard p. 39.

25) Raynouard (S. 50) spricht die Ueberzeugung aus, daß sogar die wörtliche Redaction dieser 127 Artikel am französischen Hofe besorgt worden sei. Dies gründet sich auf den Umstand, daß man im Trésor des Chartres das mit Correcturen bedeckte Concept zu denselben aufgefunden hat. Ob genügender Grund vorliege, alle in jenem Archive befindlichen Actenstücke auch als in den königlichen Kanzleien verfaßte zu betrachten, vermag ich nicht zu beurtheilen.

26) Hist. de Languedoc T. IV. p. 138. Ménard, Pr. p. 196. . . . . examinent omni modo, quo poterunt, etiam, ubi faciendum viderint, per tormenta...... et si veritatem confiteantur, eis venia promittatur, ad integritatem ecclesie et fidei redeundo; alias quod eos condempnationis periculum sustinere oportet.

27) Moldenhawer S. 33. Michelet (Procès des Templiers) p. 36. „Und itzt betheure ich, daß, wenn ich noch einmal, und wäre es auf noch so kurze Zeit, gefoltert werden sollte, ich alles vorher Gesagte leugnen und alles, was einer von

mir fodern wird, bekennen werde. Ich bin bereit, für die Ehre des Ordens mich köpfen, brennen, sieden zu lassen; aber so langwierige Martern, wie ich in meiner nun mehr als zweijährigen Gefangenschaft erduldet habe, auszuhalten, ist mir unmöglich." Ponsard de Gisi. Moldenh. S. 34. Michelet S. 37.

28) Raynouard S. 31 fg.

29) Moldenhawer S. 33.

30) Hat ein Templer Geständnisse abgelegt, und wäre es der Großmeister selbst, so hat er aus seinem Halse gelogen, — sagten die im Hause von Mas-Deu vor dem Bischof von Elne Verhörten.

31) Der Papst verkündet dies in der Bulle Faciens misericordiam. Als später die päpstlichen Commissarien dem Großmeister seine angeblichen Geständnisse aus dieser Bulle vorhielten, bekreuzte er sich, gab sein Erstaunen über diese und andre Behauptungen derselben zu erkennen und brach in die Worte aus: „Wären päpstliche Commissarien Leute, denen man etwas bieten dürfte, so würde ich etwas anderes sagen. — Wollte Gott, daß es solchen Frevlern bei uns erginge, wie bei Saracenen und Tataren, die den Erfindern der Bosheit die Köpfe abschneiden oder mittendurch sie zertheilen!" Moldenh. S. 31. Michelet Procès des Templiers p. 34.

32) — — — citavit (Clemens) — — — fratres dicti ordinis, quod comparerent ad dicendum — — de praedictis omnibus veritatem, ac deinde ipse ordo per idoneos syndicos vel defensores coram ipso (Papa) in generali concilio — — comparere curaret, justam dante domino sententiam vel ordinationem apostolicam recepturus. Moldenh. S. 15. Michelet Procès des Templiers p. 13.

33) Moldenh. S. 21. 26. Michelet S. 23. 29.

34) „Der Tempelorden ist von allen den ihm aufgebürdeten Sünden und Lastern rein und unbefleckt und ist es immer gewesen. — — Ferner erklären wir die Aussagen aller Tempelbrüder, welche jene Beschuldigungen alle oder doch zum Theil eingestanden

haben, für Lügen, aber sehr verzeihliche Lügen, weil sie Wirkung der Todesfurcht waren. Sie müssen den Orden so wenig beeinträchtigen, als ihre Bekenner, weil sie bekanntlich durch die heftigsten Martern aus ihnen erpreßt und diejenigen, welche nicht selbst die Folter duldeten, wenigstens durch die Schrecknisse derselben und durch den Anblick der Gefolterten geängstigt wurden. Daß sie dann bekannten, was ihre Peiniger wollten, ist ihnen nicht beizumessen. Eines Einzigen Strafe ist Vieler Schrecken. Die Lüge erschien ihnen als das einzige Mittel, um der Strafe oder der Furcht des Todes entgehen zu können, Anderer jetzt zu geschweigen, die durch Bitten, Bestechung, glatte Worte, große Versprechungen oder Drohungen verleitet sein mögen. — Alles dies ist so allgemein kundig, daß kein Verhehlen möglich ist." — Erklärung der Gefangenen im Pariser Tempel, Moldenhawer S. 100. Andere Erklärungen S. 104. Michelet S. 115. 120.

35) Quare paternitati vestre supplicor, — — — quatenus predictus Magister noster, Francie, Aquitanie, Cipri, Normanie preceptores, et omnes alii fratres quotquot sunt in custodia gentis Regis, ponantur in manu ecclesie penitus ita quod gentes Regis nec ejus ministri aliquatenus de ipsorum custodia se intromittant, quia scimus predictos fratres non audere consentire defensioni ordinis propter eorum metum et seductionem et falsas promissiones, quia quamdiu durabit causa, durabit et confessio falsa, etc. — — — Item, quod omnes fratres qui relicto habitu ordinis cotidie conversantur inhoneste, ponantur in manu ecclesie et in custodia secura, donec cognitum sit utrum falsum vel bonum perhibuerint testimonium, quia scio eos et quosdam alios prece vel precio fore corruptos. Protestation der Bevollmächtigten, Michelet S. 127, Moldenh. S. 106. (Moldenhawer hat hier einige Ungenauigkeiten). — Procuratoren wollen die Gefangenen nicht wählen, quia magnum pericullum esset quod submitterent statum et honorem tocius ordinis et personarum suarum in defensionem quatuor vel quinque personarum, quia si, per impressionem aliquorum potencium virorum, illi defensores minus sufficienter defenderent dictum ordinem etc. — Michelet S. 148. Moldenh. S. 128.

36) Moldenh. S. 62. Michelet S. 71. Der Empfänger des Billets wurde in der Folge verbrannt.

37) Die Zahl mehrte sich später noch beträchtlich; Raynouard rechnet im Ganzen gegen 900. S. 80.

38) Omnes fratres generaliter sunt tanto timore et terrore percussi, quod non est mirandum quodammodo de hiis, qui mentiuntur, sed plus de hiis, qui sustinent veritatem, videndo tribulationes et angustias, quas continue veridici patiuntur — — — et bona, commoda et delicias ac libertates, quas habent falsidici etc. Item, dicunt quod extra regnum Francie nullus in toto orbe terrarum reperietur Frater Templi, qui dicat, vel qui dixerit ista mendacia; propter quod satis patet, quare dicta sunt in regno Francie, quia, qui dixerunt, corrupti timore, prece vel pretio testificati fuerunt. — — Illi, qui suggesserunt illa mendacia, — — — quesierunt apostatas seu fratres fugitivos ab ordine Templi, — ad invenientes et fabricantes una cum eis illa scelera et orenda (horrenda) mendacia, — — seducentes eosdem ita, quod ad eorum suggestionem omnes, quotquot poterant inveniri, querebant et adducebant etc. — Cotidie, per se vel per alios, monent et suadent, per verba, nuncios et litteras, ne a falsis depositionibus, extortis metus causa, recedant, quia, si recesserint, prout dicunt, comburentur omnino. — — — Unde supplicant (die Gefangenen), quod in examinatione ipsorum talis et tanta securitas detur, quod absque terrore possint ad veritatem redire. Moldenhawer S. 139 fg. Michelet S. 166.

39) Moldenh. S. 236. Michelet S. 274.

40) Raynouard S. 111. — Unum autem mirandum fuit, quia omnes singulariter et sigillatim confessiones, quas prius fecerunt in judicio et jurati confessi fuerunt dicere veritatem, penitus retractaverunt, dicentes, se falsa dixisse prius et fuisse mentitos, nullam super hoc reddentes causam aliam, nisi vim vel metum tormentorum, quod de se talia faterentur. Chron. Simonis Mont. Fort. ad ann. 1310 bei Duchesne V. p. 790

41) Moldenh. S. 175. Michelet S. 202. Item, quod, ut facilius et melius possent induci Fratres predicti ad menciendum et testificandum contra se ipsos et Ordinem, dabantur eis littere cum bulla domini Regis pendente, de conservatione membrorum et vite, ac libertatis, ac omni pena, et diligenter cavebatur eisdem de bona provisione et magnis reditibus sibi dandis annuatim in vita ipsorum, praedicendo semper eis, quod Ordo Templi erat condempnatus omnino.

42) Namentlich Zeuge 9, 12 und 13. „Dieser Zeuge (Nr. 13) schien den Commissarien mehr als willfährig und im Sprechen voreilig zu sein; aber in mehren seiner Aussagen schwankte er auch hin und her und widersprach sich oft.“ Er hält die bösen Gewohnheiten des Ordens schon für 500 Jahre alt. — Im Anfang ist bemerkt: „Er verstand Latein.“ Am Ende des Verhöres heißt es: „Die Fama publica behaupte, daß der Orden verdächtig sei. Er ward gefragt, was er unter Fama publica verstehe, und er wußte es nicht.“ Moldenh. S. 217 fg. Michelet S. 254 fg.

43) Paris gehörte zur Provinz von Sens.

44) Man halte dieses Verfahren mit dem sehr richtigen Grundsatze der allgemeinen Instruction für die Ketzerinquisition zusammen: Ut quis haberi possit relapsus, necesse est, quod constet, eum fuisse lapsum, et nunc esse relapsum. Raynouard S. 104. Auch wurde es von gleichzeitigen Concilien misbilligt.

45) Raynouard S. 100 fg.

46) Moldenh. S. 236. Michelet S. 274.

47) Am 13. Mai erschien der Zeuge 16 in voller Verzweiflung, betheuerte die Grundlosigkeit der Anklagen, erklärte aber, daß er seit gestern sich entschlossen habe, „eidlich alle dem Orden aufgebürdeten Missethaten einzugestehen, ja, würde es von ihm gefodert, zu bekennen, daß er den Herrn ermordet habe!“ Moldenh. S. 238. Michelet S. 276.

48) Z. B. Zeuge 72, Moldenh. S. 397. Michelet S. 503. Et est sciendum quod ipse testis fuit in dicto con-

cilio Senonensi condempnatus ad carcerem perpetuum, reservata potestate mitigandi, secundum portamentum ejusdem, ut dixit. Eine „gewisse Clausel" ist bei der Verurtheilung Anderer erwähnt.

49) Moldenh. S. 636. Der bis jetzt erschienene erste Band des Michelet'schen Originals reicht nur bis zum Verhöre des 121. Zeugen, S. 486 bei Moldenhawer.

50) Die deshalb erlassenen Schreiben s. b. Raynouard S. 132 und 166, aus den geheimen Archiven des Vatican.

51) Raynouard S. 123 fg.

52) Harduin. Concil. gen. T. VII. p. 1317.

53) Dudum siquidem ordinem Domus militiae Templi Jerosolymitani — — — non per modum diffinitivae sententiae, cum eam super hoc, secundum inquisitiones et processus super hiis habitos non possemus ferre de jure, sed per viam provisionis seu ordinationis Apostolicae, irrefragabili et perpetuo valitura sustulimus sanctione etc.

54) Selbst noch am 7. April 1310, als die Ritter den bösen Ruf des Ordens in Abrede gestellt hatten, wissen ihnen die Commissarien kein anderes Argument entgegenzuhalten, als die päpstliche Bulle. Moldenh. S. 147. Wilcke's Meinung (I. 278), daß der Großmeister schon in Cypern böse Gerüchte über den Orden vernommen haben müsse, fließt aus dem bereits oben bezeichneten chronologischen Irrthum, durch welchen ein ins J. 1307 gehöriges Schreiben des Papstes ins J. 1305 versetzt worden ist.

55) Es genügt, auf die bezüglichen Schriften von Raynouard, Sylvestre de Sacy, Rell und Graf zu verweisen.

56) Nach den Ordensstatuten stand auf dem Verbrechen gegen die Natur ewige Kerkerstrafe mit Ketten an Hals, Händen und Füßen.

57) Raynouard hat an verschiedenen Orten diese Widersprüche mit Klarheit zusammengestellt.

58) Das hat schon Herder in seinen, neuerdings zu wenig beachteten und von Wilcke (II. 340) mit Unrecht so geringschätzig beurtheilten Briefen über die Tempelherren im Allgemeinen trefflich nachgewiesen.

59) Moldenh. S. 73 fg. Michelet S. 89.

60) Art. 1. Quod quilibet in receptione sua, et quandoque post, vel quam cito ad haec commoditatem recipiens habere poterat, abnegabat Christum, aliquando crucifixum, et quandoque Jesum, et quandoque Deum, et quandoque beatam virginem, et quandoque omnes Sanctos et Sanctas Dei, inductus seu monitus per illos, qui eum recipiebant. — Es ist augenscheinlich, daß die Variationen dieses, sowie der folgenden Artikel aus der Verschiedenheit der Aussagen in den früheren Verhören entstanden sind. In den folgenden Aussagen ist es fast immer Christus oder Jesus, der verleugnet wird. — Art. 9. Item, quod faciebant illos, quos recipiebant, spuere super crucem seu super signum vel sculpturam crucis et imaginem Christi, licet interdum qui recipiebantur spuerent juxta. 10. Item, quod ipsam crucem pedibus conculcari quandoque mandabant. 12. Item, quod mingebant et conculcabant interdum et alios mingere faciebant super ipsam crucem, et hoc in die Veneris sancta aliquoties faciebant.

61) Die Verleugnung Christi findet sich schon in der Fabel vom Vicedominus Theophilus, dann wieder in einer derselben nachgebildeten Erzählung bei Vincentius von Beauvais (Spec. hist. VII. 105 u. 106), wo ein Jüngling, der vor dem Teufel Christum verleugnet hat, durch die Gunst Maria's gerettet wird, weil er voll Reue die Fürsprache derselben angerufen hatte. Als Gegenstand inquisitorischer Untersuchung kommt die abnegatio fidei Jesu Christi in Urkunden schon 1270 vor. Hist. de Languedoc T. V. Preuves p. 5.

62) Philippus Francorum Rex etc. Clamor validus et insinuatio luctuosa fidelium et subditorum nostrorum — — — ad nostram audientiam perduxerunt, quod frater Fulco ordinis Praedicatorum, qui pro inquisitore haereticae pravitatis in

partibus Tolosanis se gerit, — — —' sub umbra defensionis catholicae fidei — — — — processus suos a captionibus, quaestionibus et inexcogitatis tormentis incipiens, personas, quas pro libito asserit haeretica labe notatas, abnegasse Christum etc. vi vel metu tormentorum compellit etc. — Aus dem J. 1301. S. Hist. de Languedoc Tom. IV. Preuves p. 118.

63) Peter von Bruis (seit 1104) ließ einst in Languedoc einen Scheiterhaufen aus Kreuzen errichten und dieselben verbrennen.

64) Niemand verehrt den Galgen, an welchem sein Vater gestorben ist, sagten die Bogumilen.

65) So der Bogumile Basilius, dem der Kaiser Alexius Komnenus die Wahl zwischen dem Feuertode und der Anbetung des Kreuzes ließ; ebenso eine Secte, welche der Erzbischof Heribert v. Mailand gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts in der Nähe von Turin aufspürte.

66) Dies verlangten die Statuten (Münter, Statutenbuch S. 136), und die Verhörten durften sich auf die Befolgung dieser Anordnung als auf eine notorische Sache berufen. Moldenh. S. 119, 189, 270, 295 und öfter. Michelet S. 141, 217, 322 u. s. w.

67) Item, quod adorabant quendam catum sibi in ipsa congregatione apparentem quandoque. 15. Item, quod haec faciebant in vituperium Christi et fidei orthodoxae.

68) Der Kater im Ketzerwesen verdankt seinen Ursprung einem etymologischen Kunststück des berühmten Alanus von Ryssel († 1202), welcher ihn brauchte, um den Namen der Katharer von ihm abzuleiten: „Catari (sic!) dicuntur a cato, quia osculantur posteriora catti, in cujus specie, ut dicunt, apparet eis Lucifer.“ (Alani ab Insulis op. adv. haereticos. Ed. Masson. Paris 1612. p. 145). Dies wurde sogleich weiter benutzt. Eine Bulle Gregor's IX. v. 1233 berichtet, daß in den Ketzerversammlungen der Stedinger der aufzunehmende Noviz einem schwarzen Kater den Hintern küsse, worauf die Anwesenden ihr Haupt gegen denselben neigen und Sprüche murmeln. — Der Kuß ist das

Zeichen des dem Teufel dargebrachten Homagiums. Dämonen in Thiergestalt hatte man schon den Massalianern, dann den im J. 1021 zu Orleans hingerichteten Manichäern erscheinen lassen.

69) Hist. de Languedoc, Tom. IV. p. 141. Raynouard S. 294.

70) Welche Bewandtniß es mit der von den Ordensoberen ertheilten Absolution hatte, läßt sich aus Münter's Statutenbuch S. 242 fg. ersehen. Sie betraf nur Verstöße gegen die Ordensregel und die Statuten und ward keineswegs an die Stelle der Sacramentalabsolution gesetzt. Vgl. Michelet S. 181 und andre Stellen.

71) 30. Item, quod in receptione fratrum dicti ordinis vel circa interdum recipiens et receptus aliquando se deosculabantur in ore, in umbilico seu ventre nudo, et in ano seu spina dorsi. 31. Item, aliquando in umbilico. 32. Item, aliquando in fine spinae dorsi. 33. Item, aliquando in virga virili.

72) Die Heiden warfen den Christen vor, daß sie die Genitalien ihrer Priester anbeteten; aus der sogenannten Adoration oder dem Bruderkusse der Katharer deutete man die scandalösen Huldigungsküsse. Konrad von Marburg zwang seine Opfer zu dem Geständnisse, einen blassen Mann geküßt zu haben. Nach Gregor's IX. Bulle küßt bei den Stedingern der Novize einen hagern, kalten und blassen Mann und fühlt unmittelbar nach dem Kusse, daß der katholische Glaube bis auf die letzte Spur aus seinem Herzen gewichen ist. — Das osculum pacis, welches bei den Templern, wie bei den Benedictinern und andern Orden statutenmäßig gegeben wurde, war sehr unschuldiger Art. S. Münter's Statutenb. S. 41.

73) Item, quod fratribus, quos recipiebant, dicebant, quod ad invicem poterant unus cum alio commisceri carnaliter. 42. Item, quod debebant hoc facere ad invicem et pati. 43. Item, quod hoc facere non erat eis peccatum. 44. Item, quod hoc faciebant ipsi vel plures eorum. 45. Item, quod aliqui eorum.

74) Gemeine Unzucht und Incest, als Sache des Cultus, gehörten unter die ganz gewöhnlichen Beschuldigungen gegen die älteren Ketzer; das rohe Naturvolk der Stedinger sollte, der päpstlichen Bulle zufolge, seine religiösen Zusammenkünfte durch die schandbarsten Begehungen von Päderasten und Tribaden beflecken. Das Ganze findet seinen Abschluß in der Unzucht mit den Buhlteufeln, die in den Hexenprocessen als ständiger Artikel wiederkehrt. 1275 wurde bei dem großen Auto da Fe zu Toulouse, welches der Inquisitor Hugo von Beniols anstellen ließ, zum ersten Male die Todesstrafe über ein der Teufelsunzucht beschuldigtes und geständiges Weib ausgesprochen. Hist. de Languedoc. T. IV. p. 17.

75) Nach den Statuten wurde die Sodomie mit der Ausstoßung aus dem Orden bestraft (Münter Statutenb. S. 257); nach einer Zeugenaussage bei Moldenh. S. 613 wurde der Schuldige noch überdies auf Lebenszeit eingekerkert.

76) Hist. de Languedoc Tom. IV. p. 141. Aussage des Zeugen Bernhard de Selgues im J. 1311. Il ajouta, qu'il avait alors adoré cette tête avec tous les autres templiers, que dans l'instant divers démons parurent sous la figure de femmes, dont chacun abusa à son gré, mais qu'il ne fut pas du nombre. — Raynouard p. 294: Bertrand de Sylva dit avoir vu le diable, dans un chapitre, sous la forme de chat et sous celle de femme.

77) 46. Item, quod ipsi per singulas provincias habebant idola, videlicet capita, quorum aliqua habebant tres facies, et alia unam, et aliqua cranium humanum habebant. 47. Item, quod illa idola vel illud idolum adorabant, et specialiter in eorum magnis capitulis et congregationibus. 48. Item, quod venerabantur. 49. Item, quod ut Deum. 50. Item, quod ut Salvatorem suum. 51. Item, quod aliqui eorum. 52. Item, quod major pars eorum, qui erant in capitulis. 53. Item, quod dicebant, quod illud caput poterat eos salvare. 54. Item, quod divites facere. 55. Item, quod omnes divitias ordinis dabat eis. 56. Item, quod facit arbores florere. 57. Item, quod terram germinare.

78) Wie Wilcke (Th. I. S. 352) zu der Behauptung kommt, daß Raynouard S. 286—304 den Kopf in den Templerversammlungen nicht leugne, ist schwer zu begreifen; gerade den bezeichneten Abschnitt hat Raynouard dem Beweise gewidmet, daß es widersinnig sei, die Existenz des Kopfes anzunehmen. Diese Leichtfertigkeit ist übrigens nicht die einzige in dem Buche Wilcke's, der sich nicht selten eben so ungegründeten, als ungemessenen Tadel gegen andre Schriftsteller erlaubt.

79) Schon Josephus (contra Apion. lib. II.) widerlegt Apion's Behauptung, daß Antiochus Epiphanes bei der Ausplünderung des Tempels zu Jerusalem einen goldenen Eselskopf von großem Werthe gefunden habe, als eine alberne Erfindung, durch welche man den Juden zu schaden beabsichtige. Aus Minucius Felix weiß man, daß die Heiden diesen Kopf als Gegenstand der Anbetung auf die ältesten Christengemeinden übertrugen.

80) Bertrand de Selgues in den Protocollen von Nimes: Cette tête repondait à toutes les questions du maître de l'ordre, qui était présent. Hist. de Languedoc IV, 141.

81) Dans un chapitre à Montpellier apparut le Diable sous la figure d'un chat, rôdant à l'entour d'une tête que tenait le Président du Chapitre. Verhöre zu Nimes bei Raynouard.

82) S. d. Art. 53 fg. Vgl. die Aussage von Bertrand de Selgues: qu'il avait assisté plusieurs fois aux chapitres provinciaux des Templiers tenus à Montpellier, et que dans un de ces chapitres, qui était assemblé pendant la nuit, suivant l'usage, on y exposa un chef ou une tête, que cette tête parla aux uns et aux autres, et qu'elle avait promis aux frères une bonne moisson, avec de la possession de richesses et de tous les biens temporels. Hist. de Languedoc a. a. O.

83) Die Zeugen, welche über den Kopf Geständnisse abgelegt haben, lassen sich in Hinsicht auf die Deutung desselben füglich in zwei Hauptclassen theilen. Die Einen denken sich Bilder, die einem unchristlichen, namentlich dem muhammedanischen Cultus angehören möchten (ein gewöhnlicher Glaube der Christen im

Mittelalter, obgleich der Islam die Bilder verwirft), z. B. Allah, Muhammed. Den Andern schweben die sogenannten astrologischen Bilder vor, denen man mächtige Zauberwirkungen beimaß. Ueber die letzteren sagt Johannes v. Salisbury (Policrat. I. 11.): Ad tantam denique quidam pervenere vesaniam, ut ex diversis stellarum positionibus dicant imaginem ab homine posse formari, quae si per intervalla temporum et quadam proportionum ratione in constellatione servata formetur, stellarum nutu recipiet spiritum vitae et consulentibus occultae veritatis manifestabit arcana. — Dergleichen Sagen liefen damals stark um. Von Gerbert's Kopf erzählt Wilhelm von Malmesbury; Albertus d. G., Roger Baco und Arnold von Villeneuve sind zu Besitzern ähnlicher Figuren gemacht worden. — Ueber den muthmaßlichen Ursprung der Fabeln von solchen Zauberköpfen s. Herder, Historische Zweifel über Nicolai's Buch von den Beschuldigungen, welche den Tempelherren gemacht worden ꝛc. 3. Brief. Von den Köpfen selbst ist hier sehr Beachtenswerthes gesagt; doch scheint mir der im 4. Briefe gemachte Versuch, eine bestimmte Thatsache aufzufinden, welche Veranlassung geworden sein könnte, daß man aus Misdeutung den Templern solche Köpfe beilegte, überflüssig und allzu künstlich. Die Ankläger bedurften keiner misverstandenen Thatsache, um die Frage zu stellen, und die Gefolterten ebenso wenig, um eine vorgelegte Suggestivfrage zu bejahen.

84) Im Ganzen finde ich nur zwei Zeugen, welche den durch Nicolai und Hammer so berühmt gewordenen Namen Baffometus in die Protokolle gebracht haben, beide zu Carcassonne. In den betreffenden Stellen bei Raynouard heißt es: Gauzérand de Montpézat, reçu dans une grange de la maison de Perosiis, nommée Lesbrésines, depuis sept ans, dit que le chef, qui le recevait, lui montra une idole dorée, ayant la forme d'homme avec de la barbe; ce chef lui déclara qu'elle était faite in figuram Baffometi; et lui Gauzérand renia trois fois la croix, adsorando dictam ymaginem sive ydolum ter. — Raymond Rubei dépose que celui qui le recevait lui montra un bois où était peinte figura Baffometi, et illam asoravit osculando sibi pedes, dicens yalla verbum Sarracenorum. (Ray-

nouard S. 291). Daß Baffomet eine bei den christlichen Schriftstellern des Mittelalters ganz gewöhnliche Namensverdrehung für Mahomet ist, hat bereits Herder (a. a. O. Brief 2 u. 3) nachgewiesen. Hierzu stimmt ganz die Aussage eines Zeugen zu Florenz, welcher einen Bruder im Capitel die übrigen zur Verehrung des Idols mit folgenden Worten auffodern läßt: **Istud caput vester Deus est et vester Mahumet.** Raynouard S. 295.

85) S. auch Münter's Statutenbuch S. 48 u. 174. Vgl. Moldenh. 213, 232, 277 u. öfter. Eine ähnliche Schnur trugen die Benedictiner.

86) Statut war es allerdings bei den Templern ebenso gut, als bei den Johannitern und deutschen Herren, daß die Ordensglieder in der Regel nur den Capellänen des Ordens beichten sollten, und es kann darin nichts Auffallendes liegen; wo aber keine Ordenspriester zur Hand waren, durfte die Beichte auch vor einem andern geschehen. S. Münter's Statutenb. S. 104. 130. Moldenh. S. 157, 206, 295, 325, 331 u. öfter. Michelet S. 180, 239, 366 u. s. w.

87) Dieser Vorwurf ist in den Verhören oft zugegeben, oft bestritten worden. Vermuthlich war es nicht in einer Comthurei, wie in der andern. Noch 1304 hatte Philipp selbst die Mildthätigkeit des Ordens gerühmt. **Opera pietatis et misericordiae, magnifica plenitudo, quae in sancta domo militiae Templi, ab olim divinitus instituta, longe lateque per orbem terrarum jugiter exercentur,** — sind des Königs eigne Worte. Raynouard S. 14.

88) Spätere Chronisten haben noch ungleich mehr Greuel auf die Templer gehäuft, als die ursprüngliche Anklage enthält. Unter andern begegnet man auch wieder der in den Fabeln von den Ketzern längst einheimischen Zauberasche und dem Kinderverbrennen. So in der Chronik von St.-Denis (bei Dupuy): **Le VIII article est tel: Que si nul templier en leur idolâtrie bien affermé mourut en sa malice, aucunement ils le faisoient ardoir, et de la poudre de lui donnoient à manger aux nouveaux templiers, et ainsi plus ferme leur créance et idolâtrie te-**

noient, et du tout méprisoient le corps de Jesus-Christ. — Le XI article est tel: Car encore faisoient ils pis: car un enfant nouveau engendré d'un templier et une pucelle étoit cuit et rôti au feu et toute la graisse ôtée de celle étoit sacrée et ointe leur idole. S. Wilcke II. S. 266. — Den Juden hatte man ähnliche Frevel vorgeworfen, unter andern, daß sie zur Feier des Osterfestes das Herz eines geschlachteten Christenknaben genössen. Innocenz IV. erklärte dies 1247 in einem Schreiben an den hohen Klerus für böswillige Erfindung Solcher, welche Vorwände suchen, um die Juden ausplündern und morden zu können. Auch Innocenz III. und Gregor IX. haben sich dieses hart bedrückten Volkes angenommen; welche Stimme aus Rom hat aber jemals diejenigen Verleumdungen bestritten, die man stets den sogenannten Ketzern entgegenschleuderte?

89) Lehrbuch der Kirchengeschichte, II. Bd. 3. Abth. S. 15. Auf Gieseler bezieht sich auch E. A. Schmidt (Gesch. v. Frankreich, Bd. I. S. 693. Hamb. 1835).

90) Am 22. Nov. 1309, 20. Febr. 1310 und 12. Jan. 1311.

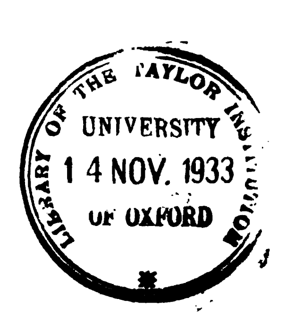
Ueber

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine den 27. Januar 1844

von

Friedrich von Raumer.



Die Jungfrau von Orleans.

Drei Dichter, welche drei der gebildetsten Völker (Engländer, Franzosen und Deutsche) ihren größten Genien beizählen, haben die Jungfrau von Orleans auf's Verschiedenartigste dargestellt. Im Shakspeare konnte sie jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielen, weil er sich der altenglischen Ansicht anschloß, sie habe mit dem Teufel im Bunde gestanden. Voltaire machte gemüthlos ihre reine Gestalt zum Träger platter, unsittlicher Erfindungen und frivoler Witze, welche zu seiner Zeit Entschuldigung fanden, jetzt aber ganz ungenießbar sind. Schiller erhob sie zum Mittelpunkt eines reichen, mannigfaltigen Kunstwerkes, und seine Begeisterung hat unzählige Gemüther so ergriffen, daß die Jungfrau ihnen das vollkommene Muster der edelsten Weiblichkeit und verklärtesten Heiligkeit geworden ist.

So verschieden, ja entgegengesetzt aber auch die Auffassung und Darstellung Shakspeares, Voltaires und Schillers ist, stimmen sie doch darin wesentlich überein, daß die beiden ersten das Geschichtliche ganz bei Seite lassen, und der dritte nur äußerst wenig Rücksicht darauf nimmt. Ungeschichtlich ist z. B. bei

Schiller das Erscheinen der Jungfrau Maria, die Erzählung vom Helme, der Sieg Johanna's vor ihrer Zusammenkunft mit dem Könige, der eilige Glaube an ihre göttliche Sendung, die Einwirkung der Agnes Sorel (welche der König erst nach Johannas Tode kennen lernte [1])), die Versöhnung mit Burgund und dü Chatel, das Tödten aller Engländer, die Heirathsanträge der französischen Großen, die Liebschaft mit Lyonel, das Erscheinen des angeblichen Bräutigams, die Anklage Johannas durch ihren Vater, die Gefangennehmung durch Isabeau, das Kettenbrechen, die Befreiung, der Tod!

Was bleibt denn (höre ich von allen Seiten einwenden), was bleibt denn übrig, wenn man mit kaltem Prosaismus den Wunderbau der Dichtung untergräbt, mit plumper Hand den glänzenden Schmuck herunterreißt, und Geistloses und Gemüthloses anmaßlich an dessen Stelle setzt? Ich weise diese Einwendungen zurück; denn meine Absicht ist keineswegs zu untersuchen, ob und in wie weit der Dichter ein Recht und eine Pflicht habe, die Thatsachen der Geschichte zu ordnen, umzugestalten, zu verwerfen; er möge hier unbeschränkt und nach Belieben schalten und walten, und die größte Bewunderung wie verdienen, so erwerben. Ich fordere nur: daß das, was der Dichter gibt, nicht übereilt als Geschichte betrachtet, geltend gemacht, oder eingeschmuggelt werde; sondern daß man ihren Boden, ihre Wahrheit eben so gut anerkenne und ehre, wie die echten Bildungen und Erfindungen der Dichtkunst. Ich

1) Mémoires des Reines etc. de France III, 301.

weiß sehr wohl, daß ich durch diese Einleitung bei einem großen Theile der Gegenwärtigen kein günstiges Vorurtheil für meinen heutigen Vortrag erwecke; dennoch will ich es wagen (im Vertrauen auf die ergreifende Kraft der einfachen Wahrheit) die Geschichte der Jungfrau von Orleans ohne allen dichterischen, oder rhetorischen Schmuck zu erzählen. — Zum besseren Verständniß müssen wir jedoch einen Blick auf die damaligen und die früheren Verhältnisse Frankreichs werfen.

Nach dem kinderlosen Tode Karls IV. entstand im Jahre 1328 die Frage: ob der Sohn seiner Schwester Isabelle, König Eduard III. von England den Thron besteigen solle; oder Philipp VI., welcher von einem nachgebornen Sohne König Philipps III. (dem Großvater Karls IV.) abstammte. Eduard III. war ein sehr naher, Philipp VI. von Valois ein entfernter Verwandter Karls IV.; aber die Ansprüche des letzten gründeten sich auf männliche, die des ersten auf weibliche Erbfolge. Hieran reihten sich Kriege zwischen England und Frankreich, welche, nur mit einigen Unterbrechungen, bis in die Zeit der Jungfrau von Orleans hinreichen, und eine fast unglaubliche Auflösung der Ordnung, Sitte und Glückseligkeit herbeiführten.

In diese Zeiten fällt die furchtbare Empörung der Bauern, welche unter dem Namen der Jaquerie bekannt ist. Durch unglückliche Zeitverhältnisse und harte Herrn überall bedrängt, mißhandelt, geplündert, hatten sie nichts mehr zu verlieren und fanden nirgends Hülfe. Da kam es ohne Verabredungen und Zusammenhang, blos durch die Aehnlichkeit der jammervollen Verhältnisse, gleichzeitig in vielen Gegenden zu Aufstän-

den, welche zunächst die Abstellung übermäßigen Drucks bezweckten, aber bald die furchtbarsten Grausamkeiten veranlaßten. Die Bauern plünderten, brannten, mordeten, und gaben auf die Frage: warum sie so verführen? zur Antwort: wir wissen es nicht, thun aber wie wir Andere thun sehen, und glauben, daß wir alle Edelleute aus der Welt schaffen müssen. Diese vereinten sich nunmehr, siegten ungeachtet des tapferen Widerstandes der Bauern, und ließen sich gleich freventliche Wiedervergeltungen zu Schulden kommen.

Aehnlicher Weise verfuhren die, nach beendigtem Kriege entlassenen Soldaten. Sie zogen im Lande umher und behandelten Edelleute, Bürger und Bauern mit gleicher Willkür. — Endlich verführte die Minderjährigkeit und später der Wahnsinn König Karls VI. (er starb 1422) selbst mehre Mitglieder der königlichen Familie zu grenzenlosem Ehrgeitze und gedankenloser Verschwendung: sie übten Verbrechen, und litten ihre Strafe durch Verbrecher. So ward am 23. Nov. 1407 der Herzog Ludwig von Orleans auf Anstiften des Herzogs Johann von Burgund ermordet, und Johann Petit, ein Geistlicher, vertheidigte öffentlich den Mord mit zwölf Hauptgründen, zu Ehren der zwölf Apostel. Er schloß mit den Worten: der König möge den Herzog von Burgund, für dies verdienstliche Werk, mit Liebe, Ehre und Reichthümern überhäufen, wie dies wiederfahren sei — Monseigneur dem Erzengel Michael — für Erlegung des Teufels! — Und in der That mußte der unglückliche, ohnmächtige König Billigungs- und Rechtfertigungsurkunden für den Herzog von Burgund ausstellen lassen; wodurch aber (sehr natürlich)

weder die Leidenschaften gebändigt, noch die Parteiungen beseitigt wurden. Vielmehr drangen die Anhänger Burgunds bis in die Zimmer des damaligen Dauphin, schleppten mehre seiner Diener (selbst Hofdamen und Hoffräulein) unter Spott und Hohn ins Gefängniß, schlugen Andere todt und zwangen jenen, des Königs Stelle vertretenden Prinzen, das Geschehene anzuerkennen.

Unter Verhältnissen solcher Art begann König Heinrich V. von England einen neuen Krieg wider Frankreich; aber selbst sein Sieg bei Azincourt im Jahre 1415 erzeugte unter den Franzosen keine Mäßigung und Einigkeit. Vielmehr erstürmte am 12. Junius 1418 der wüthende Pöbel in Paris die Gefängnisse. Nachdem Wärter und Wachen niedergestoßen worden, mußten alle Gefangene hervorgehen, und welcher Art sie auch waren und aus welchen Gründen verhaftet (Burgunder oder Armagnaks, Verbrecher oder Schuldner, Männer oder Frauen, alt oder jung) — Alle wurden ermordet! — darunter der Conntable, sieben Prälaten, viele Parlamentsräthe, unzählige Bürger. Vergebens suchten die zahlreichen Gefangenen im Chatelet sich zu vertheidigeu; die Frevler vertheilten sich nach ihrem Siege in der ganzen Stadt, und wer da nur einen Gläubiger, Nebenbuhler, Widersacher hatte, es genügte ihn als Armagnak oder Orleanisten zu bezeichnen, und er ward niedergehauen. Alle bereicherten sich durch den Raub, jedes Anführers Theil berechnete man damals auf 100,000 Thaler. An 3500 Menschen waren in dreien Tagen umgekommen. — So die Pariser, damals, und wie oft!

Wenige Tage später zogen der Herzog Johann von

Burgund und die Königin Isabeau triumphirend in Paris ein und an ihre Ankunft reihten sich neue Metzeleien unter Leitung des Scharfrichters Capelüche, welcher nach Belieben Gesetze gab, hinrichtete und hinrichten ließ und dem, als er ins Schloß drang, der Herzog von Burgund wie seinem Freunde die Hand reichte. Bald darauf brachen, zum Theil eine unmittelbare Folge all dieser Frevel, in Paris ansteckende Krankheiten aus, denen an 100,000 Menschen erlagen, und wodurch sich die Noth, wie die Sittenlosigkeit, nochmals aufs Aeußerste steigerte.

Obgleich der Herzog von Burgund an einem neuen Plane Theil genommen, die königliche Familie und alle Häupter der orleansschen Partei ermorden zu lassen, obgleich die Feinde der Königin Isabeau einen ihrer Liebhaber in einen Sack steckten und ersäuften [1]), sollte doch endlich eine Aussöhnung zwischen den Parteien zu Stande kommen. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln ward der Herzog von Burgund am 10. September 1419 in Gegenwart des Dauphins Karl von dessen Begleitern auf der Brücke von Montereau ermordet. Karl, nachmals der Siebente (ohne Erfahrung, von Günstlingen und Frauen beherrscht, ohne Kraft des Charakters, unfähig zu großen Anstrengungen und begeisterter Thätigkeit), Karl mochte jenen Frevel nicht anbefohlen haben; aber er duldete ihn und hoffte wohl (gleich manchem Anderen) daraus Vortheil zu ziehen. Statt dessen lebten seine Beamten in stetem Zwiste, der Schatz war erschöpft, das Land verarmt und von einem geordneten

1) Mém. des Reines III, 259.

Heere kaum mehr die Rede. Herzog Philipp von Burgund schloß sich (um seinen Vater zu rächen) fest den Engländern an, und beide vereint machten so große und entscheidende Fortschritte, daß die Meisten Karl VII. für ganz verloren und es für ein Glück hielten, wenn Frankreich und England zu einem mächtigen Reiche vereint und endlich durch allgemeine Anerkenntniß Heinrich's VI., Ordnung und Frieden hergestellt würden. Alle Verehrung vor einem angestammten Könige war verschwunden, da man nicht mehr wußte, ob Karl VII., oder Heinrich VI. (der Sohn seiner Schwester) der rechte, gottgefällige König sei. Der Begriff des Vaterlandes, die Liebe zu einer sichern Heimat hatten keine Bedeutung mehr; denn nur in Willkür und Frevel sah man Hülfe. Eigennützige, verbrecherische Klugheit galt mehr denn tugendhafte Weisheit, und trotz aller Täuschungen, und Strafen, und des bittersten Elendes, beharrte man auf einer Bahn, aus welcher (so meinte man) keine menschlichen Kräfte zu erretten im Stande wären. — So die Lage Frankreichs, als ein Wesen aus einer ganz anderen Welt, als die Jungfrau von Orleans auftrat!

Johanna d'Arc, geboren 1410 oder 1411 in dem lothringischen Dorfe Domremy an der Mosel, zwischen Neufchateau und Vaucouleurs [1]), war die Tochter ehrbarer Landleute, und ward (gleich ihren drei Brüdern und zwei Schwestern) zu den häuslichen Beschäftigungen angehalten, welche die Verhältnisse ihrer Eltern her-

1) Buchon Vorrede zu Monstrelet IX, 191. Charmette vie de Jeanne d'Arc I, 242—253.

beiführten. Sie war geübt im Nähen und Spinnen[1]); Lesen aber und Schreiben war damals kein Gegenstand der Dorferziehung; und der Religionsunterricht, welchen Johanna erhielt, ging nicht über das Vaterunser, Ave Maria und den Glauben hinaus. Hingegen wird Johanna gerühmt als fleißig, sittsam, dienstfertig, wohlwollend und fromm; ja in letzter Beziehung schien sie einigen ihrer Gespielinnen zu weit zu gehen.[2]) Sie hörte nicht blos vom Elende der Zeit, sondern es erreichte auch ihre friedlichen Wohnungen. Domremy stimmte für Karl VII., das daran stoßende Dorf Marey für Burgund; und zwischen den Einwohnern kam es deshalb häufig zu bitterem Zwiste, ja zu Blutvergießen.[3]) Nur einen burgundisch Gesinnten (sagte später Johanna) gab es in Domremy, und gern hätte ich sein Haupt fallen gesehen; — jedoch nur, wenn dies Gottes Wille.

Unter so lebendigen und heftigen Eindrücken und Aufregungen, hörte sie im dreizehnten Jahre ihres Alters zum ersten Male eine überirdische Stimme. Anfangs (erzählte sie später) fürchtete ich mich sehr.[4]) Die Stimme erklang des Mittags, als ich an einem Festtage im Garten meines Vaters war. Sie kam von der zur rechten Seite liegenden Kirche her, und fast immer

---

1) Dum erat in domo patris vacabat circa negotia familiaria domus, nec ibat ad campos cum ovibus et aliis animalibus. Procès 51. — Et ne allait point aux champs. Monstrelet IX, 58. Remy (Monstrelet V, 301) spricht jedoch auch vom Schafhüten.

2) d'Averdy notices et extraits III, 299.

3) Procès edit. Quicherot 65.

4) Procès 52. Monstrelet IX, 57.

ist mit dieser Stimme ein Lichtglanz verbunden. Sie sagte mir: ich solle mich zum Heile meiner Seele gut aufführen und die Kirche besuchen. — Zunächst reihte sich nichts weiter an diese Verkündigung; doch gelobte Johanna lebenslang Jungfrau zu bleiben.[1])

Zwei Jahre später träumte ihr Vater: Johanna zöge mit Soldaten davon. Dieser Traum war um so natürlicher, da Johanna behauptete: ihre Stimmen und Erscheinungen hätten sich für Karl, gegen Burgund erklärt und sie sehne sich nach Frankreich für ihren König in den Krieg zu ziehen.[2]) Widerspruch und strenge Aufsicht konnten sie so wenig von diesem Gedanken abbringen, als der Versuch ihr durch eine Verheirathung mit einem jungen Manne aus Toul eine ganz andere Richtung zu geben. Sie schwur vor dem geistlichen Gerichte:[3]) sie habe ihm nie die Ehe versprochen, und beharrte auf ihrem unabhängigen Sinne. Da sprach ihr Vater erzürnt zu ihren Brüdern:[4]) glaubte ich, daß da geschähe, was ich von Johanna fürchte, so wollte ich, daß ihr sie ersäuftet, und wenn ihr es nicht thätet, würde ich es thun.

Unterdessen stieg die Noth Karls, und mit dem Falle des von den Engländern belagerten Orleans, schien sein Untergang unvermeidlich. Da ward Johanna durch ihre Stimmen und Gesichte der Auftrag zu Theil, jene Stadt zu entsetzen und den Dauphin in Rheims zum König

---

1) Procès 66.

2) Ebendas.

3) Charmette I, 317.

4) Procès 132.

krönen zu lassen. Sie vermochte ihren Oheim Laxart, sie heimlich und wider den Willen ihrer Aeltern, zu Baudricourt dem Befehlshaber in Vaucouleurs zu führen.[1]) Als Baudricourt das Mädchen in gemeiner rother Bauerntracht sah und von ihren Gesichten und wunderbaren Aufträgen hörte, hielt er sie für thöricht und sagte jenem Oheim: er solle seine Nichte mit tüchtigen Ohrfeigen zu ihrem Vater zurückführen.[2]) Sie aber sprach zu ihm: Herr Hauptmann! Wisset, daß Gott seit einiger Zeit mir mehre Male verkündet und befohlen hat:[3]) gehe hin zum edeln Dauphin, der wahrer König von Frankreich ist und sein soll. Er wird dir Mannschaft geben, du aber wirst Orleans entsetzen, und ihn nach Rheims zur Krönung führen. —

Noch immer hielt Baudricourt dies Alles für eine lächerliche Posse, für Träume und Fantasien, und Viele meinten, das etwa achtzehnjährige Mädchen sei geeigneter für alles Andere, als für Heldenthaten. Johanna aber wußte durch ihr Benehmen die Zudringlichen zurückzuschrecken und die Achtung und Theilnahme fast aller Uebrigen so zu gewinnen, daß Baudricourt nach zweimaligem Abweisen endlich beschloß, sie unter angemessener Bedeckung nach Chinon (dem Aufenthaltsorte Karls) zu senden[4]), nachdem die wohlgewachsene und starke Jungfrau Männertracht und Rüstung angelegt hatte.

---

1) Averdy 302.

2) Ders. 481. Procès 132. Charmette I, 321.

3) Monstrelet IX, 294.

4) Bien compessée de membres et forte. Chronique de la Pucelle 293.

Eilf Tage und zwei Nächte brauchte man um in der ungünstigen Jahreszeit (Februar 1429) und dem von Feinden durchzogenen Lande, mühevoll von Vaucouleurs nach Chinon zu gelangen.[1]) Der Weg führte durch Fierbois, einen Wallfahrtsort, wo Johanna in der Katharinenkirche mehre Messen hörte und sich für ihr Unternehmen nochmals begeisterte.[2])

Obgleich die Kunde des Erzählten ihr bereits vorausgegangen war, hielten die Meisten in Chinon sie für thöricht, Andere für besessen, Wenige für gottbegeistert. Nicht ohne Mühe bekam Johanna Zutritt zum Könige, erkannte ihn unter vielen Gegenwärtigen und verkündete Veranlassung und Zweck ihrer Sendung. In einem besonderen Gespräche beantwortete sie viele Fragen Karls und sagte ihm: er sei der rechte, in Rheims zu krönende Erbe Frankreichs. Als Karl noch außerdem Zeichen der Beglaubigung forderte, entgegnete sie: vor Orleans werde ich sie geben, aber nicht an anderem Orte; denn so ist es von Gott angeordnet.[3]) Die Erzählung von sonstigen, dem Könige entdeckten Geheimnissen (worüber sich Johanna später nie deutlich aussprach) stammt aus unbeglaubigten Quellen, und ob wir gleich keine genaue Kunde darüber besitzen, was Karl allein mit Johanna sprach, so ward er doch hiedurch auf keine Weise von ihrem göttlichen Berufe überzeugt; sondern schickte sie nach Poitiers und befahl: daß die angesehensten Männer geistlichen und weltlichen Standes Herkunft,

1) Monstrelet 295.

2) Averdy 302—305. Buchon X. Charmette I, 359.

3) Chronique 405. Monstrelet IX, 8.

Leben, Sitten, Gottesfurcht, Glauben und Sendung Johannas streng prüfen und demnächst Bericht erstatten sollten: ob der König erlaubter und gottgefälliger Weise, ihren Verkündigungen trauen und ihren Beistand annehmen dürfe.

In Poitiers drängten sich Männer, Frauen und Mädchen aus allen Ständen Johanna zu sehen und zu sprechen; und selbst die Zweifelnden wurden durch ihr Benehmen und ihre Worte so gerührt, daß sie zurückkehrend heiße Thränen vergossen und bezeugten, sie sei eine Gottgesandte. Unter Anderm fragten Mehre: warum sie keine Frauenkleider trage? Ich glaube wohl (antwortete Johanna), daß dies euch und nicht ohne Grund befremdet; da ich aber dem edeln Dauphin im Felde dienen soll, muß ich angemessene Kleidung anlegen; auch werde ich, unter Männern lebend, ihnen hiedurch als Mann erscheinen, und in Sinn und That meine Tugend besser bewahren.[1]) — Allen erschien Johanna wie ein stilles, einfaches Land- oder Hirtenmädchen; nur wenn die Rede auf ihre Sendung und die sich daran reihende Kriegführung kam, ward sie von höherer Begeisterung so ergriffen, daß sie alle Gegenwärtigen mit fortriß.

Die würdigen Männer, welche Johannas Herkunft, Leben, Sitten, Glauben und Sendung erforschen sollten, verfuhren so ernst als gründlich, fanden aber ebenfalls nur Löbliches: Einfachheit, Frömmigkeit, Demuth, Gottbegeisterung. Als ein Karmeliter und Doktor der Theologie zweifelnd fragte: warum thust du zur Be-

1) Chronique 299.

glaubigung keine Zeichen und Wunder? antwortete sie ihm, wie dem Könige: ich will Gott nicht versuchen; aber kommt mit nach Orleans und Rheims, und ihr werdet die Zeichen sehen, welche Gott zu thun mir aufgetragen hat. — Wenn Gott (fuhr jener fort) Frankreich befreien will, ist es nicht nöthig, wie du verlangst, Kriegsvolk anzuwenden.[1]) — Wahrlich (erwiederte Johanna), die Krieger werden kämpfen, Gott aber den Sieg verleihen.

Noch immer blieb in Einigen der Zweifel: ob nicht der Teufel Johanna aufrege und besitze? Zufolge des damals allgemeinen, sinnvollen Glaubens, hatte er keine Gewalt über die, welche sich frei erhalten und erheben über alle Sinnenlust. Erst als die Königin von Sicilien (Karls VII. Schwiegermutter) und einige der edelsten Frauen des Hofes aufs Bestimmteste die Reinheit der Sitten Johannas bezeugten, erklärten jene beauftragten Gottesgelehrte und Rechtsgelehrte: sie sei von Gott berufen[2]), und länger an ihrer Sendung zweifeln, heiße dem heiligen Geiste widerstehen und sich der Hülfe Gottes unwürdig machen.

Alte Weissagungen, von einer Jungfrau, welche Frankreich erretten solle, wurden jetzt hervorgesucht und gläubig geltend gemacht; ja vielleicht fand Johanna selbst hierin eine neue Bestätigung ihres göttlichen Berufs.[3]) Gewiß hat man ihr (in unbegrenztem Eifer) Wunderbares aller Art fast aufgedrungen, und das Einfache

1) Averdy 309—310.

2) Averdy 313. Chronique 303, 406. Charmette I, 411.

3) Averdy 305. Charm. I, 327. Barante V, 274.

und Natürliche in andere Regionen hinaufgekünstelt, um eine doppelte Wirkung hervorzubringen. — Ein mit Lilien bezeichnetes Schwert, welches sich in der, Johanna wohlbekannten Kirche von Fierbois unter anderen alten Waffen befand, ward auf ihre Weisung jetzo herbeigeholt, und eine weiße Fahne für sie gestickt und eingesegnet, welche Christus in den Wolken darstellte und zur Rechten und Linken zwei anbetende Engel.[1]) Mit dem Schwerte mag sie sich vertheidigt haben, und die Klinge sprang, als sie einst, flach schlagend, einen zuchtlosen Soldaten strafte; niemals aber hat sie einen Menschen getödtet, und die Fahne stand ihr und ihren Begleitern höher und galt ihr mehr, als das Schwert.

Endlich, nach langem ihr höchst unangenehmen Zögern, brach Johanna an der Spitze neu begeisterter Schaaren auf gen Orleans[2]), drang den 29. April 1429 in die Stadt ein und zwang die Engländer am 8. Mai die Belagerung aufzuheben. Dieser, nach jahrelangem Unglück und kläglicher Niedergeschlagenheit, fast unglaubliche und entscheidend wichtige Erfolg erschien Allen wie ein Wunder Johannas, und die Verehrung der Freunde, sowie die Furcht der Feinde überstieg seitdem alles Maaß. Sonst jagten wenige Engländer viele Franzosen vor sich her; jetzt sah man täglich das Umgekehrte, und immer war die heldenmüthige Jungfrau mit ihrer Fahne Allen voraus. Mehr (sagt ein Augenzeuge) fürchteten die Engländer sie[3]), als das ganze übrige Heer des Königs

1) Chronique 304. Barante VI, 120.

2) Buchon préface 17. Charm. II, 7.

3) Chron. 309. Averdy 470. Charm. II, 149.

von Frankreich. Für hochbeglückt hielt sich, wer ihre Hände, ihre Kleider küssen konnte; welche Verehrung sie, von aller Eitelkeit weit entfernt, jedoch abzulehnen suchte. Auf die Frage des Grafen von Armagnak: wer der rechte Papst sei? gab sie (lediglich an ihrer Sendung festhaltend) keine Antwort; wohl aber ermahnte sie mit Erfolg la Hire, das stete Fluchen zu unterlassen. [1])

Immerdar blieb sie bescheiden; nur wenn sachverständige Anführer ängstlich und zögernd ihrem kühnen Kriegsplan widersprachen, bezog sie sich bestimmt auf göttlichen Befehl und schlug jeden Widerspruch zu Boden. War Gefahr im Verzuge, so sprengte sie zu Pferde, die Fahne schwingend, Allen voran [2]); milde hingegen und theilnehmend zeigte sie sich gegen Besiegte und Gefangene. Mehr wie ein Mann unter Männern, bewahrte sie doch in Worten und Umgang den höchsten Anstand, wohnte bei würdigen Frauen und hielt auch die Wildesten unter den Hochgestellten in den Schranken der Ehrfurcht. [3])

Ihrer begeisterten Tapferkeit verdankte man den Sieg in vielen Gefechten, ihrer Ausdauer die Einnahme von Troyes und vor Allem den kühnen Zug nach Rheims, mitten durch mächtigere, aber eingeschreckte Feinde hindurch. Der Krönungstag ihres Königs (der 17. Julius 1429) war der höchste Glanzpunkt ihrer

---

1) Charm. II, 47, 390.

2) Chron. 313.

3) Il y eut plusieurs, meme grands seigneurs, deliberés de sçavoir s'ils pouvoient avoir sa compagnie charnelle, — — — Mais aussitôt qu'ils la voyaient, toute mauvaise volonté leur cessait. Chronique 341.

edeln Laufbahn. Sie umfaßte in wehmüthiger Hingebung seine Knie und sprach unter heißen Thränen[1]): Edler König! Nun ist Gottes Wille erfüllt, daß ihr in rechter Weise zu Rheims gekrönt würdet, zum Zeichen wie ihr der wahre König seid und das Reich euch gehört. — Kein Herz blieb ungerührt, alle Gegenwärtigen vergossen Thränen der Freude und Wehmuth.

Zwei ihrer Brüder hatten Johanna schon lange auf ihren Zügen begleitet; nach Rheims kam auch ihr Vater mit ihrem Oheim, und Alle freuten sich innigst ihrer Thaten und ihres Glücks.[2])

Von Rheims zog der König mit seinem Heere über Chateau-Thierry, nach Crespy und Dampmartin. Als die sich Herandrängenden theilnehmend weinten und geistliche Hymnen sangen, sagte Johanna: „Im Namen Gottes, hier ist ein gutes und frommes Volk, und wenn ich sterben sollte, möchte ich, daß es in diesem Lande geschähe." — Weißt du, Johanna (fragte hierauf Graf Dünois), wann und wo du sterben wirst? — Sie antwortete: Ich weiß es nicht, vertraue aber auf Gott. Seinen Willen, Orleans zu entsetzen und den edeln König krönen zu lassen, habe ich vollbracht. Jetzt wünschte ich, daß mich Gott zu Vater und Mutter zurückführte ihre Schafe zu weiden, oder zu thun, was ich sonst wohl thun möchte. — Ein andermal sagte sie: ich werde nur ein Jahr, oder wenig darüber ausdauern (oder mich halten); man muß diese Zeit gut benutzen.[3])

---

1) Chron. 351.

2) Charm. II, 320.

3) Ebendas. 145.

Johanna blieb beim Könige, da Gott ihr die Rückkehr in ihre Heimat nicht anbefahl[1]), und führte mit unverminderter Begeisterung und Tapferkeit die Scharen zur Befreiung ihres Vaterlandes. Doch fügte sie sich williger den Anordnungen der Feldherrn, da kein einzelnes Ziel (wie Orleans und Rheims) ihr durch Stimmen und Gesichte mehr vorgesteckt war. Auch konnte es im Laufe eines längeren Krieges nicht fehlen, daß Manches (trotz ihrer Versicherungen) mißlang, so ein Angriff auf Paris; und eben so wenig ließ sich der Herzog Philipp von Burgund durch ihre[2]), am Krönungstage von Rheims aus abgeschickten Schreiben bewegen, den Bund mit den Feinden Karls VII. aufzulösen. Für diese Mißgeschicke war es, nach Johannas Gemüthsart[3]), ein geringer Ersatz, daß der König sie und ihre ganze Familie in den Adelstand erhob.

Dennoch siegten, ihrer Fahne folgend, die Franzosen fast überall, und noch am 3. Mai 1430[4]) erließ man in England die schärfsten Verfügungen wider Diejenigen, welche sich aus Furcht vor den Zaubereien der Jungfrau hartnäckig einer Einschiffung nach Frankreich entzogen. Nur drei Wochen später, am 23. Mai drang Johanna mit Mannschaft in die von Engländern und Burgundern hart bedrängte Stadt Compiegne, und ordnete sogleich einen kühnen Ausfall. Als jedoch die ihrigen anfingen vor der Mehrzahl zu weichen, ließen Ei-

1) Averdy 338. Charm. II, 145; III, 82.

2) Monstrelet V, 256; II, 421. Barante VI, 13.

3) Chron. 379.

4) Rymer X, 160.

nige vorzeitig den Schlagbaum an Thor und Brücke nieder. Vergebens suchte die Jungfrau heldenmüthig fechtend obzusiegen, vergebens die Stadt, oder das freie Feld zu erreichen; sie ward bei ihrem Kleide ergriffen, vom Pferde herabgerissen und gezwungen, sich einem pikardischen Bogenschützen, oder (wie Andere berichten) dem Bastard von Vendome zu ergeben, welcher sie dem Herrn Johann von Luxemburg-Ligny überantwortete. So groß wie der Schmerz und die Niedergeschlagenheit der Franzosen war, so groß die Freude der Engländer und Burgunder. In Paris ward in der Kirche Notre Dame ein feierliches Tedeum gesungen, die Stadt erleuchtet und mit Zuversicht die Hoffnung neuer Siege ausgesprochen.

Daß man die Jungfrau nicht sogleich gegen billige Bedingungen wieder ausliefern würde, ließ sich vorhersehen; zugleich aber hoffen: man werde die so lang Gefürchtete doch als Kriegsgefangene ehren und ritterlich behandeln. Statt dessen wird berichtet, daß der Herzog von Burgund sie aus Neugier sah und ein kurzes Gespräch mit ihr führte, aber nicht das Geringste für sie that[1]; und daß der Graf von Ligny, auf dringende Verwendung seiner Gemahlin, einen vorübergehenden Anflug von Theilnahme und Großmuth zeigte. Sobald aber der Bischof Cauchon von Beauvais, die in Paris gebliebenen Mitglieder der Universität und der Inquisitor Martin ihre Auslieferung dringend forderten, sobald der König von England seine Anrechte auf Johanna durch Lehnsgebräuche darzuthun suchte und seinen

1) Charm. III, 133. Barante VI, 23.

Beweis mit einer Geldsumme von 6000 Franken und einer jährlichen Rente von 2—300 Franken unterstützte[1]), nahm Ligny das Geld und schob Andern gern die Verantwortung dessen zu, was ferner geschehen möchte.

In diese Zukunft ließen schon die ersten Rundschreiben Cauchons einen Blick thun, worin er sagt: jenes Weib ist alles dessen uneingedenk, was dem weiblichen Geschlechte ziemt[2]), hat die Zügel des Anstandes zerrissen, die weibliche Verschämtheit ganz vergessen, trägt mit erstaunlicher und monströser Ungebür mißgestaltete den Männern gebührende Kleider, und wagt gegen den katholischen Glauben Unzähliges zu sagen, zu thun und zu verbreiten.

Ungeachtet dieser Leidenschaftlichkeit suchte sich Cauchon zu decken bevor er weiter schritt[3]), und holte deshalb die Beistimmung der Universität Paris, des Inquisitors Martin und des Kapitels von Rouen ein: daß die Führung des nothwendig einzuleitenden Processes ihm zustehe, weil Johanna innerhalb seines Sprengels gefangen worden. — Hiemit offenbarte sich: daß man Johanna nicht als Kriegsgefangene betrachten, sondern ihren Ruf zerstören, sie als Ketzerin und Hexe verdammen[4]), und mittelbar alle ihre Anhänger (insbesondere Karl VII.) als Vertheidiger teuflischer Grundsätze und Benutzer teuflischer Hülfe, an den Pranger stellen wollte.

Unterdessen sprang Johanna (ihr Schicksal vielleicht

1) Averdy 160.

2) Procès 3—13. Buchon 37.

3) Averdy 9—11. Monstrelet IX, 213.

4) Averdy 377. Charm. IV, 110.

ahndend) von ihrem Gefängnißthurme in Beaurevoir hinab [1]), verletzte sich aber so, daß sie in Ohnmacht fiel, wieder ergriffen und nach Rouen gebracht wurde. Diesen natürlichen Rettungsversuch betrachtete man als ein großes Verbrechen, fesselte ihre Füße und legte ihr eine Kette um den Leib, an welcher ein großer hölzerner Kloz befestigt war. Ja man ließ einen eisernen Käfig machen [2]), um sie hineinzusperren, obwol dies entsetzliche Vorhaben nicht zur Ausführung kam.

Cauchon hoffte durch einen geheimen Späher in der Heimat Johannas Stoff für Anklagen aufzufinden; als dieser jedoch nur lobende Angaben mitbrachte [3]), wurden sie unterschlagen und jener redliche Berichtserstatter vom Bischofe ein böswilliger Verräther gescholten. Die Feinde der Jungfrau hofften ferner durch neue Untersuchungen über ihren Wandel, die Wahrscheinlichkeit eines Bündnisses mit dem Teufel darzuthun [4]); aber die Herzogin von Bedford bestätigte die frühern günstigen Zeugnisse, und eben so wenig findet sich die geringste Andeutung eines ehrbaren Liebesverhältnisses zwischen Johanna und irgend einem Manne. Anstatt dies Alles öffentlich geltend zu machen, ward es im weiteren Verlaufe der Sache nirgends hervorgehoben, und die Jungfrau durch Leute, welche von ihrer Keuschheit vollkommen überzeugt sein mußten, mit den niedrigsten Schimpfnamen belegt. [5])

---

1) Averdy 342. Procès 47. Charm. III, 146, 180, 182.

2) Averdy 344, 370.

3) Ders. 474, 231.

4) Ders. 344.

5) Ders. 472.

Obgleich die Engländer, von ihrem Standpunkte aus, Johanna für schuldig hielten [1]) und sehnlich ihre Verurtheilung wünschten und betrieben, nahm doch klüglich keiner von ihnen unmittelbar an dem Prozesse Theil [2]), welcher jetzt (wie es hieß) nach Gott und der Vernunft sollte eingeleitet werden. Wohl aber ließen sich allmälig 113 Franzosen (Doktoren der Theologie, Stiftsherrn und Baccalaureen, Doktoren der Rechte, Licentiaten, Notare und Mitglieder der pariser Universität) zum Theil für reichliche Tagegelder, mehr oder weniger willig finden, den Untergang ihrer glorreichen Landsmännin herbeizuführen. [3])

Am 9. Januar 1431 fand die erste vorbereitende, am 21. Februar die erste öffentliche Sitzung statt. Johanna's Bitte: daß man ihr verstatte, Messe zu hören, ward (ihrer Verbrechen und ihrer Kleidung halber) abgeschlagen. [4]) Sie schwur, über Alles was zum Prozesse gehöre und ihren Glauben angehe, die volle Wahrheit zu sagen; einige Offenbarungen, z. B. den König betreffend, dürfe sie aber nicht mittheilen. — Der Promotor, oder öffentliche Ankläger, Johann Estivel, Stiftsherr von Beauvais (einer von denen, welche am meisten die Jungfrau mit Schimpfnamen belegten) schwur, daß er gegen sie nichts thue aus Gunst, Rache, Furcht oder Haß. [5]) Hierauf (so heißt es weiter) erklärten die

1) Averdy 229.

2) Ders. 14.

3) Monstrel. IX, 218. Averdy 155, 163. Procès 13.

4) Procès 43 — 45.

5) Charmette III, 194.

gegenwärtigen geistlichen und sehr gelehrten Männer, erfahren in göttlichen und menschlichen Rechten [1]), daß sie mit aller Frömmigkeit und Milde vorschreiten wollten, keine Rache oder körperliche Bestrafung bezweckend, sondern nur Belehrung und Zurückführung auf den Weg des Heils. Johanna möge sich aus den Gegenwärtigen Rathgeber erwählen, oder man wolle ihr einige zugesellen. — Die Jungfrau antwortete: Ich danke Euch und allen Gegenwärtigen, daß Ihr mich wegen meines Glaubens und zu meinem Heile ermahnet, und mir Rathgeber anbietet; doch hege ich nicht die Absicht, mich von dem Rathe Gottes zu trennen. Auch that ich Nichts, als nach seiner Eingebung!

Laut jenem Eide des Anklägers und den milden Eröffnungen der Versammlung, erwartet man vertrauensvoll ein ruhiges, besonnenes Verhör, und eine allmälige und wohlbegründete Entwickelung der Thatsachen. Statt dessen heißt es wörtlich in der, vor aller Untersuchung entworfenen Klageschrift: Johanna ist sehr verdächtig, Anstoß gebend, und steht bei allen guten und ernsten Personen bekanntlich im schlechtesten Rufe. Sie ist zu erklären für eine Zauberin, Hexe, Wahrsagerin, falsche Prophetin, böse Geister anrufend und beschwörend, abergläubig und magischen Künsten ergeben, übel denkend von unserem katholischen Glauben und ihn verleugnend, Böses redend und thuend, Gott und seine Heiligen lästernd, aufrührisch, den Frieden störend und hindernd, Kriege stiftend, nach Menschenblut grausam dürstend, zu dessen Vergießung anreizend, Zucht und Anstand ihres

1) Procès 51, 200.

Geschlechts ganz preisgebend, die Kleidung bewaffneter Männer unzüchtig tragend, wegen dieser und anderer Dinge von Gott und Menschen verabscheut, Uebertreterin aller göttlichen, natürlichen und kirchlichen Gesetze, Verführerin der Fürsten und Völker, erlaubend und beistimmend, daß man sie zur Schmach und Verachtung Gottes verehre und anbete, ihre Hände und Kleider zum Küssen darbietend, sich Götter Ehre anmaßend, schismatisch, sacrilegisch, blasphemisch, ketzerisch.

Obgleich mit dieser, schwülstig lügenhaften Einleitung zur Klagschrift, die Ankläger, Richter und der ganze Gang des Prozesses bereits hinreichend bezeichnet und charakterisirt sind, muß doch noch Einiges zu weiterer Bestätigung und Erläuterung beigebracht werden. [1]) Die Art wie die Fragen aneinander gereiht, durcheinander geworfen, übereinander gehäuft sind, hätte auch den Besonnensten und Scharfsinnigsten verwirren und in Widersprüche verwickeln können; durch die höchste Einfachheit und volle Wahrheit aller ihrer Antworten muß jedem Unbefangenen Johannas Unschuld und die reine Hoheit ihres Gemüths mehr einleuchten, als durch die künstlichste Vertheidigung möglich gewesen wäre. Auf ihre Richter machte freilich Nichts Eindruck. Obgleich, wie wir sahen, die Bemühungen mißlangen, über ihren früheren Wandel und ihre Keuschheit ungünstige Nachrichten einzuziehen, entblödete man sich nicht, die abgeschmacktesten Beschuldigungen gegen sie auszusprechen [2]); z. B. daß sie gesagt: sie werde drei Söhne ge-

1) Averdy 504.

2) Procès 219.

bären, von denen der eine Papst, der zweite Kaiser, der dritte König werden solle.

Immer ging man darauf aus, ihr Wunderkräfte und Wunderthaten anzudichten, damit, wenn sie dieselben etwa eitel einräume, ihre Verbindung mit dem Teufel daraus abzuleiten sei. Deshalb, und nicht aus Vorliebe für dichterische Herzensergießungen, wollte man sie gern in eine Schäferin verwandeln und einsamen Versuchungen aussetzen; sie beharrte aber dabei, nie eine Hirtin gewesen zu sein. Auch erklärt ihr steter Aufenthalt im Dorfe und der tägliche Anblick blutiger Parteiwirren weit besser und geschichtlicher ihre Gemüthsstimmung und ihr Auftreten, als wenn wir sie in Waldeinsamkeit verweisen.

Hieran reihten sich Fragen über einen großen, verzauberten Wunderbaum, wo böse Geister herrschten und verlockten. Johanna antwortete: bei Domremy stehe (wie bei so vielen Dörfern) ein großer Baum, um welchen sie mit andern Mädchen einige Male getanzt und Kränze aufgehangen habe. Von Feen, Geistern, Beschwörungen habe sie kaum Einiges als Sage gehört[1]); aber nichts geglaubt, nichts gesehen, noch gesagt, noch gethan. Ihr Bemühen, ihre Aufgabe, ihr Glaube, habe mit jenem Baume, mit Geistern und Beschwörungen nicht das Geringste gemein. — Auf andere verfängliche Fragen antwortete sie: ich habe nie eine Mandragorenwurzel gekannt, gehabt, oder gebraucht. Ich habe nie gesagt, ich würde feindliche Geschosse und Pfeile auf-

1) Procès 68, 79, 88.

fangen; wohl aber, meine Scharen sollten muthig ausharren, und nicht an dem Entsatze Orleans zweifeln.

Als man es ein schreckliches Verbrechen nannte, daß sie Männerkleidung angelegt und sich die Haare rund abgeschnitten habe; sagte sie: das sind Kleinigkeiten [1]), doch that ich es nicht nach Menschenrath, sondern gehorchte auch hierin dem Gebote Gottes. — Eben so wenig konnte man ihr eine Schuld nachweisen hinsichtlich ihres Benehmens zum Könige. Was sie ihm gesagt, gehöre nicht hieher, oder zu ihrem Prozesse, und wenn man erzähle, ein Engel habe ihm die Krone überreicht, so sei sie wohl selbst darunter zu verstehen. [2]) Auf das nachmals vielbesprochene Schwert von Fierbois, wird weder im Anklage- noch Vertheidigungsprozeß das geringste Gewicht gelegt [3]); ein Beweis der vollen Natürlichkeit und Einfachheit des Hergangs.

Scheinbar wohlwollend, in Wahrheit aber boshaft war die Frage: ob Johanna glaube, sich im Stande der Gnade zu befinden? [4]) Denn die Bejahung hätte man als sündlichen Hochmuth, die Verneinung als Bekenntniß der Schuld gedeutet. Die Jungfrau antwortete so klug als demüthig: Bin ich im Stande der Gnade, so möge Gott mich darin erhalten; bin ich nicht darin, ihn mir verleihen: denn lieber möchte ich sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein.

Weil alle diese Bemühungen, Johanna durch ihre

---

1) Parum est, et de minori. Procès 74, 388.

2) Procès 480.

3) Averdy 314.

4) Ders. 404, 475.

eigenen Aussagen schuldig zu finden, nicht zum Ziele führten, veranlaßten die Häupter unter ihren Feinden, daß ein Geistlicher Loyseleur, als französischer Kriegsgefangener verkleidet in ihr Gefängniß gebracht wurde, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auszuhorchen; während zwei hinter einem verhangenen Fenster versteckte Männer ihre Aussagen aufschreiben sollten. Johanna ahndete nicht, wie unwürdig man gegen sie verfuhr; doch zeigte sie sich in den vertrautesten Reden so schuldlos, wie bei den öffentlichen Verhören.

Ein Punkt blieb jedoch übrig, wo Johanna's bestimmte und umständliche Aussagen selbst unbefangene Richter jener und unserer Zeit in Zweifel und Verlegenheit bringen konnten: nämlich die Stimmen (voces) und Gesichte, nach deren Lehre und Befehl sie Alles und Jedes gethan habe. Oft (sagte Johanna) höre ich diese Stimmen; ja sie wecken mich bisweilen aus dem Schlafe. Sie kommen von Gott und ich bin von Gott gesandt. Mehr Furcht hege ich, etwas zu sagen und zu thun, was jenen Stimmen mißfallen könnte, als vor Euch Rede zu stehen. Niemals habe ich sie um etwas gebeten, als um die Erlösung meiner Seele.[1]) Längst wäre ich gestorben, hätten mich jene Offenbarungen nicht täglich gestärkt und erhoben. Jene Stimmen sind meist die der heiligen Katharine und Margarethe, oder auch des Engels Michael. Bisweilen waren die Erscheinungen äußerst klein (sub specie rerum minimarum, in minima qualitate, sicut in rebus minimis[2])), dann wie-

1) Procès 57, 62, 88, 130, 186.

2) Averdy 131, so nach Zeugenaussagen.

derum größer, sodaß ich sie körperlich berührte und ihre Knie umfaßte.[1]) Ich habe die Heiligen oft unter Menschen gesehen, während diese sie nicht sahen. — Auf die wunderliche Frage: hatte der heilige Michael Haare? antwortete Johanna: warum sollten sie ihm verschnitten sein?[2]) — Auf die boshafte Frage: erschien dir der heilige Michael nackt? entgegnete sie: glaubt ihr, daß Gott nicht habe seine Heiligen zu bekleiden?

Aus allen diesen zerstreuten Aeußerungen setzten Johannas Gegner lange Anklagen zusammen[3]), worin es hieß: sie glaubt keiner Todsünde schuldig zu sein, bildet sich ein, menschliche Stimmen und Leiber von denen der Heiligen unterscheiden zu können, und läßt Heilige und Engel nicht englisch, sondern französisch reden und auf französischer Seite stehen. Lästerlich sagte sie: es ist übel, daß Gott die getreuen Einwohner von Compiegne so elend umkommen läßt, auch weissagt sie nicht durch Gott, sondern nach Erfindungen ihres Herzens, woraus Aufruhr, Sektirerei und vieles andere Uebel, zum Untergang der Kirche und des katholischen Volkes entsteht u. s. w.

Da es über allen Zweifel gewiß erscheint, daß Johanna das Ausgesagte nicht vorsätzlich erlog, so wird jeder Theilnehmende zu dem Versuche hingetrieben, eine Erklärung aufzustellen. Daß Gott sich in obbesagter Weise offenbaren könne, wird nicht bestritten; wohl aber bemerkt, daß nicht alle Weissagungen Johannas

---

1) Procès 71, 130, 186.

2) Ebendas. 89.

3) Ebendas. 255, 267, 271, 390.

in Erfüllung gegangen (z. B. sie werde Paris einnehmen und den König von England sprechen[1]); auch sei nicht abzusehen, warum Gott gerade für Karl VII. so viel thun und Johanna zuletzt doch strafen sollte? — Wiederum konnte man jene Stimmen und Gesichte auch nicht als Werk des Teufels betrachten; da sie nie zum Bösen riethen, Johanna keine verdammlichen Zwecke zu erreichen suchte, auch kein rechter Grund zu entdecken sei, warum der Teufel lieber die Engländer, als die Franzosen zu Grunde richten wolle. Deshalb sagte schon damals ein siebenzigjähriger Stiftsherr von Rouen, Beaupere, bei seiner Vernehmung im Rechtfertigungsprozesse[2]: ich hege die stärkste Vermuthung, daß jene Erscheinungen mehr aus natürlichen Gründen und menschlichen Absichten, als aus übernatürlichen Ursachen hervorgingen.

In unseren Tagen würde mancher Erklärer vielleicht von Magnetismus und Hellsehen sprechen, obgleich hiedurch das Räthsel mehr auf eine neue Weise bezeichnet, als vollständig gelöset wird. Die Grenze, wo die gewöhnlichen, natürlichen Kräfte des Menschen unzureichend erscheinen, weil das Böse riesenmäßig hervortritt, oder umgekehrt gottverwandte Begeisterung sich zum Uebermenschlichen erhebt; — diese Grenze ist schwer zu erkennen, aber ein solches ungewöhnliches Steigen oder Ueberschreiten derselben, weder unbedingt als unmöglich zu leugnen, noch aus kleinlichen Gründen leichtsinnig anzunehmen.

1) Charm. VI, 145.

2) Averdy 508.

Durch das erzählte Verfahren waren die Prozeßakten so weitläufig geworden, daß die Häupter es angemessen fanden, daraus durch einen geistlichen Beisitzer Midy zwölf Anklagepunkte auszuziehen, um den oft bei den Verhören nicht Gegenwärtigen die Uebersicht zu erleichtern. So natürlich und unschuldig dies Verfahren auf den ersten Anblick auch erscheint, so war doch der Hauptzweck boshafter und betrügerischer Art. Denn obgleich in den Protokollen zwar nichts eigentlich Falsches niedergeschrieben war, so hatte man doch manches Wahre ausgelassen und jene zwölf Artikel nunmehr so zusammengestellt, als wären alle darin enthaltenen Anklagen erwiesen, obwohl die Jungfrau sie niemals eingeräumt hatte. Jenen Entwurf sandte man an die pariser Universität, und eine große Anzahl von Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten unterwarfen ihn einer sorgfältigen Prüfung. Unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er nur erwiesene Wahrheit enthalte[1]), erklärten jene die Jungfrau für schuldig und schrieben: die Sache sei geführt mit großer Würde, und in so heiliger und gerechter Weise, daß jeder damit zufrieden sein müsse. Uebrigens sei die Vollziehung des Urtheils nicht aufzuschieben, damit man das Volk durch die Bestrafung Johannas desto schneller zur rechten Wahrheit zurückführe.

Die meisten Doktoren und Magister in Rouen, schlossen sich diesem Urtheile einer so weisen Körperschaft an; und man fand es gar nicht nöthig, der Jungfrau jene Anklagepunkte einzeln vorzulegen und sie darüber zu

1) Procès 408, 422. Averdy 408, 479. Charm. IV, 105.

vernehmen. Als unter so vielen Richtern und Beisitzern endlich drei, Houppeville, Lohier und Lafontaine, sich mehr oder minder bestimmt gegen Form und Verfahren erklärten, oder milde gesinnt der Jungfrau Erläuterungen und belehrende Fingerzeige geben wollten, wurden sie hart angelassen, zu keiner Sitzung mehr berufen, und die weitere Leitung des Prozesses um so mehr in die Hände weniger Eiferer gelegt, als diese die Sache statt auf zwölf noch zu erweisende Klageartikel, nur auf zwei verfängliche Punkte zurückzubringen beschlossen: nämlich auf die Unterwerfung Johannas unter die Kirche und ihren Widerruf. Weigerte sie nämlich die Unterwerfung, so hieß sie eine ungläubige Ketzerin; unterwarf sie sich, so mußte sie jedes wider sie gefällte Urtheil anerkennen. Widerrief sie nicht, so war sie strafbar für die Halsstarrigkeit; widerrief sie, so war ihre zeither geleugnete Schuld offenbar.

Obgleich man nun Johanna durch scholastisch feine Unterscheidungen über die siegreiche und kriegende Kirche zu verwirren suchte, mußte sie doch zurückschrecken, wenn sie die geringe Anzahl ihrer Gegner für die gesammte Kirche anerkennen sollte. Als ihr deshalb ein Herr Isambert bemerklich machte, daß Papst und Concil über jener kleinen Versammlung ständen und in diesem auch Prälaten ihrer Partei säßen, rief der Bischof von Beauvais: ins Teufels Namen, schweigt.[1]) Johanna's Berufung an Papst und Kirchenversammlung

1) Averdy 487, 401, 494. Procès 31.

ward zur Seite gestellt, und Isambert von den Engländern bedroht, sie würden ihn für jene Belehrung der Jungfrau in die Seine werfen.

Durch feierliche, milde Ermahnungen hofften die Gegner Johannas jetzo mehr zu erreichen, als durch Drohungen. Jene wurden deshalb, um auch Unparteiliche zufrieden zu stellen, in einer, vom sonstigen Verfahren allerdings verschiedenen Weise eingeleitet. Wenigstens lautet der Bericht in den Akten wesentlich wie folgt: „Wir schickten mehre angesehene Doktoren der Theologie zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Tagen zu der Angeklagten, welche sie in Milde und ohne Zwang belehren und sie auffordern sollten, den frommen und weisen Männern zu glauben, welche Kenntnisse besitzen von göttlichen und menschlichen Rechten.[1]) Demüthige Unterwerfung der eigenen Meinungen unter das Urtheil der Genannten, ist Pflicht eines jeden Christen. Auch darf sich niemand dem Urtheile der Kirche entziehen, weil er Offenbarungen und Erscheinungen hat; denn selbst die Apostel haben ihre Schriften der Kirche unterworfen, und die gesammte von Gott offenbarte Schrift wird uns zu glauben von der Mutterkirche übergeben, welche die unfehlbare Regel darbietet, die wir überall anerkennen müssen. Auch will der Herr nicht, daß irgend jemand sich herausnehme zu sagen: er sei Gott allein unterworfen, oder daß er seine Worte und Werke allein auf ihn beziehe. Vielmehr gab er den Geistlichen Ansehen und Macht, über die guten und schlechten Thaten der Gläubigen abzuurtheilen. Wer jene

1) Procès 383—391.

verachtet, verachtet Gott; wer sie hört, hört Gott. Die katholische Kirche kann nicht irren, oder jemand ungerecht beurtheilen. — Es ist sehr gefährlich, das neugierig zu erforschen, was über uns ist, und ohne Zustimmung der Kirche und Prälaten neue und ungewöhnliche Dinge zu erfinden und ihnen zu glauben; denn der Teufel pflegt sich bei derlei Curiositäten einzumischen. Aus dieser Wurzel erfundener Offenbarungen, bist du Johanna in viele andere Verbrechen gerathen, hast dir angemaßt, was Gottes ist, künftig Zufälliges, oder gegenwärtig Verborgenes vorausgesagt, und nicht geglaubt, es sei besser an dem durch die Kirche verkündeten christlichen Glauben festzuhalten, als an neuen und ungewöhnlichen Erscheinungen. Deines Standes und deiner geringen Kenntnisse halber hättest du bei irgend einem Prälaten oder würdigen Geistlichen Belehrung suchen sollen. — Wie wenn dein König dir eine Festung anvertraute und beföhle niemand ohne schriftlichen Befehl, oder gewisse Zeichen einzulassen? Würdest du jedem, der sich meldet, Glauben beimessen und ihn aufnehmen? [1]) — So hat Christus seiner Kirche Befehl ertheilt, und wir können dir nicht glauben gegen Gottes Befehl. — Oder wie, wenn ein Soldat seinem Vorgesetzten aus Eigenwillen nicht gehorchen wollte; — und doch verfährst du so gegen Kirche und Prälaten. Verscheuche deine Leichtgläubigkeit, laß ab von deinen Einbildungen, und beruhige dich bei den Meinungen und Lehren der Universität, der Prälaten, und so vieler gelehrten und kundigen Männer. Laß dich nicht durch Scham, Vortheil

1) Procès 438 — 441.

oder Ruhm, von Reue, Selbsterkenntniß oder Besserung abhalten, um Leib und Seele zu erretten!" — So lauteten im Wesentlichen die Ermahnungen.

Johanna antwortete: Ich möchte nichts sagen und thun was dem christlichen Glauben und der christlichen Kirche zuwider ist [1]), sondern jeden Irrthum gern verbessern und austreiben, und als gute Christin leben und sterben. Was aber meine Worte und Thaten anbetrifft, so vertraue ich Gott, den ich von ganzem Herzen liebe. Er hat mich thun lassen was ich that und meine Offenbarungen kommen von Gott, ohne anderes Mittel (Sans autre moyen, sine alio medio). Wäre ich verurtheilt, der Holzstoß bereitet und angezündet, und ich selbst mitten in den Flammen; würde ich doch bis zum Tode bei meiner Aussage und Ueberzeugung verharren!

So stellte Johanna die ganze Kraft ihrer persönlichen Ueberzeugung den allgemeinen Regeln und Forderungen der Kirche gegenüber; gleichwie Luther später in Worms.

Nachdem diese mildern Versuche und Ermahnungen fehlgeschlagen waren, ja zum Aussprechen des schärfsten Gegensatzes geführt hatten, ging man rasch zu dem Vorschlage über, die Jungfrau zu foltern. Einige meinten indeß, sie habe genug gesagt, um sie zu verurtheilen; Andere fürchteten, sie werde daran sterben oder sich gar selbst umbringen [2]); und sie selbst bemerkte: ich werde nichts Anderes sagen als bisher, oder laut verkünden, daß es mir mit Gewalt ist abgepreßt worden.

---

1) Procès 166, 393, 396, 380.

2) Ebendas. 400—403.

In solcher Bedrängniß wandte sich die Jungfrau zum Gebete, und ihre Stimmen sagten ihr: du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden. Kümmere dich nicht um dein Märtyrerthum; du wirst endlich eingehen in das Paradies! [1])

Der Bischof von Beauvais und seine Helfershelfer waren entschlossen, die Jungfrau nunmehr feierlich zu verurtheilen und ihr womöglich einen Widerruf abzudringen; aus Gründen, die erst später völlig zu Tage kamen. Fast noch mehr als über diese listigen und thätigen Feinde, muß man über Johannas ehemalige Freunde und ihren König erstaunen. Allerdings konnte Karl VII. sie nicht mit Heeresmacht befreien, allerdings würde Grausamkeit gegen gefangene Engländer geübt, oder ihnen angedroht, schwerlich das Schicksal der Jungfrau geändert haben: wohl aber hätte es ihm (der ihr die Krone verdankte) und allen denen, die sie für eine Gottbegeisterte anerkannt und als solche verehrt hatten; es hätte ihnen obgelegen (durch die lautesten Zeugnisse über Johannas reinen Wandel und die in Poitiers von Geistlichen und Rechtsgelehrten angestellten strengen Prüfungen) sich selbst zu ehren, die Meinungen der Zweifelnden umzustimmen und die Verfolger der Unschuldigen mit Schande zu bedecken. Statt dessen überall die tiefste Stille und größte Gleichgültigkeit: kein Lebenszeichen, keine Thätigkeit, keine Begeisterung, keine Dankbarkeit, kein löblicher Versuch bei den Prälaten, dem Papste, der Kirchenversammlung! Johanna war von Allen völlig verlassen, allein auf sich angewiesen, und zu den äußeren Kämpfen und

1) Procès 401. Charm. IV, 212.

Leiden mußten innere hinzutreten und die Schwierigkeiten verdoppeln sich aufrecht zu halten.

Am 24. Mai 1431 wurden auf dem Kirchhofe von St. Ouen zwei große Gerüste errichtet. Auf dem einen befanden sich die Bischöfe von Beauvais und Noyon, der Kardinal von England und 33 Beisitzer[1]); auf dem zweiten Johanna und ein Geistlicher Erard. Rings umher unzähliges Volk und in der Nähe der Scharfrichter auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen, um nach dem Spruche sein Opfer zum Holzstoße auf den alten Markt zu fahren. Erard begann eine lange Predigt über den Text: Eine vom Stamme abgeschnittene Rebe kann keine Früchte bringen. Johanna hörte die abscheulichsten Vorwürfe mit stiller Ergebung an; als aber Erard sagte: ich rede zu dir! Durch dich, du nichtsnutziges, schändliches, mit jeder Unehre belastetes Weib, ist die französische Geistlichkeit verführt, und dein König ein Ketzer und Schismatiker geworden! — da flammte ihre Begeisterung noch einmal auf, nicht zu eigener Vertheidigung, sondern zur Vertheidigung dessen, der sie verlassen hatte. Sie rief dem frechen Bußprediger zu: wahrlich, Herr, (mit aller Ehrfurcht sei es gesprochen) ich wage es bei Verlust meines Lebens zu sagen und zu schwören, daß mein König der edelste Christ ist unter allen Christen, daß er Glauben und Kirche liebt, daß er in keiner Weise so ist wie ihr ihn beschreibt. — Als Erard und Cauchon diese Worte hörten, verboten sie ihr gleichzeitig und mit Heftigkeit, irgend weiter zu reden.

1) Monstrelet IX, 181. Procès 43. Averdy 168, 505.

Der Predigt folgte eine sogenannte liebevolle Ermahnung, daß Johanna widerrufen solle. Als ein Gerichtsbeamter Massieu ihr die Formel der Abschwörung vorlesen wollte, sagte sie: ich verstehe den Sinn dieses Wortes nicht; worauf jener, von Theilnahme ergriffen, ihr rieth, sich zu ihrer Rettung der allgemeinen Kirche zu unterwerfen. — Nun wohl, erwiederte Johanna, ich unterwerfe mich ihr, sie möge entscheiden, ob ich abschwören soll oder nicht. Da rief Erard: du schwörst auf der Stelle, oder du wirst heute noch verbrannt!

Die Formel, welche ihr jetzt vorgelesen wurde, enthielt in sechs bis acht Zeilen [1]) hauptsächlich das Versprechen, keine Waffen oder männliche Kleidung zu tragen und die Haare wachsen zu lassen. Johanna schien diese Bedingungen anzunehmen und fügte hinzu: ich habe nichts gethan, ohne den Befehl Gottes; auch soll man meine Reden und Thaten nicht meinem Könige, oder irgend einem Anderen zur Last legen und ihnen deshalb Vorwürfe machen. Findet sich dabei irgend eine Schuld, so trifft sie allein mich, und keinen Andern.

Als die gegenwärtigen Engländer sahen, daß es zu einer Abschwörung kommen sollte, welche das Todesurtheil beseitigt hätte, zürnten manche sehr, und es erhob sich ein solcher Tumult, daß einer dem Bischofe von Beauvais sagte: du bist ein Verräther; und dieser ihm antwortete: du bist ein Lügner!

Während dieses unanständigen Gezänkes weigerte sich Johanna (welche nicht lesen oder schreiben konnte) noch immer die Abschwörungsformel zu unterzeichnen und

1) Averdy 483, 484.

sagte: man lege diesen Zettel der Kirche und den Geistlichen vor, in deren Hände man mich übergeben muß, und was sie mir rathen, will ich gern thun. — Erard machte ihr hierauf die bestimmtesten Hoffnungen, sie werde, nach ihrem dringenden Wunsche aus dem englischen Gefängnisse befreit werden, und wiederholte dann drohend seine früheren Worte: wenn du nicht unterzeichnest, so wirst du verbrannt. — Durch Hoffnung und Furcht bewegt, antwortete Johanna: so will ich lieber unterzeichnen, als verbrannt werden!

Ob man der Jungfrau jene kurze sechszeilige Abschwörungsformel zum Unterzeichnen vorlegte, oder eine längere, welche der englische Geheimschreiber Callot im Aermel versteckt hatte, mag zweifelhaft bleiben [1]); gewiß führte Callot ihre Hand, damit sie ein Zeichen unter die Schrift mache; gewiß hat man ihr nie die lange, umständliche Formel vorgelesen, welche man später bekannt machte und worin alle nichtswürdigen Beschuldigungen der zwölf Artikel als erwiesen aufgezählt sind. So wie man sich des Betruges nicht schämte, so nahm man aus Furcht vor den Engländern keine Rücksicht auf ihre sehr wohl begründete Bedingung, oder Bitte, aus dem englischen in ein geistliches Gefängniß gebracht zu werden, und beseitigte ihre nochmalige Berufung an den Papst [2]) durch die Bemerkung: dieser sei zu entfernt und der Gerichtshof zu jedem Spruche berechtigt.

Bei Gelegenheit des obigen Streites hatte der Bischof

---

1) Averdy 115. Procès 429. Charm. IV, 134.

2) Procès 445. Martin V. starb den 21. Februar 1431; Eugen IV. ward erwählt den 3. März 1431.

von Beauvais einem zürnenden Engländer geantwortet: ich muß mehr das Heil als den Tod der Angeklagten suchen! Diese Milde erhielt sogleich ihre nähere Erläuterung, als er der Jungfrau sagte: gehe hin in das ewige Gefängniß, damit du bei dem Brote und Wasser der Betrübniß, deine Verbrechen beweinen und keine weiter begehen mögest. — Nochmals bezeigte der Graf von Warwik seine Unzufriedenheit über diesen, das Leben der Jungfrau schonenden Ausgang, und schalt deshalb den Bischof nebst seinen Beisitzern; worauf einer der letzten bedeutsam antwortete: sorget nicht, wir werden sie bald wieder ertappen. [1])

Als Johanna wider die ihr erregte Erwartung, oder das ihr ausdrücklich gegebene Versprechen, in ihr erstes Gefängniß zurückgebracht, mit früherer Grausamkeit und steigendem verdammlichen Uebermuthe von den englischen Wächtern behandelt wurde; als sie des großen Ansehens und Gewichts der sie belehrenden und verurtheilenden Männer gedachte, mag sie einen Augenblick lang an der Wahrheit und Unfehlbarkeit ihrer Stimmen und an ihrem Berufe selbst gezweifelt haben. [2]) Bald aber fand sich ihr alter Muth wieder ein; mit demselben aber auch Reue über ihr letztes Benehmen. Sie sprach, sich selbst anklagend: Gott hat mich durch die heilige Katharine und Margarethe von dem großen Jammer (pitié) benachrichtigt, daß ich widerrief, und mich zu Grunde richte, um mein Leben zu retten. Jene Formel verstand ich nicht, würde mich aber selbst verdammen, wenn ich

1) Averdy 433.

2) Procès 481, 493. Averdy 130. Charm. IV, 162.

sagte, daß Gott mich nicht gesandt hätte.[1] Was ich etwa Unrechtes sprach oder that, geschah aus Furcht vor dem Feuertode.

Von reuigen Stimmungen und Klagen dieser Art nahmen ihre Wächter und Richter gar keine Kenntniß; vielmehr ging man darauf aus, die Jungfrau in kürzerer Zeit völlig zu verderben. Als die im Bette Angeschmiedete zu den Wächtern sagte: löset meine Fesseln, daß ich aufstehen und mich anziehen könne; nahmen sie die Frauenkleider hinweg und warfen ihr das Männerkleid hin, welches sie früher getragen. Johanna sagte hierauf: ihr Herren wisset, daß mir diese Tracht verboten ist, und ich werde sie gewiß nicht anlegen.[2] — Weit entfernt, diese Worte zu berücksichtigen, erlaubten sich vielmehr die Wächter die gröbsten Unanständigkeiten. Um diesen zu entgehen und ganz außer Stande, länger im Bette zu verweilen, entschloß sich Johanna, ihre Männerkleidung wieder anzuziehen. — So erzählte Johanna den Hergang ihrem Beichtvater[3]), und selbst dem Bischofe von Beauvais. Sie fügte hinzu: gegen euer Versprechen habt ihr mich wieder in das englische Gefängniß zurückgebracht, in Fesseln geschmiedet und verboten, Kirche und Messe zu besuchen. Ich will lieber sterben, als zeitlebens in Fesseln liegen und mich so mißhandeln lassen. — Anstatt hierauf eine Untersuchung wider die frechen Soldaten und einen gleich frechen Be-

---

1) Procès 457, 458.

2) Averdy 506.

3) Averdy 439. Procès 455. Buchon 48. Charm. IV, 167, 171.

fehlshaber einzuleiten; anstatt neue Versammlungen der Richter und Beisitzer zu berufen, ward Johanna (ob jenes ihr aufgezwungenen Kleiderwechsels [1]) kurzweg erklärt für rückfällig, unverbesserlich, ketzerisch, aller Gemeinschaft und Gnade unwürdig.

Als Ladvenü, ihr Beichtvater, ihr den Feuertod ankündigte, weinte sie bitterlich und rief: so schrecklich und grausam will man mich behandeln! Lieber möchte ich mich zehnmal köpfen, als einmal verbrennen lassen! [2]) — Dem Bischofe von Beauvais sagte sie: Bischof, ich sterbe durch Euch! — Er antwortete: Johanna, du mußt es in Geduld hinnehmen; denn du hast dein Versprechen nicht gehalten und bist zu den früheren Unthaten zurückgekehrt! — Ach (fuhr Johanna fort), hättet Ihr mich in ein geistliches Gefängniß geführt, und anständigen und würdigen Wächtern übergeben, so wäre das Alles nicht geschehen! Ich berufe mich von Euch auf Gott, den Rächer alles Unrechts, das Ihr mir anthut. [3]) — In diesem bitteren Augenblicke deutete sich Johanna die früher mißverstandene Weissagung ihrer Stimmen, in neuer trostreicher Weise! „Du wirst Hülfe erlangen und durch einen großen Sieg befreit werden! Kümmere dich nicht um dein Märtyrerthum; du wirst endlich eingehen in das Paradies!"

Am 30. Mai 1431 ward die kaum zwanzigjährige Johanna unter starker Bedeckung nach dem Richtplatze auf dem alten Markte abgeführt. Mit lautem Rufe

---

1) Procès 471.

2) Averdy 452, 494.

3) Charm. IV, 222.

suchte Loyseleur, von Gewissensangst gepeinigt, bis zu ihrem Todeswagen vorzudringen, um seine Schuld zu bekennen, Johannas Verzeihung zu erbitten und Zeugniß für sie abzulegen. [1]) Aber die Wachen warfen ihn zurück, und er mußte aus der Stadt entfliehen, um sein Leben zu retten. Midy, der Verfasser der zwölf Anklagepunkte, predigte in heftigster Weise über die Worte Pauli: [2]) So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; — ein Text, der sich so leicht für die Jungfrau deuten ließ. Nachdem hierauf Beauvais nicht die falsche Abschwörungsformel, sondern blos das Verdammungsurtheil vorgelesen hatte, kniete Johanna nieder und betete so innig und feurig, daß die Umstehenden, ja mehre Richter und Prälaten bis zu Thränen gerührt wurden. Nur die Häupter beharrten auf ihrem Wege und sprachen: die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen, gehe hin in Frieden! Wir übergeben dich der weltlichen Macht und bitten diese, ihr Urtheil nicht auf Tod und Verstümmelung der Glieder zu richten!

Diese scheinbar milden Worte enthielten in Wahrheit nur bittern, frechen Spott; denn ohne irgend eine weitere Untersuchung, oder Berücksichtigung befahl der erste weltliche Befehlshaber von Rouen [3]) dem Scharfrichter, seine Pflicht zu thun. Jetzo setzte man der Jungfrau eine Mütze auf, mit der Inschrift: Ketzerin, rückfällig, abtrünnig, götzendienerisch. Auf einer zur Seite stehenden Tafel hieß es: Johanna, welche sich die Jung-

---

1) Procès 49. Averdy 454.

2) 1. Corinther 12, 26.

3) Procès 188. Charm. IV, 202.

frau nennen läßt, ist eine Lügnerin, des Volkes Betrügerin, gefährlich, abergläubig, Gott lästernd, irrgläubig, götzendienerisch, grausam, liederlich, des Teufels Verbündete, schismatisch und ketzerisch.

Während all dieser Greuel zeigte Johanna weder stoische Kälte, noch haltungslose Verzweiflung, sondern neben edlem Muthe auch edles Gefühl, neben dem Bewußtsein der Unschuld auch das der Sündhaftigkeit aller Menschen, und während sie das furchtbarste Unrecht erlitt, bat sie Alle um Verzeihung, die sie etwa verletzt habe. — Nachdem sie mit ihrem Beichtvater Ladvenü den Holzstoß bestiegen, forderte sie ein Kreuz, und aus zwei Stöcklein bildete es einer der Umstehenden. Sie verbarg es auf ihrem Herzen, und ein zweites ward aus der Kirche St. Sauveur geholt und ihr nach ihrem Wunsche von Ladvenü vorgehalten. Als dieser, im Eifer seine Pflicht zu erfüllen, dem Feuer zu nahe kam, warnte ihn Johanna; hierauf betete sie von Neuem, bis die Flammen über sie zusammenschlugen. Der Name des Erlösers war ihr letztes Wort; — dann neigte sie ihr Haupt, und starb!

Gleich nachher kam der Scharfrichter voller Schrecken zu Ladvenü und sagte: ich werde von Gott keine Verzeihung erlangen für das, was ich dieser Frau gethan![1]) — Johann l'Epee, ein Stiftsherr von Rouen, rief aus: käme meine Seele doch an den Ort, wo die Johannas ist. Johann Tressart, ein Geheimschreiber des Königs von England, weinte bitterlich und sagte: wir sind Alle verloren, denn wir haben eine Heilige ver-

1) Averdy 467, 468. Barante VI, 139.

brannt, deren Seele in Gottes Hand ruht. — Ein Engländer, der in seinem Zorne selbst Holz zum Scheiterhaufen tragen wollte, ward so gerührt, daß er (als Johanna sterbend Jesu Namen rief) in Ohnmacht fiel, sie nachher für eine Heilige erklärte und behauptete, eine weiße Taube sei aus den Flammen emporgestiegen. — Nur Einzelne beharrten in wilder Freude, daß die Hexe ihre verdiente Strafe empfangen habe; und ihre Asche wurde in die Seine gestreut, damit sie kein Gegenstand der Verehrung werde.

Ein Schreiben des Königs von England, an Kaiser, Könige, Fürsten, Kardinäle, zur Rechtfertigung und Anpreisung des, gegen Johanna beobachteten Verfahrens, machte wenig Eindruck; wogegen in den Jahren 1449, 1452 und 1455 ein dreifacher Rechtfertigungsprozeß hauptsächlich von der Mutter und den Verwandten Johannas [1]), vor mehren Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten, Inquisitoren, Aebten und Doktoren mit päpstlicher Erlaubniß geführt und alles bereits Erzählte durch 144 Zeugen erhärtet wurde.

An der Stelle, wo Johanna starb, ward eine Bußpredigt gehalten, und der e r s t e Spruch der angeblich u n f e h l b a r e n Kirche, von dem n e u e n kirchlichen Gerichte unter genauer Angabe der Gründe verworfen, als betrügerisch, lügnerisch, verleumderisch, arglistig, boshaft und schändlich. [2]) — Unparteiische Forschung bestätigt diesen Ausspruch und zeigt: daß die Jungfrau

1) Averdy 250 fg. S. 292.

2) Ders. 396.

zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht (wie so oft) verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen!

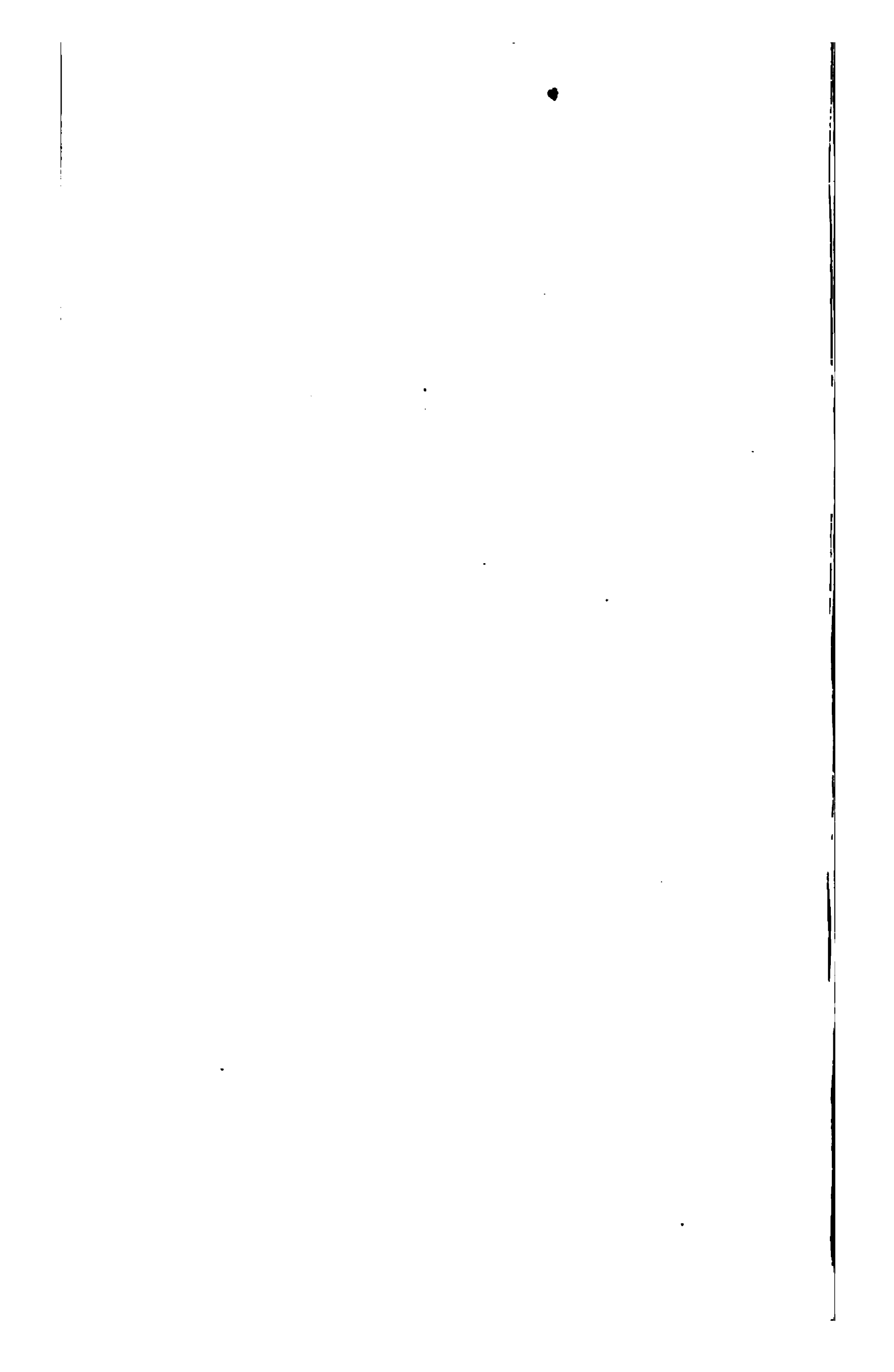
Ueber

Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien,

seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik.

Von

W. A. Arendt.



Es gibt wenige Länder, in deren Geschichte die Städte eine so große Rolle gespielt haben, wie in Belgien. Seit dem 13. Jahrhundert bilden sie den Kern einer politischen Entwickelung, die in diesen Provinzen oft lebendiger, mannigfacher und bewegter gewesen ist, als in den meisten Nachbarländern. Durch Reichthum, Handel, Gewerbfleiß, Kunst und Bürgersinn gleich ausgezeichnet und hochstehend in den früheren Jahrhunderten, sind sie noch jetzt, nach vielfachem Wechsel und tiefgehenden Umgestaltungen, der Sitz eines regen Lebens, dem kein höheres Interesse, welchem Gebiete es auch angehöre, fremd bleibt. Fragt man nach den Ursachen, die sie zu dieser Höhe erhoben und so lange darauf erhalten haben, so bietet sich neben der Gunst der Lage, der Tüchtigkeit der Bevölkerung und andern mehr äußeren Umständen hauptsächlich ihre Verfassung dar, die außer den, dem Städtewesen fast aller Länder gemeinsamen Grundlagen von jeher viel Eigenthümliches in den Prinzipien der Organisation und in ihren Formen gehabt hat und für die Geschichte Belgiens, die ältere sowol wie die neuere, von der höchsten und bestimmendsten Wichtigkeit geworden ist. Merkwürdigerweise ist

sie, trotz ihrer Bedeutung, von fremden sowol wie einheimischen Geschichtschreibern wenig berücksichtigt worden. Man begnügte sich mit dem Allgemeinsten, Oberflächlichsten, das in den meisten Fällen noch die Späteren den Früheren nachschrieben.

Dieser Umstand machte in dem Verfasser des nachstehenden Versuches den Wunsch rege, die Verfassung der belgischen Städte in ihrem Verhältniß zur politischen Nationalität und allgemeinen Organisation des Landes zu untersuchen. Es war ihm besonders daran gelegen, die Resultate, welche die in dieser Verfassung zur Anwendung gekommenen Grundsätze auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens gehabt haben, historisch festzustellen. Die Aufgabe wie er sie sich stellte, zerfiel von selbst in zwei Theile: deren einer das belgische Städtewesen bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik, der andere dessen Entwickelung seit jener Zeit umfaßt. Die Grenzen, welche ihm diese Publikation nothwendig vorzeichnete, erlaubten ihm für den Augenblick nur den ersten Theil seiner Arbeit zu geben. Ueber die frühern, der spanischen Herrschaft in den Niederlanden vorangehenden Zeiten ausführlich zu sein, lag nicht in seinem Plan, für die publizistische Seite des Gegenstandes haben diese Zeiten ein untergeordnetes Interesse, und der historischen ist durch andre treffliche Arbeiten über jene Epoche genug gethan. Doch mußten der Vollständigkeit wegen die Grundzüge derselben berührt werden. Die Quellen, in denen der Verfasser schöpfte, sind neben den reichen Dokumentensammlungen, deren Veröffentlichung dem Eifer des Generalarchivars des Königreichs Belgien, Herrn

Gachard, verdankt wird*), für die im zweiten Theile enthaltene Darstellung des belgischen Städtewesens der Gegenwart hauptsächlich ungedruckte, authentische Urkunden, aus Archiven entnommen oder von Behörden, städtischen sowol wie allgemeineren mitgetheilte.

Erstes Capitel.

Ursprung und Grundzüge der frühern Verfassung der belgischen Städte. — Burgundische Epoche. — Verfassung derselben seit dem 17. Jahrhundert. — Verschiedene Elemente des Stadtkörpers. — Zusammensetzung des großen Rathes. — Der Magistrat, seine Organisation und Befugnisse. — Gerichts- und Finanzwesen der Städte. — Verfassung von Brüssel.

1.

Die Geschichte der belgischen Städte seit ihrer Entstehung, bis zur Herrschaft des Hauses Oesterreich in den Niederlanden, obgleich nach allen Seiten hin inhaltsreich und wichtig, ist doch im Allgemeinen wenig bekannt und noch weniger bearbeitet: die reichsten Materialien, wie sie in demselben Umfange kaum ein anderes Land besitzt, sind darüber vorhanden, in Staats- und Stadtarchiven gesammelt und in zahlreichen Privatcollectionen zerstreut, aber erst seit einigen Jahren wendet sich die Aufmerksamkeit der inländischen Geschichtforscher diesen Schätzen zu, und erst ganz neuerdings

*) S. Collection de documens inédits, concernant l'histoire de la Belgique, publiée par L. P. Gachard etc. 3 Vol. 8. Bruxelles 1834, 35; und Documens inédits, concernant les troubles de la Belgique sous le règne de l'Empereur Charles VI., par Gachard etc. 2 Vol. 8. Bruxelles 1838, 1839.

sind die ersten Versuche einer Ausbeutung derselben ans Licht getreten. *)

Die Entstehung der Städte in Belgien ist im Allgemeinen auf dieselben Ursachen zurückzuführen wie im übrigen Europa. Dieselbe Bewegung, die im zehnten Jahrhundert, von Italien ausgehend, sich zuerst in Spanien, dann im fränkischen Reiche fortsetzt, theilt sich frühe schon den flandrischen Provinzen mit, die damals, wie später, mit jenen Ländern Bezüge und Verkehr mehr als einer Art unterhielten. Der eigenthümliche Charakter der Bevölkerungen, verbunden mit der Weise, wie die Feudalverhältnisse sich hier ausgebildet hatten, begünstigte die Herstellung eines freien Bürgerstandes und trug dazu bei, den neuen Institutionen in diesen Gegenden ein schnelles Gedeihen zu verschaffen. Anknüpfungspunkte mancherlei Art fanden sich unstreitig in den bestehenden Zuständen vor und erleichterten den raschen Ausbau der städtischen Verfassungen; doch geht man jedenfalls zu weit, wenn man, wie es von eini-

*) Am meisten ist bis jetzt für die Geschichte der flandrischen Städte geschehen. In dem trefflichen Werk von Warnkönig sind die vollständigsten Materialien für die ältere Geschichte Gents und der kleineren Communen gegeben, die Geschichte Brügges ist von Delpierre gut bearbeitet, für Brabant hingegen kaum der Anfang gemacht. Aber dieser Anfang ist vielversprechend. Der Fürst de Ligne hatte vor einigen Jahren einen Preis von 2500 Francs für die beste Geschichte Brüssels gestiftet, der von der Akademie einem Werke zweier jüngern Gelehrten, Wonters und Henne zuerkannt wurde. Die Herausgabe dieser Arbeit hat erst seit kurzem begonnen, sie kann mit Recht eine durchaus tüchtige genannt werden und nimmt außer den lokalen auch ein allgemeineres, historisches Interesse in Anspruch.

gen, besonders niederländischen Geschichtschreibern geschehen ist, den wesentlichen Elementen der städtischen Organisation ein höheres Alter als jene Epoche anweist und die eigenthümlichen städtischen Rechts- und Verwaltungsinstitute, wie sie in den flandrischen und brabantischen Communen vorliegen, ernsthaft bis auf das siebente Jahrhundert und noch früher hinaufführt. Wie in den benachbarten Ländern, so war auch in Belgien in Bezug auf städtische Institutionen der Thatbestand zum Theil früher vorhanden, als der Rechtsbestand, aber dies berechtigt keineswegs, den Ursprung der städtischen Verfassungsformen in ihrer Gesammtheit in jene frühe Zeiten zu versetzen. Eben so irrig ist eine andere, ebenfalls in Extremen sich ergehende Ansicht, nach der die Organisation der belgischen Städte, das Bestehen der ihnen eigenthümlichen Institutionen, unbedingt und strenge auf das Datum der Freibriefe, Charten und anderer Verfassungsurkunden, die ihren Rechtszustand sichern, zurückzuführen ist. Die ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Dokumente dieser Art gehen nicht, oder nur mit einzelnen, höchst seltenen Ausnahmen, über den Anfang des zwölften Jahrhunderts hinaus*), während die Gilden und sonstigen Corporationsformen, aus denen der städtische Verband erwuchs, sich schon mehre Jahrhunderte früher nachweisen lassen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Die belgischen Städte sind aus der Verschmelzung alteinheimischer Organisationsformen, mit dem neuen im Süden und Westen

*) Vergl. van Praet, De l'origine des communes belges. Gand 1829. 8.

zuerst angeregten Prinzip der Communen entstanden *), die Charten schaffen das neue Gemeinwesen nicht, sondern geben ihm, in den meisten Fällen, nur einen gesicherten, anerkannten, verbrieften Bestand. Aus dem Inhalt fast aller dieser Dokumente geht übrigens über allen Zweifel erhoben hervor, daß auch in Belgien die Concessionen unabhängiger Rechtspflege der Kern gewesen sind, aus dem heraus und um den herum sich das ganze Städtewesen entwickelte.

Die allgemeine Lage der belgischen Provinzen begünstigte ungemein den schnellen Wachsthum dieses neuen Elementes politischer Ordnung. Unter dem Streite der Ritter, Grafen und Herzöge wuchsen die Städte in demselben Maße, in dem der Feudaladel seine Macht brach. Zu der Gunst der äußern Umstände gesellte sich bald die Frucht des Eifers und der Anstrengungen, mit welchen Handel und Gewerbe in allen diesen Gemeinwesen gepflegt wurden; der Reichthum befestigte die Unabhängigkeit da, wo sie schon gewonnen war, und gewann sie, wo sie noch nicht bestand. Die Freiheit der Communen erreichte einen Umfang, wie er fast nirgend anders bestand, — die größeren unter denselben bildeten vollständig organisirte Staaten im Kleinen, mit den allerdemokratischsten Verfassungsformen, die Bürgerschaft, in Folge allgemeiner, weitausgedehnter Wahlrechte, oft selbst und unmittelbar regierend, überall in den wichtigsten Angelegenheiten entscheidend und lenkend. Als unmit-

*) Am besten durchgeführt ist diese Ansicht bei Thierry, Considérations sur l'histoire de France, Chap. 5 in den Récits mérovingiens.

telbare Veranlassung dieser Zustände, die den Städten ein neues Gewicht und hauptsächlichste politische Bedeutung geben, erscheint die Bildung der Zünfte und Innungen (Ambacht, Neering, corporation, métier) und die Aufnahme dieser Körperschaften in den Verband der städtischen Verfassung, ihre Betheiligung an der Ausübung des städtischen Regiments. In Folge des Aufschwungs, den Handel und Gewerbe in diesen Provinzen seit dem zwölften Jahrhundert nehmen, erlangt das Zunftwesen in den belgischen Städten eine eigenthümliche und charakteristische Bedeutung. Die Zünfte bilden in den großen Communen den mächtigsten, einflußreichsten, aber auch den unruhigsten und bewegtesten Theil der städtischen Bevölkerung und erlangen durch ihren Antheil an der Regierungsgewalt eine vorherrschende politische Bedeutung, die ihnen bald ein entschiedenes Uebergewicht über alle andern Elemente des Stadtkörpers verschafft.*) Eine durchgreifende Umgestaltung der innern Verhältnisse ist in den meisten belgischen Städten die Folge davon, lange Aufregungen, Kampf und blutiges Ringen gehen ihr fast überall voran. Hätten die Fürsten um diese Zeit schon die Macht, den Einfluß

*) Obgleich von dem lebendigsten Interesse und der allerhöchsten Wichtigkeit für die Kenntniß der frühern Zustände des Landes ist doch die Geschichte des Zunftwesens in den Niederlanden ein fast unbearbeitetes Feld. Von neueren Versuchen kann nur eine Arbeit von Pyke in den Memoiren der brüsseler Akademie der Wissenschaften genannt werden, das Meiste und Beste ist in den endlosen Plakaertensammlungen der Provinzen und in den „Kostumen" der Städte zerstreut und erwartet noch einen Sammler.

und vor Allem die Einsicht und den Willen gehabt, die spätere Zeiten ihnen gaben, hätten sie sich des Streites der Patrizier und Geschlechter mit den Gewerken zu bemächtigen gewußt, um die einen durch die andern zu schwächen und die feindlichen Kräfte beider zur Mehrung ihrer eigenen Macht zu gebrauchen, so hätten die politischen Geschicke des Landes eine ganz andere Wendung genommen, die Verschmelzung der Provinzen zu einem Staat, die Herstellung der politischen Nationalität des Landes wäre mehre Jahrhunderte früher möglich geworden. So aber stand im Laufe des 14. Jahrhunderts das demokratische Element in den belgischen Städten überall als Herrscher da, und der Kampf um die Obergewalt, der den Grund der Geschichte im 15. und 16. Jahrhundert bildet, fand hier nicht, wie in Frankreich, zwischen dem Fürsten und den Communen gegen den Adel, sondern zwischen dem Fürsten und dem Adel gegen die Communen statt.

2.

Der Charakter, welchen das Zunftwesen und das Vorherrschen des darauf gegründeten demokratischen Elements der Verfassung der belgischen Städte aufdrückte, blieb in seinen wesentlichsten Beziehungen derselbe bis zur Herrschaft des Hauses Burgund. Ehe wir die Veränderungen berühren, welche die städtischen Institutionen unter den Fürsten dieser Dynastie erleiden, scheint es angemessen, die Grundzüge dieser letzteren näher auseinanderzusetzen, da die Kenntniß derselben zum Verständniß der späteren Verfassungsformen, welche den eigentlichen Gegenstand dieser Arbeit bilden, unentbehrlich ist.

Die Verfassung der belgischen Städte während dieser Periode zeigt mehre Klassen von Gerechtsamen und Freiheiten auf, welche eine große Verschiedenheit in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen derselben zur Folge haben. Die einen sind Communen, denen wir das Prädikat optimo jure geben möchten, sie besitzen an Rechten und Befugnissen Alles, was den Städten überhaupt verliehen werden konnte, die andern besitzen nur einen größeren oder geringeren Theil dieser Attributionen, ohne sie alle zu vereinigen. Die Vergleichung mit der civitas optimo jure, der latinitas, dem jus italicum u. s. w. im öffentlichen Rechte Roms liegt nahe und ist in mehr als einer Beziehung gerechtfertigt. Was die ersteren betrifft, die allein unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da die Organisation der Städte zweiter Art in der ihrigen begriffen ist, so ist in ihnen der Kern und das Wesen der Verfassung in der „Poortery" enthalten. Das Wort bezeichnet die Gesammtheit der innerhalb der Thore der Stadt wohnenden Bürger, die von der Verpflichtung, ihr Domizil innerhalb der Stadtthore zu haben, den Namen „Poorter" erhielten. Die Mitglieder dieser Poortery bilden die allein berechtigte Stadtgemeinde, deren jedes zur Treue und Hülfleistung gegen die Gemeinde und gegen jeden einzelnen Poorter verbunden ist. Das letztere ist charakteristisch, ein jeder Poorter ist verpflichtet, seinem Mitbürger Beistand zu leisten, in allen öffentlichen Angelegenheiten, wo dieser zu seiner Vertheidigung oder seiner Berathung der Hülfe bedarf. Dieser Verband, der die Grundlage der communitas bildet, besteht als Rechtsverhältniß nur in den Städten optimo jure, in denen, die nicht op-

timo jure sind, fehlt die Poortery. Die Gemeinde ist hier eine bloße Versammlung von Individuen ohne gegenseitige Verpflichtungen solcher Art. Die Rechte und Freiheiten dieser villes à commune, denn so werden die Städte mit Poorteryen vorzugsweise genannt, um sie von den weniger freien, dem Fürsten oder einem sonstigen Lehnsherrn gehörigen villes à loi zu unterscheiden, bestehen hauptsächlich in dem Rechte eigener Verwaltung und eigener Gerichtsbarkeit. Als äußere Manifestationen dieser Befugnisse erscheinen in solchen Städten, gleichsam als Besitzthümer der Gemeinschaften, die diese Rechte ausdrücken, die domus communis, das Gemeindehaus, später hôtel de ville genannt, und in ihm die arca communis, die Gemeindekasse, und das sigillum commune, dann das in den größeren belgischen Städten fast überall noch bestehende befridum (beffroy) cum campana, ein fester Thurm, gewöhnlich in der Nähe des Stadthauses, in dem die Charten und Privilegien der Stadt sich befinden und der an vielen Orten zugleich auch als Zeughaus, zur Aufbewahrung der arma communia dient. An das Stadthaus knüpft sich die Wahl der Magistrate, die Verwaltung der städtischen Justiz, wie die Verwaltung des städtischen Vermögens an die arca communis; das Siegel ist das Zeichen der freigegebenen Gerichtsbarkeit, während die Glocke des Beffroy die Poorter zur Versammlung, zu gegenseitiger Hülfleistung und Vertheidigung ruft. Zur Wahrung der letztern hat die Stadt das Recht, Bürger und Fremde, die sie in ihren Sold nimmt, zu bewaffnen und ihr eigenes Zeughaus zu halten. Die Verwaltung der städtischen Interessen ist dem Gemeinderath, dessen Mitglieder

die Poortery aus ihrer Mitte wählt, anvertraut. An seiner Spitze befindet sich ein Chef, der in den verschiedenen Städten die verschiedensten Namen führt. Die Verwaltung der Justiz gehört einem Collegium an, das vom Gemeinderath mehr oder weniger unabhängig ist und ebenfalls durch die Wahlen der Poorter gebildet wird. Die Beziehungen der Städte zum Fürsten sind nicht immer gleichmäßig vertreten, gewöhnlich hat der letztere einen Beamten in der Stadt, der seine Interessen wahrt und für ihn den Blutbann, der dem Fürsten vorbehalten ist, übt. Es ist dies der bailli, mit dem mayeur, maire in den villes à loi nicht zu verwechseln. Die Ausdrücke maire und bourgmaître, die in der neueren Zeit oft als synonym gebraucht werden, bezeichneten ursprünglich zwei durchaus geschiedene und sehr verschiedene Aemter und man hat in der neueren belgischen Munizipalgesetzgebung mit Recht die Bezeichnung „bourgmaître" für den aus dem Gemeinderath gewählten Chef der städtischen Verwaltung beibehalten.

Die Verfassung der belgischen Städte trug mehr als alles Andere zu ihrer schnellen Entwickelung und Blüte bei. Unter ihrem Schutze finden alle guten Eigenschaften des Volkscharakters Gelegenheit und Anregung, sich auszubilden: Fleiß, Arbeitsamkeit, Betriebsamkeit, Sparsamkeit, Kunstsinn, religiöser und politischer Gemeinsinn. Aber neben diesen fanden zugleich auch die weniger vortheilhaften Seiten desselben freien Spielraum: Trotz, Eigensinn, Hartnäckigkeit, Beschränktheit der Ansicht, besonders der politischen, wenn es allgemeinere Interessen als die städtischen galt, Reizbarkeit und stete Bereitheit zu Aufstand und Gewaltthätigkeit, wenn wirkliche

oder eingebildete Rechte verletzt schienen. Als die Städte zu dem Höhepunkt des Reichthums und der Macht gekommen sind, den sie im 14. Jahrhundert einnehmen und fast während der ganzen Dauer des 15. behaupten, verfolgt eine jede von ihnen durchaus selbstische Bestrebungen, die größeren unter ihnen bilden eine Art von Republiken, die mit eifersüchtiger und mistrauischer Wachsamkeit und Starrheit an ihren Rechten und Freiheiten halten und für allgemeinere, das Land, seine Interessen, seine Nationalität betreffende Ideen im Ganzen wenig empfänglich sind. Bei einigen von ihnen, wie in Gent zum Beispiel, ist die Tendenz nach der Souveränetät über die Provinz, nach einer Art politischen Suprematie, wie die Hauptstädte in den Städtebunden des Alterthums sie besaßen, unverkennbar.

Unter diesen Umständen und bei der Richtung, den der öffentliche Geist in den meisten belgischen Communen genommen hatte, erklärt es sich, wie die Fürsten des Hauses Burgund in ihrem Streben nach der Bildung eines größeren, politisch einigen, von Frankreich und Deutschland, in deren Lehnsverband die belgischen Provinzen bisher gestanden hatten, unabhängigen Reiches fast nothwendig in Opposition mit den Städten treten mußten. So wichtig und vortheilhaft die Stellung der letzteren in dem neuen Staate auch werden mußte, da sie durch Reichthum, Handel und Industrie eine materiell bei weitem größere Macht besaßen als der Adel, so verwarfen sie doch diese Aussicht auf eine glänzende Zukunft und zeigten sich den Tendenzen ihrer Fürsten abgeneigt, weil die Ausführung derselben die gänzliche Unterordnung der Städte unter die Souverä-

netät der Herzöge nothwendig zur Folge gehabt hätte. Die Schwierigkeit der neuen Situation bestand eben darin, die Rechte der jetzt sich bildenden Centralgewalt mit den Rechten und Freiheiten der Communen in Einklang zu bringen, das Maß der den Fürsten einerseits, den Städten andrerseits in der neuen Ordnung zukommenden Befugnisse zu bestimmen. Je mehr man sich die innere Lage der Provinzen um jene Zeit vergegenwärtigt, desto größer erscheinen die Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art, welche sich der Herstellung der politischen Einheit und Nationalität des Landes entgegensetzen. Allgemeine, alle die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung bindende Verordnungen und Regierungsmaßregeln waren bei der großen Verschiedenheit der Rechte und bürgerlichen Stellungen nicht möglich, und besondere Edikte, in denen den Einzelnen dieselben Verpflichtungen auferlegt wären, durften nicht in Widerspruch mit den Freibriefen der Städte, den Prärogativen des Adels sein. Wenn der Fürst dergleichen versuchte, so fanden die Städte fast immer Beistand und Hülfe bei den Provinzialständen und Widerstand, Aufruhr, Streit und Kampf zwischen den Corporationen und dem Souverain waren die unausbleibliche Folge davon.

Die Aufgabe wäre unausführbar gewesen, hätten die Städte nicht selbst, freilich wider ihren Willen, den Fürsten ihre Lösung erleichtert. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts hatte sich fast überall in den belgischen Communen ein Geist des Uebermuths und stolzer Verwegenheit der städtischen Bevölkerungen bemächtigt; auf ihre Macht, ihren Reichthum, die Wichtigkeit und Ausbreitung ihrer Verbindungen trotzend, warfen

sie sich in einen Kampf mit der Centralgewalt, der mit ihrer Niederlage endete. Dem System der burgundischen Herzöge setzten sie ihr eigenes System entgegen, jene verlangten Anerkennung ihrer obersten Gewalt, Unterordnung in allen Dingen unter ihre Befehle, die Städte antworteten ihnen mit der Forderung der Auflösung der bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse, mit dem Schrei nach Freiheit und Autonomie. Siegten sie, so war die Vernichtung des politischen Bandes, das die Provinzen zu einem Staate zusammenhielt, unvermeidlich, die Demokratie hätte sich in den vereinzelten Gebieten eine vorübergehende Herrschaft erbaut, und da sie im allgemeinen Systeme Europas damals gewiß noch unmöglicher war, als jetzt, so wäre Theilung des Landes, Einverleibung in die Nachbarstaaten der endliche Ausgang gewesen. Im besten Falle war ein Zustand möglich, wie die Geschichte der Schweiz ihn zeigt; da aber dem von allen Seiten offenen Lande der natürliche Schutz fehlt, dessen sich die Schweiz erfreut, so hätte mit der Zeit die bündnerische Verfassung höchst wahrscheinlich auch nur zur Zerstückelung geführt. Ein einiges, unabhängiges, in politischer Nationalität selbständig constituirtes Belgien, wie es jetzt besteht, wäre nie aus dem Siege der Städte hervorgegangen. Daß diese unterlagen, hat jenes möglich gemacht, wenn es auch noch Jahrhunderte und des Zusammentreffens außerordentlichster Umstände bedurfte, um die große Idee der burgundischen Dynastie, und auch jetzt nur im verkleinerten Maßstabe und der neuen politischen Stellung der Mächte angepaßt, zu verwirklichen. Der Trotz der Städte weckte die Energie der Herzöge, die Tage von Rosebeeke, von

Othee, von Gavre brachen die Macht der Communen und schufen die Möglichkeit einer staatlichen Zukunft für Belgien.

Das Schicksal und die Schuld Karls des Kühnen schien den Erfolg des von Philipp dem Guten begonnenen Werkes auf einige Zeit in Frage zu stellen; aber schon Karl V. nahm den unterbrochenen Faden wieder auf. Seine Regierung wurde für die Gründung der politischen Freiheit Belgiens entscheidend, er vernichtete das Uebergewicht des demokratischen Elements in der Institution, auf der es beruhte, in den Zünften, setzte zuerst mit bleibendem Erfolg allgemeine Verwaltungsnormen ein und gründete die Gemeinsamkeit der Gesetzgebung und Rechtspflege. Um die Umgestaltung der städtischen Verfassung zu vollenden, hätten seine Nachfolger einen Charakter wie er und eine Macht wie die seinige besitzen müssen, beides aber fehlte ihnen. Die Ungunst der äußeren Verhältnisse, die heftigen Bewegungen politischer und religiöser Art, deren Schauplatz die Niederlande während des 16. und eines Theils des 17. Jahrhunderts wurden, machten auf lange Zeit jede ruhige Entwickelung, jede consequente Durchführung der begonnenen Reformen unmöglich. Der anhaltende Kriegszustand war der Befestigung und Ausdehnung der Centralgewalt zwar günstig, aber das Verfahren derselben war zu gewaltsam, besonders unter Philipp II., selbst da, wo es gesetzmäßig sein konnte, ohne dem Interesse des Fürsten zu schaden, um Dauerndes begründen zu können. Mehr als einmal wurde in dieser Umkehr aller Verhältnisse Wohlthat, was früher Uebelstand gewesen; das in den städtischen Bevölkerungen von Geschlecht auf

Geschlecht fortgeerbte Unabhängigkeitsgefühl, der durch die städtischen Institutionen geweckte und unterhaltene Rechtssinn, der früher so oft in Starrheit und Widersetzlichkeit umgeschlagen war, dienten jetzt als Ab- und Schutzwehr gegen den Misbrauch der fürstlichen Gewalt.

Die Zeiten längerer Ruhe, regelmäßigeren Ganges kamen erst mit dem Uebergange der spanischen Niederlande an das Haus Oesterreich. Mit ihnen beginnt der eigentliche Gegenstand dieser Arbeit. Seit den Reformen Karls V. hatten allmälig eine Menge mehr oder weniger wesentlicher Veränderungen in allen Bestandtheilen der städtischen Verfassung stattgefunden, die derselben einen neuen von ihrem ursprünglichen ganz verschiedenen Charakter aufdrücken. Wir wollen versuchen, die Grundzüge dieser Organisation so vollständig, als es die Grenzen dieser Abhandlung erlauben, anzugeben.

3.

Am Ende des 17. Jahrhunderts bestehen noch überall in den belgischen Städten die beiden Institutionen, in welchen seit den frühesten Zeiten das städtische Regiment concentrirt war, der städtische Rath und der Magistrat, der erste als gesetzgebender, die oberste Aufsicht ausübender Ausschuß der Stadtgemeinde, von den dazu berechtigten Bürgern gewählt, der zweite als ausführende, eigentlich administrative Gewalt. Obgleich der städtische Rath überall aus demselben Grundsatz, der Berechtigung der Bürgerschaft zu selbständiger Leitung der Gemeindeangelegenheiten, hervorgegangen war, so herrschte doch in den verschiedenen Städten eine große Verschiedenheit

in der Art seiner Bildung und in den Bestandtheilen, aus denen er zusammengesetzt wurde. Das Bestreben, die verschiedenen Stände und Abstufungen der städtischen Bevölkerung darin zu repräsentiren, ist unverkennbar. So lange die Demokratie die Herrschaft geführt, hatten die Zünfte ein entschiedenes Uebergewicht in diesen Versammlungen ausgeübt, in denen ihre Vertreter gewöhnlich auch der Zahl nach die Majorität bildeten. Seit der Reform der Brüsseler Stadtverfassung von 1528 und dem Genter Aufstande von 1539 war dem Regimente der Gewerke ein Ende gemacht und die bei der Bildung des städtischen Raths von jetzt an vorherrschenden Grundsätze bewegen sich nach ganz andern Zielen hin. Man sucht denselben hauptsächlich aus gewiegten, erfahrnen Männern, Spezialitäten in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, frühern Mitgliedern des Magistrats oder sonstigen Administrativbeamten zusammenzusetzen, und wenn die Zünfte als solche auch immer ihre Vertreter haben, so ist doch der ganze Charakter der Versammlung ein solcher, daß rein demokratische Bestrebungen in ihr nicht mehr aufkommen können.

In diesem städtischen Rath nun, auch großer oder souveräner Rath genannt, lassen sich mit wenigen Ausnahmen überall drei Hauptbestandtheile unterscheiden: die Geschlechter, die Zünfte und der Magistrat. Jedes dieser drei Elemente konnte getrennt berathen, sich ohne Zuziehung der andern versammeln, die Vereinigung aller fand nur in höchst seltenen Fällen statt, gewöhnlich waren sie so geschieden und neben einander bestehend, wie z. B. der Adel, die Geistlichkeit und der dritte Stand in den französischen états généraux. Das Vo-

tum des Raths wurde nach dem Ausfall der Separatvoten der Glieder (lid, die eigenthümliche flamändische Bezeichnung) festgesetzt. In allen Angelegenheiten, wo nur die Stadt als solche competent war, wie bei Bewilligung oder Versagung der von der Provinz oder dem Souverän geforderten Subsidien, konnte kein gültiger Beschluß ohne Zuziehung dieser drei gefaßt werden. In einigen Städten kommt in solchen Fällen noch ein viertes Glied hinzu, das, verschiedenartig gebildet, entweder die Capacitäten, oder städtischen Besitz und Bürgerthum außer den Geschlechtern und Zünften, oder nur besondere Organisationsformen und Abtheilungen der letzteren repräsentirt.

In der Art und Weise, wie ein jedes dieser Glieder formirt wurde, weichen die bedeutenderen Städte sehr untereinander ab. In Brüssel wird der souveräne Stadtkörper aus dem Magistrat, dem sogenannten „breeden Raad", und den neun Nationen gebildet. Von der Zusammensetzung des Magistrats wird weiter unten die Rede sein, der „breede Raad" bestand aus zwölf Mitgliedern der Geschlechter und aus ebensoviel Mitgliedern der Nationen. Die neun Nationen nannte man die Versammlung der in Funktion befindlichen Dekane der 49 Zünfte und ihrer Vorgänger im Amt während des verflossenen Jahres. In Löwen hatte der Stadtkörper vier Glieder: den Magistrat, die Geschlechter, die Dekanie, eine gemischte, aus Geschlechtern und Dekanen der Zünfte bestehende Corporation, und die zehn Nationen, von den Dekanen der zehn Zünfte gebildet. Antwerpen bietet eigenthümliche Formen dar, das Stadtregiment ist auch aus vier Gliedern formirt, aber die ein-

zelnen Bestandtheile sind anderer Natur als in Löwen. Der Magistrat bildet das erste Glied, das zweite besteht aus allen frühern Schöffen, die im Augenblick noch irgend ein Amt bei der Stadt verwalten, das dritte aus vier sogenannten „Häuptern der Bürgerschaft" und den 26 Viertelsmeistern der Stadt, die einen wie die andern keiner Zunft angehören dürfend, das vierte endlich aus den ausübenden Dekanen der 25 städtischen Zünfte und ihren unmittelbaren Vorgängern. Mecheln hatte nur drei Glieder: den Magistrat, zwei Geschworene der Bürgerschaft, d. h. aller angesessenen, städtisches Bürgerrecht ausübenden Bewohner, die nicht Mitglieder der Zünfte sind, an der Spitze aller derjenigen, die einmal Mitglieder des Magistrats gewesen sind, und als drittes Glied die Dekane der 17 Zünfte. Die Verfassung von Gent ist in einem frühern Jahrgang dieses Taschenbuchs auseinandergesetzt. In Brügge finden sich ebenfalls drei Glieder, aber durchaus eigenthümlich gebildet: das erste besteht aus allen Individuen, die Bürgermeister gewesen sind, das zweite aus allen, die Schöffen und Räthe waren, das dritte aus sechs vom Fürsten ernannten Hauptleuten und den Dekanen der 34 Zünfte. In Ypern war die städtische Regierung außerordentlich vollständig organisirt; sie zählte sechs Kammern oder Collegien: den Magistrat, die Siebenundzwanzig, eine Art Rath aus den angesehensten Bürgern gebildet, die notablen poorters, 15 an der Zahl, die Tuchmacherei, aus fünf, die Weberei, aus ebensoviel Gewerksleuten bestehend, und endlich die Kammer der „gemeene Neyringen", d. h. die Aeltesten der zehn übrigen Zünfte. In Tournay bildeten die 36 Banner der Gewerke den Stadtkörper, hier war

das Vertretungssystem nicht im Gange, Alle, die zu einer Zunft gehörten, hatten das Recht, an den Versammlungen des großen Raths Theil zu nehmen, viritim zu berathen und zu votiren. In Mons, Ath und andern Städten des Hennegau herrschte eine Organisation vor, die im Vergleiche mit der der Städte in den übrigen Provinzen eine wahre Anomalie bildet. Ueber dem Magistrat besteht hier auch ein conseil municipal, das aber nicht durch die Bürger gewählt, sondern von der Regierung ernannt wird und in dem noch die aus dem Amte getretenen Schöffen sitzen. In Luxemburg und Arlon, wo es nie zu einer rechten Durchbildung der städtischen Institutionen gekommen ist, waren außer dem Magistrat nur die Zünfte berechtigt, den souveränen Rath zu bilden.

Wenn nun auch dem Prinzip nach die Berechtigungen dieser verschiedenen Bestandtheile des Communalregiments dieselben waren, so hatten sich doch in mehren Städten in der Praxis eigenthümliche Gebräuche geltend gemacht, die in Bezug auf den Werth der Voten eine solche Ungleichheit unter den einzelnen Gliedern hervorbrachten, daß von einer Entscheidung durch die Majorität, streng genommen, nicht die Rede sein konnte. So reichte in Brüssel z. B. das einstimmige Votum der beiden ersten Glieder, des Magistrats und des breiten Raths nicht hin, um eine Entscheidung zu bilden. Damit eine solche stattfand, mußten von den neun Nationen des dritten Gliedes wenigstens noch vier sich ihm anschließen. Waren die beiden ersten Glieder verschiedener Meinung, so war ein Beschluß nur dann möglich, wenn wenigstens fünf von den neun Nationen

sich für die eine oder die andere aussprachen. In Löwen band das einstimmige Votum dreier Glieder das vierte in allen Angelegenheiten, welche die Verhältnisse der Stadt zum Fürsten betrafen, während dagegen bei rein städtischen Sachen, in allen Fragen innerer Verwaltung alle vier einstimmig sein mußten, um einen Beschluß fassen zu können. Das letztere galt in Antwerpen bei allen Angelegenheiten, von welcher Art sie auch sein mochten, die Majorität entschied nichts, Einstimmigkeit war erforderlich. In der Genter Collation dagegen wurde Alles nach Stimmenmehrheit entschieden. In Tournay mußten von den 36 Bannern wenigstens 24 in gleicher Weise votiren, um einen Beschluß zu bilden; in den Städten des Hennegau war die absolute Majorität der anwesenden Mitglieder des Raths erforderlich.

Nirgend durften sich die Glieder des letztern, sei es einzeln, für sich, sei es mehre gemeinschaftlich, versammeln, ohne vom Magistrat oder von dem fürstlichen Beamten, der den Souverän bei der Stadt vertrat, dazu aufgefordert zu sein. Bei der Zusammenberufung wurde gewöhnlich der Gegenstand, über den zu berathen war, angezeigt, und es war streng verboten, die Versammlung mit irgend einem andern zu beschäftigen. Die Initiative für alle vom Rathe zu entscheidenden Angelegenheiten stand allein der städtischen Verwaltungsbehörde und in höherer Instanz der Regierung zu. Fast in allen Städten bestand für die Mitglieder des Raths die strikte Verpflichtung, den Versammlungen der Abtheilung, zu der sie gehörten, beizuwohnen. Wer ohne Grund wegblieb, verfiel in Geldstrafen, die meistentheils

sehr hoch angesetzt waren, in Gent unter andern auf 30 Goldkarolus. Die Competenz des souveränen Raths erstreckte sich auf alle städtischen Angelegenheiten, in denen die Commune als solche einen Beschluß zu fassen hatte, also auf innere Verwaltung und Finanzen; Rechtspflege und eigentlich ausübende Gewalt waren von seinen Befugnissen ausgeschlossen. Er befand sich zur Stadt ungefähr in demselben Verhältniß, wie die Stände oder Staaten zur Provinz.

4.

Die ausführende und verwaltende Behörde in den belgischen Städten ist der Magistrat, der überall aus zwei Elementen besteht, dem Bürgermeister und den Schöffen, die die eigentliche Behörde bilden, und den Räthen und Schreibern, welche keinen Magistratscharakter haben und bloße Beamte und Agenten der ersteren sind. Der Name, mit dem diese Behörde allgemein bezeichnet wird, ist „de Wet", la loi, das Gesetz, ihre Ernennung gehört nach altem, wenn auch nicht ältestem Recht, dem Fürsten. Ausnahmen davon sind höchst selten und immer insofern das Prinzip bestätigend, als die Familien, welche in einzelnen Städten das Ernennungsrecht besaßen, es in ihrer Eigenschaft als Grundherren ausübten, denen während der Herrschaft des Feudalsystems Souveränetätsrechte zustanden. Jedenfalls fanden Ausnahmen von dieser Regel nur in unbedeutenderen Städten statt, so in Hal bei Brüssel, wo die Familie Aremberg, in Thurut, wo Pfalzbaiern, in Dixmude, wo Hohenzollern, in Diest, wo die Prinzen von

Oranien ernannten. Dies Recht des Souveräns ist seit dem 13. Jahrhundert durch authentische Dokumente nachgewiesen. Es erhellt für Brüssel aus einer Charte des Herzogs Heinrich von Brabant vom Jahre 1234, für Mons durch einen Freibrief des Grafen Wilhelm von Hennegau von 1315, für Löwen durch eine Charte Johanns I. von 1282 u. s. w.*) In allen diesen Urkunden wird das Recht als bestehend und unbestritten erwähnt. Da, wo es nicht vorhanden ist, führen es die burgundischen Fürsten ein. So hatte Mecheln von seinem frühern Herrn, dem Bischofe von Lüttich, das Privilegium erhalten, daß der Magistrat selbst seine Nachfolger ernannte. Im Jahre 1439 ließ Philipp der Gute der Bürgerschaft vorstellen, daß er überall in seinen Landen die Mitglieder des Gesetzes ernenne, und nach gepflogener Berathung wurde es ihm auch hier zugestanden. Als Tournay, das von allen belgischen Städten ursprünglich die am meisten demokratische Verfassung hatte, im Jahre 1522 aus dem französischen Lehnsverbande den niederländischen Provinzen einverleibt wurde, war der erste Act des neuen Souveräns, den 36 Bannern der Gewerke das Recht der Ernennung des Magistrats zu entziehen. Die Berechtigung des Fürsten dazu schien so wohl begründet, daß selbst während der großen und tiefgehenden Krisen, welche diese Länder mehr als einmal durchzumachen hatten und wo alle Gewalt aus den Händen der Herzöge in die der Nation überging, wo die aufrührerischen Städte ihren Herren

*) S. Gachard's Collection de documens inédits. 3. Th. S. 26 Anmerk.

die Gesetze und Bedingungen der Herrschaft vorschrieben, man doch nie daran dachte, dem Souverän diese Befugniß zu entziehen. Während des Aufstandes nach dem Tode Karls des Kühnen, als Maria von Burgund zu den größten und umfassendsten Zugeständnissen gezwungen wurde, verlangte nur eine einzige Stadt in ganz Belgien, Brüssel, das Recht, ihre Magistrate selbst zu wählen. Auch während der Unruhen des 16. Jahrhunderts, wo so viele Privilegien und Freiheiten den Fürsten abgetrotzt werden, ist nie die Rede von dem Aufgeben dieses Rechtes, und unter den zahlreichen Beschwerden, welche am Ende des 18. Jahrhunderts dem Ausbruch der brabantischen Revolution vorhergingen, befindet sich keine gegen die Ausübung desselben.

Der Magistrat wurde jährlich erneuert. Zu diesem Zwecke sandte der Fürst besonders ernannte Commissarien in die Städte, späterhin unter der spanischen Herrschaft, wo der Souverän meistens abwesend war, wurde die Generalstatthalterschaft unmittelbar damit beauftragt. Unter dem österreichischen Regimente wurde die Ernennung von dem Statthalter des Kaisers in souveräner Weise ausgeübt, er hatte darüber nicht, wie bei allen andern Ernennungen, vorher nach Wien zu berichten. In den größern Städten überließ der Fürst nach altem Gebrauch dem Magistrat die Wahl einiger seiner Mitglieder, und gewöhnlich ohne alle Beschränkung die der Räthe und Schreiber, bei der dann der Magistrat gewöhnlich auf die Vorschläge der Nationen Rücksicht nahm. Es fand dies besonders in den brabantischen Städten statt; in Brüssel, Antwerpen und Löwen wurden nur der erste Bürgermeister und die Schöffen unmittelbar

vom Fürsten bezeichnet, alle übrigen Mitglieder des Magistrats ernannte dieser selbst mit Zuratheziehung der Zünfte. In den übrigen Provinzen fanden diese Zulassungen in geringerem Grade statt. Installirt wurde der neue Magistrat durch den Amman, Schultheiß, Bailli, oder wie sonst der Stellvertreter des Souveräns bei der Stadt hieß. Um in den Magistrat wählbar zu sein, war nirgend ein bestimmter Census an Vermögen oder Einkommen erforderlich, Gebrauch aber war, die Mitglieder unter den begüterten und sonst angesehenen Bürger zu wählen. Wer im Magistrat saß, durfte während der Dauer seiner Functionen kein anderes öffentliches Amt, weder bürgerlicher, noch militärischer, noch geistlicher Art, übernehmen; ebenso war Verwandtschaft in einem gewissen Grade unter den Magistratsmitgliedern verboten, eine Bestimmung, welche auch die neusten belgischen Municipalgesetze beibehalten haben. Grundsatz war, daß, einmal im Amt, es eines richterlichen Urtheils bedurfte, um desselben verlustig zu werden, doch bestanden in den einzelnen Städten gewohnheitsrechtliche Bestimmungen, welche in gewissen Fällen die Ausstoßung aus dem Magistrat auch ohne Urtheil erlaubten. So wurde in Antwerpen z. B. das Magistratsmitglied, das in überwiesenem Konkubinat lebte, ohne weiteres seines Amtes entkleidet. Obgleich die gesetzmäßige Dauer dieser Functionen nur ein Jahr war — Ausnahmen davon finden sich nur in Luxemburg und Ruremonde, wo die Schöffen lebenslänglich sind — so konnte die Regierung doch das bestehende Personal bei der Erneuerung beibehalten, und während des 18. Jahrhunderts wurde der Gebrauch vorherrschend, denselben Magistrat eine

Reihe von Jahren hindurch zu belassen. Der Zeitpunkt der Erneuerung war nicht in allen Städten derselbe, sie geschieht in einigen am Johannistage, in andern am 1. Mai, in noch andern am ersten Montag nach Mariä Himmelfahrt, in Flandern und in Hennegau war der Fürst an keinen bestimmten Termin gebunden. Starb ein Mitglied des Magistrats während seiner Amtsführung, so ernannte gewöhnlich die Stadtobrigkeit selbst seinen Nachfolger. Es würde zu weit führen, wenn wir auf alle die Gewohnheiten, die sich in den verschiedenen Städten über die Erfordernisse der Wählbarkeit gebildet hatten, in den Fällen, wo die Stadt selbst ernannte, eingehen wollten. Hier nur einige. In Tournay konnten nur diejenigen zu den höhern Stellen eines prévôt, juré, mayeur gelangen, welche in einer der städtischen Parochien das Amt eines peucoriseur oder égliseur (den Diakonen in der Presbyterialverfassung vergleichbar) verwaltet hatten. In Brügge und Namür mußten drei unter den Schöffen immer aus dem Handelsstande genommen werden. Nach dem brabantischen Städterecht sind die in Flandern Gebornen, auch wenn sie in einer brabantischen Stadt ansässig sind und Bürgerrecht erworben haben, doch von allen städtischen Aemtern und Würden ausgeschlossen; dasselbe gilt in Flandern von den Brabantern.

Vor den Zeiten der österreichischen Herrschaft wurden die Functionen der städtischen Obrigkeit frei von allen Taxen und Gebühren angetreten. Die Geldnoth der Regierung unter Karl VI. einerseits, andererseits die Ehre und das Ansehen, das sich an die Ausübung dieser Aemter knüpfte und sie sehr gesucht, zu einem Gegenstande

des Ehrgeizes aller reichen Bürger machte, wurden Ursache, daß ihr Antritt mit einer Steuer belegt wurde, die zum erstenmale durch eine Ordonnanz vom 9. December 1727 von einem Theile derselben, im nächsten Jahre aber schon von allen ohne Ausnahme erhoben wurde. Der Ertrag dieser Taxe mußte um so bedeutender werden, als sie jährlich und auch von denen bezahlt werden mußte, die schon im Amte waren und die nur erneuert wurden. In Brüssel erlegte der erste Bürgermeister bei seiner Ernennung 700 Fl., in Antwerpen 600, in Brügge und Löwen 400 u. s. w. Außerdem herrschte in einigen Städten auch der Gebrauch, daß die eintretenden Magistrate den austretenden unter dem Namen engagères eine bestimmte Summe bezahlten, in Antwerpen mußten Bürgermeister und Schöffen bei ihrer Amtsübernahme eine Abgabe an die Stadtkasse entrichten, die man medianate nannte und die für die ersteren 600, für die letzteren 80 Fl. betrug. Seit den ältesten Zeiten war in allen belgischen Städten Gebrauch, die Mitglieder des Magistrats zu besolden; dieser Sold ist indessen nicht als förmlicher Gehalt, dazu war er zu unbedeutend, sondern nur als eine Art Entschädigung für die im Dienste der Stadt verwendete Zeit und Mühe zu betrachten. Die Entschädigung war entweder eine fixe oder bestand in Emolumenten. Die letzteren kamen besonders denjenigen Mitgliedern des Magistrats zu, welche richterliche Functionen bekleideten. So erhielten die Schöffen für die Instruction und den Urtheilsspruch in den Processen ihrer Competenz sogenannte épices, und eine andere Entschädigung, vacations genannt, für alle andere Verrichtungen, die ihnen vermöge

ihres Amtes oblagen. Die übrigen Magistrate, Bürgermeister, Schatzmeister, Räthe waren auf fixen Gehalt gesetzt, der nach Herkommen und Wichtigkeit der Stadt, mehr oder minder hoch, in keinem Falle aber beträchtlich war. In Brüssel z. B. erhielt der erste Bürgermeister nur 1500 Fl.

In jeder Stadt besaß der Magistrat, außer seinen ordentlichen Mitgliedern, die von der Bürgerschaft gewählt, den vollen Magistratscharakter hatten, noch eine gewisse Anzahl von Offizianten, welche mit der Abfassung und Ausfertigung der Beschlüsse und der Expedition der laufenden Geschäfte beauftragt waren. Diese Klasse von Beamten zerfiel gewöhnlich in drei Kategorien, Rathspensionnaire, Sekretaire und Greffiers. Ihre Anzahl war verschieden, nach Bedeutung der Stadt und Menge und Wichtigkeit der Geschäfte, in Brüssel hatte der Magistrat drei Rathspensionnaire, drei Sekretaire und drei Greffiers, in Antwerpen zwei Rathspensionnaire, vier Sekretaire und vier Greffiers. Den ersten Rang unter ihnen behaupteten die Rathspensionnaire, welche oft die Seele der städtischen Verwaltung bildeten und jedenfalls die eigentlichen Besorger der Geschäfte waren. Ihr Amt war außerordentlich geachtet und zugleich sehr lucrativ, man wählte dazu nur Individuen, die sich durch genaue und umfassende Rechtskenntniß und Erfahrung in Verwaltungsangelegenheiten auszeichneten. Die Rathspensionnaire redigirten die Protokolle der Magistratssitzungen und faßten überhaupt alle wichtigeren Dokumente, die von der städtischen Behörde ausgingen, ab und waren zugleich die eigentlichen Rechtsanwälte der Commune, deren Processe sie führten. In den Sitzungen fragte man

sie um ihre Meinung, ohne daß sie jedoch Stimmrecht gehabt hätten, kein Beschluß konnte gefaßt werden, als wenn sie ihr Gutachten abgegeben hatten. Diese Stellen waren die Planzschule, aus der die Regierung ihre Beamten bei den höchsten Justiz- und Finanzcollegien des Landes zu nehmen pflegte. Die Ernennung der Rathspensionnaire geschah durch den Magistrat mit Beiziehung des städtischen Raths; nur an zwei Orten, in Namür und Termonde wählte sie die Regierung. Durch fixen Gehalt, Sporteln und Emolumente verschiedener Art wurden diese Functionen sehr einträglich; in den größern Städten bezahlten die Rathspensionnaire bei Antritt ihres Amtes eine Taxe, die oft sehr beträchtlich war, in Brüssel belief sie sich auf 8000, in Antwerpen auf 5000 Fl., was die Ergiebigkeit der Stelle beweist.

In Betreff der Zusammensetzung des Personals der Magistrate herrscht unter den einzelnen Städten dieselbe Verschiedenheit, wie in Bezug auf die Bildung des städtischen Raths. Wenn wir auch überall denselben Bestandtheilen begegnen, so ist jeder einzelne derselben doch keineswegs überall gleichmäßig vertreten und verschiedener Gebrauch und Bedürfniß bringen auch hier die allergrößte Mannigfaltigkeit hervor. Wir können nur auf die Zusammensetzung der Behörde in den größeren Städten eingehen. In Brüssel bestand dieselbe aus einem ersten Bürgermeister, sieben Schöffen, zwei Schatzmeistern und einem Chef-Intendanten des Fluß- und Kanalwesens, die alle aus den Geschlechtern genommen werden mußten, und dann ferner aus einem zweiten Bürgermeister, zwei Empfängern und sechs Räthen, welche unter den Dekanen der Nationen gewählt wurden. In Antwerpen bil-

deten zwei Bürgermeister, siebenzehn Schöffen, zwei Schatzmeister und ein Empfänger den Magistrat. In Löwen gab es ebenfalls zwei Bürgermeister, einer nothwendig aus den Geschlechtern, der andere nothwendig aus den Nationen, sieben Schöffen und neunzehn Räthe, zehn aus den Geschlechtern, neun aus den Nationen; in Mecheln zwei commoignemeester, zwölf Schöffen, zwei Polizeimeister, zwei Schatzmeister und ein Empfänger. In Brügge saßen im Magistrat ein Bürgermeister mit zwölf Schöffen, ein zweiter Bürgermeister mit zwölf Räthen, die indessen nur eine berathende, keine entscheidende Stimme hatten, außerdem zwei Schatzmeister und sechs sogenannte Hoofdmannen, Hauptleute der Bürgerschaft, die eine Art Controle über die Acte der Behörde ausübten. In einigen Städten, wie in Kortryk und auch in Brügge, waren eigene Verwalter für die Güter der Unmündigen oder unter Curatel Gestellten angesetzt, die in dieser Eigenschaft auch Zutritt zum Magistrat hatten, ohne für andere Angelegenheiten als diese speziellen stimmfähig zu sein.

Neben dem Magistrat befindet sich in allen belgischen Städten noch ein besondrer und unmittelbarer Beamter des Souverains, der unter verschiedenen Titeln und Benennungen im allgemeinen überall dieselben Befugnisse ausübt. In Brüssel heißt er der amman, in Löwen mayeur, in Mecheln und Antwerpen schout oder écoutéte (Schulze), in Gent und den flandrischen Städten bailli und hoogbailli, im Hennegau maire. Die wesentlichsten Attributionen dieses wichtigen Amtes bestanden in der Wahrung der Rechte des Fürsten und in der Sorge für die Vollziehung der Verordnungen desselben.

Alle Verbrechen, die in dem Gebiete der städtischen Jurisdiction begangen waren, hatte der Amman vor die Schöffen zu bringen, von ihnen richten und das Urtheil vollstrecken zu lassen. Den Versammlungen des Magistrats wohnte er bei, so oft er es für nothwendig erachtete, ebenso denen der Zünfte und Nationen. Bei der Ablage der städtischen Rechnungen, bei den Zuschlägen und Verpachtungen der öffentlichen Arbeiten und Einkünfte mußte er zugegen sein. Die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und die Handhabung der höhern Polizei stand ihm in letzter Instanz zu, beides indessen nur, so lange nicht außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln, wie die Herbeiziehung von Truppen und dergleichen, erheischten, durch die Vermittelung und das Organ des Magistrats. Keine Bekanntmachung oder Verordnung des Magistrats, die sich auf politische oder allgemeinere öffentliche Angelegenheiten bezog, konnte ohne seine Bewilligung publicirt werden; sollten Sachen dieser Art im Magistrat verhandelt werden, so war seine Gegenwart unumgänglich erforderlich, und er hatte das Recht, sich in der Versammlung selbst der Annahme eines jeden Beschlusses zu widersetzen, der ihm den Rechten und der Autorität des Souverains, den Gesetzen oder der öffentlichen Ordnung entgegen schien. In einigen Städten, im Hennegau besonders, gingen seine Befugnisse noch weiter, den Magistrat zu versammeln, ihm zu präsidiren u. s. w., während in andern Orten, wie in Gent und ganz Flandern, sie weniger ausgedehnt waren. Die Ernennung dieses Beamten geschah immer auf Lebenszeit; unter der österreichischen Herrschaft ging sie vom Generalstatthalter aus.

Nach den bedeutenden medianaten, die ihr Inhaber bei seiner Einsetzung zu bezahlen hatte, scheinen mit dieser Stelle beträchtliche Einkünfte verbunden gewesen zu sein.

5.

Die Befugnisse und Verwaltungs- und Regierungsrechte des Magistrats beziehen sich auf drei verschiedene Klassen von Gegenständen. Die städtische Obrigkeit bildet eine politische, richterliche und administrative Körperschaft, die in jeder dieser drei Beziehungen in einem gewissen Sinne souverän genannt werden kann, wenigstens an der Ausübung von Souveränetätsrechten Antheil hat. Wir wollen jetzt einen jeden dieser Charaktere näher darzustellen suchen. Als politische Körperschaft bilden die städtischen Obrigkeiten den dritten Stand unter den allgemeinen Landständen. In dieser Eigenschaft nehmen sie an allen Verhandlungen und Acten derselben, die sich auf die Landesregierung beziehen, Theil, entweder in corpore oder durch Repräsentanten. Wir werden auf die Bedeutung dieses Rechtes, dessen ausführlichere Auseinandersetzung in die Geschichte des belgischen Ständewesens gehört, und den Gebrauch, den die Städte seit dem Ende des 17. Jahrhunderts davon gemacht haben, weiter unten zurückkommen.

Die richterlichen Befugnisse des Magistrats sind hauptsächlich in dem Schöffencollegium concentrirt. Die Grundsätze, von denen man bei der Rechtspflege ausging, die Proceduren, die man befolgte, sind fast ohne Ausnahme älteren Ursprungs, den neuen Umständen, Bedürfnissen und Situationen durch eine Menge von Veränderungen und Umgestaltungen angepaßt und deswegen

ein außerordentlich complicirtes Ganze bildend, das an Unvollkommenheiten und Mängeln aller Art litt. Die große Mannigfaltigkeit der Formen, die bedeutende, oft radicale Verschiedenheit der Prinzipien, von denen man in den „Kostumen" und sonstigen städtischen Rechtsbüchern ausging, die Schwierigkeit, die darüber vorhandenen Dokumente nur in einiger Vollständigkeit bei einander zu haben, machen es unmöglich, eine erschöpfende Uebersicht über die Organisation des Gerichtswesens in den belgischen Städten zu geben; wir müssen uns begnügen, die Grundzüge anzuführen. Man unterscheidet in jeder größeren Commun drei verschiedene Arten von Tribunalen für Civilsachen, während überall nur eins für Kriminalsachen besteht. Es sind drei verschiedene Grade von Gerichtsbarkeiten, von denen der erstere eine größere Anzahl besonderer Tribunale umfaßt, deren jedes für einen gewissen, oft sehr beschränkten Kreis von Rechtssachen competent ist. Zahl, Einrichtung, besondere Procedur dieser Gerichte erster Instanz hängen meistentheils mit lokalem Gebrauch und Bedürfniß zusammen, die allgemein vorkommenden Normen sind folgende. Es besteht ein besonderes Tribunal für alle Streitigkeiten, deren Gegenstand unter einem gewissen, in den verschiedenen Städten verschieden angesetzten Werth ist; ein zweites richtet alle Processe, die unter Mitgliedern der Zünfte über zum Gewerke gehörige, oder darauf bezügliche Sachen entstehen. Gewöhnlich vereinigt dasselbe die Jurisdiction über mehre Zünfte; in den größeren Städten, wo die Zünfte zahlreich sind, bestehen oft drei, vier Gerichte dieser Art. Eine dritte überall befindliche Klasse von Tribunalen sind die Pupillenkammern. Die

Richter in allen diesen zur ersten Kategorie oder Instanz gehörenden Gerichten werden unter den Vorstehern und Mitgliedern der Zünfte gewählt. Der Magistrat ernennt sie auf den Vorschlag der letzteren und gibt einem derselben einen von ihm bezeichneten Schreiber und einen Gerichtsdiener bei. Als oberster Grundsatz für die Procedur bei dem so constituirten Tribunal gilt, daß die Richter immer zuerst den Versuch einer gütlichen Schlichtung zu machen haben. Die Parteien müssen zuerst persönlich und, wie ausdrücklich geboten ist, ohne Zuziehung irgend eines Rechtsbeistandes, vor dem Tribunal erscheinen und selbst ihre Sache auseinandersetzen. Erst wenn der von den Richtern gemachte Versuch einer freundlichen Beilegung vergebens geblieben ist, beginnt die eigentliche Procedur mit förmlicher Instruction. Das ganze weitere Verfahren ist im Allgemeinen mündlich, schriftliche Instruction kann nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Gerichts stattfinden. Bietet die Sache besondere Verwickelungen dar, ist der Rechtspunkt schwierig und die Kenntnisse der Richter nicht hinreichend, um ihn festzustellen, so müssen diese letzteren an die Schöffenkammer sich wenden und den Anweisungen derselben gemäß sprechen. In allen Fällen steht der Appel von ihrem Spruch an die Schöffenkammer offen. Diese Gerichte haben keine bestimmten Sitzungstage, sie versammeln sich meistentheils in den Zunfthäusern, so oft die Anzahl der vorliegenden Sachen es erfordert.

Der zweite Grad der städtischen Civilgerichtsbarkeit zerfällt in zwei Sectionen, die eine le rôle oder le tribunal des parchons, das andere la chambre du conseil, Raedskamer oder hoogbank genannt. Das Tribu-

nal der Parchons bestand aus zwei Schöffen als Richtern, einem rechtskundigen Rathspensionnair als Beisitzer und einem Schreiber. Seine Jurisdiction war sehr mannigfach und begriff Klagen der entgegengesetztesten Art. Die Parchons sprachen in allen Sachen, wo es sich um Störung der Ruhe und des Friedens in der Stadt und unter den Bürgern handelte, Tumult, Aufruhr, Real- und Verbalinjurien, nur durfte kein Blut geflossen sein. Sie waren so eine Art Friedensrichter und in den Städten flammändischer Zunge gab ihnen das Volk auch einen eigenthümlichen Namen, der darauf hindeutet. Man nannte sie Paisierders, ein sonderbar gebildetes Wort, das am besten durch „Friedensstifter" übersetzt wird. Wie die Richter erster Instanz, mußten die Parchons immer zuerst ihr Verfahren mit dem Versuch gütlicher Beilegung beginnen. Erst wenn keine Ausgleichung auf diesem Wege erfolgt war, konnte die Klage förmlich eingebracht und ihr Folge gegeben werden. Neben dieser ersten Competenz hatten die Parchons noch eine zweite, sie bildeten die erste Instanz in allen Rechtssachen, worin es sich um Erbschaften, Theilungen und das dahin Gehörige handelte.

Die Rathskammer oder hoogbank bildete den höchsten Grad der städtischen Gerichtsbarkeit. Sie war die eigentliche Schöffenbank, der in ihrer Eigenschaft als Tribunal ein Rathspensionnair und die nöthige Anzahl von Schreibern zugegeben waren. Ueberall galt als Regel, daß, damit die Kammer sitzen könne, wenigstens sieben Schöffen zugegen sein müssen. Ihre Competenz erstreckte sich auf drei verschiedene Kategorien von Rechtssachen, sie richtete alle Kriminalfälle, bildete die Appel-

instanz für alle Urtheile, welche von den Parchons gefällt waren, und sprach als erste Instanz in allen Civilsachen, die nicht zur Competenz der Untergerichte und der Parchons gehörten. Zugleich bildete sie das souveräne Tribunal für die Interpretation aller städtischen Gesetze und Verordnungen, über deren Beobachtung, so wie über die Bewahrung der städtischen Rechte und Freiheiten sie überhaupt zu wachen hatte. Für die Fälle, in denen sie nicht als letzte Instanz sprach, war der Appel von ihrem Urtheil an den Gerichtshof der Provinz offen.

Die auf die eigentliche Verwaltung bezüglichen Befugnisse des Magistrats bestehen wesentlich in folgenden. Die städtischen Behörden haben das Recht, Ordonnanzen und Statute über die Regie und Polizei der Stadt zu erlassen, Anordnungen über die Erhebung der städtischen Abgaben zu treffen und die Oberaufsicht über die in der Stadt bestehenden Zünfte und sonstigen Bürgerverbindungen zu führen. Für alles Dahingehörige ist der Magistrat allein und vollkommen competent und nicht gehalten für seine desfallsigen Verordnungen die Billigung der fürstlichen Regierung oder der Provinzialbehörden einzuholen. Außerdem verfügte der Magistrat über die bewaffneten Bürger, sei es nun, daß sie als allgemeine Bürgergarde, oder als die in allen belgischen Städten so häufigen, unter dem Namen der Gilden oder serments bekannten besondern Corporationen organisirt waren. Reichten diese nicht hin, um im Falle einer Störung der öffentlichen Ordnung die Ruhe wiederherzustellen, so stand dem Magistrat das Recht zu, die in oder bei der Stadt befindlichen Truppen zu requiriren, als besonders werthgehaltenes Privilegium. Als eins der

hauptsächlichsten Palladien der städtischen Freiheit galt die Bestimmung, daß die bewaffnete Macht nur auf ausdrückliche Aufforderung des Magistrats einschreiten durfte.

In Folge seines Oberaufsichtsrechts über alle in der Stadt befindlichen Bürgerverbindungen, von welcher Art sie auch waren und welche Zwecke sie auch verfolgten, bildete der Magistrat die vorgesetzte Behörde der Zünfte, die ohne seine besondre Autorisation in keiner Rechtssache als Partei auftreten, noch sich überhaupt als öffentliche Institute geriren durften, wenn es andre Sachen als die innern Angelegenheiten der Zunft galt. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts standen diese früher so mächtigen und so gefürchteten Corporationen im eigentlichen Sinne des Worts unter der Vormundschaft des Magistrats. Ein ähnliches Aufsichtsrecht übte derselbe über alle öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten und Stiftungen, die sich in der Stadt befanden, aus, das sich auch auf die Schulen erstreckte, für diese aber unter Zuziehung der geistlichen Obrigkeit. Es ist schon bemerkt worden, daß der Magistrat zu allen städtischen Aemtern und zu einigen auf den Vorschlag des Gemeinderaths ernannte. Neue Stellen dieser Art durfte er indessen nicht aus eigner Machtvollkommenheit einsetzen, er brauchte dazu die Bewilligung der Regierung und des städtischen Raths. Ebensowenig durfte er ohne diese Bewilligung Communalgüter veräußern oder verpfänden, noch Abgaben ausschreiben. Nur in einigen Städten, wie in Brüssel und Löwen, konnte der Magistrat, als solcher, Verbindlichkeiten zu Lasten der Stadt eingehen, doch durften sie nicht gewisse Summen noch eine bestimmte Zeitdauer überschreiten.

Sämmtliche städtische Angelegenheiten waren unter eine gewisse Anzahl von Verwaltungsabtheilungen, bureaux oder départemens, zuweilen auch chambres genannt, vertheilt. An der Spitze einer jeden derselben stand ein besonders dazu bezeichnetes Mitglied der Schöffenbank, kam eine Sache seiner Abtheilung in der allgemeinen Sitzung zur Berathung, so begann dieselbe immer mit einem darüber von ihm gemachten Vortrag, das Votum wurde unter Leitung des Bürgermeisters durch Stimmenmehrheit gebildet. In allen größern Städten versammelte sich der Magistrat mehremal in der Woche zu regelmäßigen Sitzungen, in Antwerpen saß er sogar täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage. Um diese Ordnung zu sichern, war Gesetz, daß kein Schöffe sich ohne die Erlaubniß des Bürgermeisters aus der Stadt entfernen durfte.

Die Finanzverfassung der belgischen Städte bildete vielleicht die schwächste Seite ihrer Organisation, diejenige wenigstens, welche zu den meisten Misbräuchen und Uebelständen Veranlassung gab. Die städtischen Einkünfte bestanden überall aus dem Ertrage der Abgaben, womit die Verbrauchsgegenstände belastet waren (octroi), und aus dem des sogenannten Zwanzigsten, einer Steuer auf Häuser und sonstige Erbgüter, die nach dem zwanzigsten Theil des Einkommens derselben regulirt wurde. Man nannte sie auch Huysgeld oder taille réelle, der zwanzigste Theil von dem Ertrage des Eigenthums bildete das simplum der Steuer, nach dem Bedürfnisse der Stadt wurden bald ein, bald mehre simpla erhoben. Außerdem wurde bei der Veräußerung von Erbgütern noch eine besondre Abgabe, eine Art Mutationsrecht an

die Stadtkasse bezahlt, ebenso beim Austritt aus der Stadtgemeinde und bei dem Eintritt in dieselbe. Ferner bildeten die medianaten eine nicht unbedeutende Hülfsquelle, da seit der österreichischen Herrschaft alle Arten städtischer Beamten und Angestellten, so unbedeutend auch ihre Funktionen sein mochten, bis zu den Thürstehern, Ausschreiern und Stadtboten hinab, bei ihrer Einsetzung diese Abgabe zu entrichten hatten. Neben der Consumtion war auch die Production besteuert, die Städte erhoben oft beträchtliche Eingangsrechte von den Rohstoffen, welche von den Wollen- und Baumwollenwaarenfabrikanten, den Gold- und Silberarbeitern, den Pelzwerk- und Lederbereitern verarbeitet wurden. Ebenso unterlag der öffentliche Verkauf einer besondern Steuer, „Marktrecht“ genannt. Außer diesen allgemeinen Abgaben gab es aber auch noch besondere, jeder Stadt eigenthümliche. So bestanden in Antwerpen das „Inspangeld“ und eine Steuer auf die Renten; das erstere war eine Abgabe für jedes Pferd, das dem Besitzer nicht zum Betrieb seines Gewerbes diente, die letztere eine Abgabe von zwei Sous vom Gulden bei jeder Constituirung einer Rente. In Brüssel bezahlten die Bäcker eine besondere Steuer vom Heizen ihrer Oefen, in Gent bezahlten alle Häuser, in denen Kaffee oder geistige Getränke geschänkt wurden, den ticketacbert, eine Abgabe, die nach dem Zwanzigsten des Ertrages geregelt wurde, in Ypern waren die Spielkarten besteuert, in Kortryk bestand eine Art Kleideraccise, die von dem Werth der öffentlich zu Verkauf gebotenen Kleidungsstücke entrichtet wurde und sich sogar auf die Strümpfe erstreckte. Alle Städte hatten überdem die freie Disposition über die

Einkünfte ihres Grundvermögens und den Ertrag der Wegegelder, die sie auf den von ihnen erbauten und unterhaltenen Straßen erhoben.

Die Ausgaben bestanden in dem Contingent der Stadt an den Subsidien, welche die Stände für den Souverain votirt hatten, dem Gehalt der Mitglieder des Magistrats und der sonstigen städtischen Beamten, den Verwaltungs-, Steuererhebungs-, Justiz- und Polizeikosten, dem Unterhalt der Communalgebäude und Straßen, den Interessen der städtischen Schulden, den Leistungen und Lieferungen verschiedener Art, welche die Stadt den Truppen des Souverains bei ihrem Durchmarsch oder ihrem beständigen Aufenthalt schuldig war, den Unterhaltungskosten der Findel- und Waisenkinder, wenn keine Stiftungen oder besondere Fonds vorhanden waren oder die vorhandenen nicht ausreichten. Die Armenpflege und die zum Unterhalt der Schulen erforderliche Unterstützung waren ebenfalls zu Lasten der Stadt, da wo die Einkünfte der sogenannten tables du S. Esprit, oder tables des pauvres nicht reich genug dotirt waren. Außerdem veranlaßten die regelmäßig wiederkehrenden städtischen Feste, Aufzüge und dergleichen, so wie der Empfang des Souverains und anderer fürstlicher Personen bedeutende außerordentliche Ausgaben. *)

*) Eine nicht unbedeutende außerordentliche Ausgabe der belgischen Städte beruhte auf einem sonderbaren, aber höchst volksthümlichen, noch jetzt bestehenden Gebrauch. Wenn ein Stadtkind den ersten Platz bei dem auf der Universität Löwen alljährlich stattfindenden großen Concurse erhalten hatte, oder, wie man sagte, Primus geworden war, so bereitete ihm die Stadtobrigkeit bei seiner Rückkehr am Ende des akademischen Jahres einen höchst

Die Organisation der Finanzen und ihre Verwaltung ließ außerordentlich viel zu wünschen übrig, sie ermangelten überall der nöthigen Genauigkeit und Einfachheit. Die städtischen Ausgaben und Einnahmen waren in mehre Rechnungstitel vertheilt, deren Anordnung von Herkommen und Zufall abhing und in keiner Weise auf irgend einem rationellen Prinzipe beruhte. In Löwen z. B. bestand das Budget der Stadt aus sieben besonders geführten Rechnungen: der großen Rechnung, welche die Resultate aller übrigen enthielt, der Rentenrechnung, über das städtische Schuldenwesen und den Ertrag der Biersteuer, die dritte führte den Namen „Lütticher Kummer" (cummer van Luyk), sie beschäftigte sich mit den Kriegslasten und den städtischen Militairkosten, die vierte betraf die Verwaltung der Findelhausstiftung, die fünfte und sechste hatte die Berechnung der der Stadt und der Universität gemeinschaftlichen Einkünfte zum Gegenstand, und die siebente die Kosten und den Ertrag des der Commun gehörigen Kanals zur Schelde.

Nur in Namür fiel der Anfang des Finanzjahres mit dem des bürgerlichen zusammen, in den übrigen Städten begann es verschiedentlich zwischen dem 1. Mai und dem 1. December. Die Rechnungen mußten überall

feierlichen Einzug. Der Magistrat an der Spitze aller Corporationen zog ihm entgegen, Ehrengeschenke wurden ihm übergeben, Reden und Glückwünsche an ihn gerichtet und ein großes Banquet auf dem Rathhause beschloß das Fest. Die Städte wetteiferten in Pracht und Aufwand bei solchen Gelegenheiten, die dadurch verursachten Ausgaben betrugen gewöhnlich mehre Tausend Gulden. S. Gachard, Documens inédits 3. Th. S. 115 fg.

drei Monate nach dem Verlauf des Jahres geschlossen sein, ihre Ablage fand öffentlich und mit großer Feierlichkeit statt, sie geschah immer in Gegenwart einer Commission des Souveräns und unter Zuziehung von Deputirten der Bürgerschaft.

Der Mangel an strenger Ordnung und besonders die Abwesenheit einer durchgreifenden Beaufsichtigung der städtischen Behörden in der Verwendung ihrer Einkünfte machte diese ganze Organisation zu einer sehr unzureichenden, und zahlreiche Misbräuche, oft der schreiendsten Art, zeigten deutlich die Nothwendigkeit einer Reform. Unter der Regierung Maria Theresia's waren die Misstände und die Unordnungen in den Finanzen der meisten Communen zu einer solchen Höhe gestiegen, daß Abhülfe dringend wurde und nicht mehr, wie man früher gethan, von einem Jahr zum andern aufgeschoben werden konnte. Das Schuldenwesen der Städte war besonders in eine kaum glaubliche Verwirrung gerathen. Im Jahre 1764, nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, gewann die Regierung Freiheit und Muße, sich ernstlich mit diesen Angelegenheiten zu beschäftigen. Eine allgemeine Untersuchung des Finanzzustandes der flandrischen und hennegauischen Städte, die die in dieser Beziehung am meisten vernachlässigten waren, wurde angeordnet, sie führte zu den betrübendsten und erschreckendsten Entdeckungen. Das Schuldcapital der Stadt Gent belief sich auf 3,650,000 Fl., die Rückstände an Zinsen auf 2,500,000. In Brügge war die Summe der letztern sogar um 1,100,000 Fl. stärker als das Capital, in Tournay betrug sie das Doppelte des Capitals und in Audenarde war sie um sechsmal größer. In den

meisten Städten hatten die Besitzer von Communalschuldscheinen nur alle fünf Jahre ein Jahr Interessen erhalten, und in einigen sogar nur alle zehn Jahr. Die Unordnung in den brabantischen Städten war geringer, doch immer noch groß genug, um unerträglich zu sein. Wurden nicht schleunige Maßregeln getroffen, so war der Bankrott aller städtischen Finanzen unvermeidlich. Um diesem zuvorzukommen, setzte die Regierung eine eigene, mit der Prüfung und Regulirung des städtischen Finanzwesens beauftragte Behörde ein, welche den Namen Jointe des administrations et des affaires des subsides erhielt. Ihre Thätigkeit war eine höchst erfolgreiche, obgleich sie im Anfang großen Widerstand von Seiten der Communalbehörden fand, die durch diese strengere Beaufsichtigung ihre Rechte und Privilegien verletzt glaubten und besonders von den angeordneten Reformen der Verwaltung nichts hören wollten. Erst als der große Nutzen der neuen Maßregeln auch von ihren entschiedensten Gegnern nicht mehr geleugnet werden konnte, hörte dieser Widerstand auf, aber noch bedurfte es eines längern Zeitraums und bedeutender Anstrengungen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Im Jahre 1782, nach beinah zwanzigjähriger ununterbrochener Arbeit, war die neue Ordnung überall eingeführt und gesichert, die Rückstände und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Schuldcapitale selbst getilgt und Vorkehrungen getroffen, welche die Rückkehr der frühern Uebelstände unmöglich machten. Die Ernennung besonderer Commissarien für die Rechnungsablegung der Städte und eine bis auf die geringsten Details sich erstreckende genaue Beaufsichtigung und Controle des ganzen städti-

schen Rechnungswesens hatten besonders ein so erwünschtes und in seinen Folgen wohlthätiges Resultat herbeigeführt.

6.

In Vorstehendem sind die allgemeinen Grundzüge der Verfassung der belgischen Städte während des 17. und 18. Jahrhunderts, bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik, enthalten. Um das Wesen dieser Verfassung so klar als möglich zur Anschauung zu bringen und die Art der Ausführung der allgemeinen Grundsätze in den einzelnen Theilen und Zweigen des städtischen Regiments zu zeigen, scheint es angemessen, ehe wir zur genauern Darlegung der Geschichte des Städtewesens während des bezeichneten Zeitraums übergehen, die Verfassung einer einzelnen Stadt in allen ihren Details auseinanderzusetzen und dem Leser ein treues und vollständiges Bild der Weise, wie die städtischen Institutionen functionirten, zu geben. Wir wählen dazu Brüssel, einestheils der besondern und vollständigen Ausbildung seiner Verfassung wegen, dann aber auch, weil es seit dem 17. Jahrhundert an der Spitze der städtischen Bewegung in Belgien steht, der Schauplatz der wichtigsten darauf bezüglichen Ereignisse wird und ein genaueres Verständniß der letzteren ohne die Kenntniß seiner innern Verfassung unmöglich ist.

Der Stadtkörper wurde in Brüssel aus drei Gliedern gebildet, welche zusammengenommen die eigentliche Commun repräsentirten, dem Magistrat, dem weiten oder breiten Rath und den neun Nationen. Im ersteren saßen zuerst der Amman und sein Stellvertreter als Be-

vollmächtigte des Souveräns, mit der obersten Pflege der Justiz und der Polizei beauftragt und alle Angelegenheiten leitend, in denen es sich um den unmittelbaren Dienst des Fürsten handelte, oder die allgemeiner politischer Natur waren und darum nicht durch die Stadt allein abgethan werden konnten. Erst nach dem Amman, der dem Range nach über allen städtischen Beamten stand, kamen die eigentlichen Magistratsmitglieder, der erste Bürgermeister, sieben Schöffen und zwei Schatzmeister, sämmtlich aus den Geschlechtern und alljährlich von der Regierung auf einer von dem Patriziat entworfenen, 21 Namen enthaltenden Liste gewählt, dann der zweite oder Unterbürgermeister, zwei Empfänger und sechs Rathsmänner, aus den Nationen auf folgende sehr complicirte Weise ernannt. Sobald der erste Bürgermeister und die Schöffen ihren Amtseid geleistet hatten, stellten ihnen die Nationen 49 Candidaten, einen aus jeder Zunft vor, aus denen sie zuerst den zweiten Bürgermeister, auch Bürgermeister der Nationen genannt, erwählten, dann präsentirten sie selbst fünf unter den übrigen 48 als Candidaten für die eine der beiden Empfängerstellen (die andere wurde auf Lebenszeit gegeben), und nachdem die Nationen unter diesen fünf den Empfänger bezeichnet hatten, wählten der Bürgermeister und die Schöffen zuletzt die Rathsmänner unter den 47 übriggebliebenen Candidaten der Nationen. Zum Magistrat wurden noch gezählt der Oberaufseher und der Empfänger des Kanals und der sonstigen der Stadt zugehörenden Wasserläufe. Ueber alle Sachen, die zur Competenz des Stadtkörpers gehörten, deliberirte der Magistrat zuerst; erst wenn ein Votum des Magistrats vorlag,

wurde die Sache mit demselben vor den weiten Rath gebracht. Der weite Rath war früher sehr zahlreich und so zusammengesetzt gewesen, daß die Zünfte in ihm ein entschiedenes Uebergewicht hatten; seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts aber bestand er nur noch aus zwölf städtischen Patriziern, die Bürgermeister oder Schöffen gewesen, und aus zwölf Mitgliedern der Nationen, die im Magistrat gesessen hatten. Er konnte nur durch den Magistrat zusammenberufen werden und gab dann seine Meinung über die ihm von diesem vorgelegte Angelegenheit nach Stimmenmehrheit ab; hatte er besondere Vorstellungen, Beschwerden oder Forderungen zu machen, so stand ihm, sowie den Nationen frei, sich an den Magistrat und, wenn dieser nicht darauf achtete, an den Kanzler von Brabant zu wenden.

Das dritte Glied des Stadtkörpers, die neun Nationen, wurden von den Dekanen und Geschwornen sämmtlicher 49 Zünfte gebildet. Eine jede dieser Nationen stand unter einer besondern Anrufung, hatte, wenn wir uns so ausdrücken können, ihre eigenen Sacra, an denen alle zu ihr gehörigen Zünfte Theil nahmen und nach denen die Nation benannt wurde. Folgendes sind die von altersher gebräuchlichen Namen derselben, die Nation unserer Frau, die von St. Gilles, die von St. Laurentius, die von St. Géry, die von St. Johann, die von St. Christoph, die von St. Jakob, die von St. Peter und die von St. Nikolaus. Sie sind sehr ungleich zusammengesetzt, die einen bestehen aus vier, andere aus fünf, noch andere aus sechs oder sieben Zünften, und in den Zünften selbst ist die Zahl der Dekane und Geschwornen sehr verschieden, während einige von

ihnen vier Dekane hatten, begnügten sich andere mit einem, die Gesammtzahl aller in den neun Nationen befindlichen Zunftbeamten war 148, die von St. Jakob, aus sieben Zünften bestehend, hatte die meisten, 23, in St. Christoph waren die wenigsten, auf vier Zünfte kamen hier nur acht Dekane und Geschworene.*) Am Anfang des Verwaltungsjahres ernannten der erste Bürgermeister und die Schöffen die Mitglieder der Nationen aus einer doppelten Liste, welche die austretenden Dekane abfaßten. Die Nationen, obgleich die rechtlichen Vertreter der Zünfte, hatten doch noch einen sogenannten „hinteren Rath" neben sich, aus 49 Mitgliedern, einem aus jeder Zunft, bestehend. Ehe sie in den ihnen vorgelegten Angelegenheiten irgend einen Beschluß fassen konnten, mußten sie diesen Rath, ein echt demokratisches Institut, zu ihrer Beaufsichtigung und Leitung eingesetzt, damit sie nie die Rechte und Interessen der Zünfte, ihrer Herren, aus den Augen verlören, befragen. In jeder Nation befand sich ein besonderer Beamter, Boetmeester genannt, der unter den Mitgliedern der Nation gewählt, die Polizei in derselben führte. Der Name kömmt von den Geldstrafen, „Boet" (Buße), die er einzog. Die Boetmeester waren wichtige Leute im Stadtregiment, von Ansehn und Einfluß, sie führten das

*) Näheres über die Zusammensetzung der Nationen und die Vertheilung der Zünfte unter ihnen findet sich in einem Requisitorium des Generalprokurators an den Rath von Brabant vom Jahre 1718 bei Gachard, Documens inédits concernant les troubles de la Belgique sous le règne de l'Empereur Charles VI. ec. Th. 1, S. 28 fg.

Wort und vertraten ihre Nation vor dem Magistrat und dem Kanzler von Brabant.

Die Versammlungs- und Berathungsformen der Nationen waren die allersonderbarsten. Wenn eine Angelegenheit, in der der Magistrat und der weite Rath ihr Votum schon abgegeben hatten, vor das dritte Glied des Stadtkörpers kommen sollte, so bestimmte der Magistrat den Nationen Tag und Stunde, wo sie sich in einem besondern Saale des Rathhauses zu versammeln hatten. Dort angekommen, fanden sie den Magistrat, der ihnen durch seinen ersten Pensionnair den Gegenstand, zu dessen Berathung sie zusammenberufen waren, auseinandersetzen und die Vota der beiden ersten Glieder mittheilen ließ. Darauf zog der Magistrat sich zurück und die Dekane einer jeden Nation traten, von ihrem Hinterrath begleitet, zusammen zur Berathung. Eine jede der neun Nationen bildete einen Kreis für sich, ohne daß sie unter einander Rücksprache nehmen oder gemeinschaftlich diskutiren durften. Das Votum der Nation wurde nach Stimmenmehrheit der gegenwärtigen Dekane gebildet. Wünschte eine oder die andere Nation besondere Aufklärungen über die vorliegende Sache, oder fand man allgemeine Besprechung unentbehrlich, so wandten sich die Boetmeester an den bei jeder Sitzung der Nationen zugegenseienden Amman, um seine Erlaubniß, die zum Einen wie zum Andern erforderlich war, zu erhalten. Im ersten Falle gingen die Boetmeester dann zum Magistrat, der immer im Rathhause versammelt blieb, bis die Nationen geendet hatten, im andern lösten sich die neun Kreise auf und man berieth gemein-

schaftlich in der Mitte des Saals. Es hieß dies délibérer sous la couronne. Hatte die Besprechung eine Zeitlang gedauert, so erschien ein Stadtdiener und erkundigte sich, ob man zu einem Resultat gelangt sei; wurde dies bejaht, so sammelten der Unterbürgermeister, die Empfänger und die Rathsmänner, also derjenige Theil des Magistrats, der aus den Nationen gewählt war, ein jeder in der von ihm vertretenen Anzahl von Nationen die Stimmen und überbrachten dem Magistrat das Gesammtvotum, über das einer der Schreiber einen Akt ausfertigte, der den versammelten Nationen in ihrem Sitzungssaale und in Gegenwart des Magistrats vorgelesen wurde. Erfolgten keine Reklamationen gegen die Abfassung, so wurde die Verhandlung geschlossen und die Nationen entlassen. In keinem Falle war es den letztern erlaubt, sich schriftlich über die vom Magistrat erhaltenen Mittheilungen auszulassen, alles mußte mündlich abgemacht werden. Verwarfen sie die ihnen gemachten Vorschläge, nachdem diese schon die Billigung der beiden andern Glieder des Stadtkörpers erhalten hatten, so stand dem Magistrat das Recht zu, ihnen dieselben von Neuem vorzulegen und dies so lange zu wiederholen, bis sie entweder ihre Zustimmung gaben, oder die Unmöglichkeit, dieselbe zu erhalten, sich herausstellte. Die Geschichte der Stadt Brüssel zeigt Beispiele von der Hartnäckigkeit der Nationen, die einmal ausgesprochene Verweigerung nicht zurückzunehmen, und von der Unermüdlichkeit des Magistrats, die Sache immer wieder zum Vorschlag zu bringen, die in der That einzig in ihrer Art sind. Unter vielen hier nur eines. Die Stände von Brabant hatten im Jahre 1772, unter

Zustimmung aller Mitglieder, eine Summe von 400,000 Fl. für den Bau eines Arbeitshauses in Vilvorde votirt. Diese Summe erwies sich bald als unzureichend, neue Bewilligungen wurden nöthig und ohne Schwierigkeit auch im Jahre 1775 von den beiden ersten Ständen, der Geistlichkeit und dem Adel, zugestanden. Der dritte Stand wurde von den Stadtkörpern in Löwen, Antwerpen und Brüssel gebildet, die der beiden ersten Städte votirten ohne Anstand die geforderten Summen, in Brüssel geschah dasselbe von dem Magistrat und dem breiten Rath, das dritte Glied, die neun Nationen, verwarfen allein jede neue Bewilligung. Vergebens machte man ihnen alle nur möglichen Vorstellungen und selbst Zugeständnisse: nichts war im Stande, sie von ihrer Weigerung abzubringen. Der Magistrat suchte sie nun zu ermüden, wochenlang wurden sie täglich zusammenberufen, um denselben Vorschlag immer von Neuem zu hören; es fanden neunzig Sitzungen dieser einen Angelegenheit wegen statt und die letzte gab durchaus dasselbe Resultat wie die erste, die Sache kam so weit, daß die Regierung zuletzt ein besondres, wenig gebräuchliches Mittel, das die Verfassung ihr an die Hand gab, die sogenannte Compréhension ergreifen mußte, um den Widerstand der Zünfte einer einzigen Stadt gegen den einstimmigen Willen der Geistlichkeit und des Adels der ganzen Provinzen, zu denen sich noch die andern hauptsächlichsten Städte und Rath und Magistrat der eigenen Commune gesellten, nicht zu brechen, sondern nur unschädlich zu machen.

Neben der Organisation des administrativen Stadtkörpers nimmt in Brüssel noch die Wehrverfassung einen

bedeutenden Platz in der allgemeinen Verfassung ein. Die Geschlechter und die Zünfte waren nicht die einzigen Corporationen, in denen die Bürgerschaft ihre Rechte ausübte und an dem Stadtregiment Theil nahm, neben ihnen bestanden noch die Bürgercompagnien und die sogenannten Serments oder Gilden, als wesentliche und integrirende Elemente des öffentlichen städtischen Lebens. Der Ursprung dieser merkwürdigen und für die Geschichte der politischen Revolutionen Belgiens, in denen sie alle eine bedeutende Rolle gespielt haben, höchst wichtigen Institutionen geht auf die Zeit zurück, wo Wehrhaftigkeit eine allgemeine Pflicht aller Bürger war. Es bildeten sich Waffengenossenschaften, deren Mitglieder sich in der Handhabung einer bestimmten Waffe übten und die alle Rechte einer Corporation genossen. Die älteste derselben, deren eigenthümliche Waffe der sogenannte Fußbogen war, besteht schon im 13. Jahrhundert (das älteste, nachweisbare, sie betreffende Dokument ist aus dem Anfange des 14., vom Jahre 1304), sie führte den Namen de Gulde van de Schutteryen van den Voetboegen, ofte de groote Gulde, auf französisch le grand serment. Die Stadt hatte sie förmlich anerkannt und ihr nicht unbeträchtliche Privilegien verliehen, wogegen sie sich verpflichtete, den Kriegsdienst, den die Stadt dem Herzoge schuldete, zu leisten. Im Laufe der Zeit wurde der große „Serment" die zahlreichste, angesehenste und begütertste Corporation der Stadt, er besaß großes Gut an Grund und Boden, Häusern und Geräthschaften aller Art, eine der schönsten Kirchen Brüssels, die, obgleich unvollendet, doch unter die merkwürdigsten Schöpfungen der gothischen Architektur in Belgien gezählt wird, Notre Dame

du Sablon gehörte ihm. Das Fest der Einweihung dieser Kirche war zugleich das Fest der Genossenschaft, der berühmte, von den niederländischen Geschichtschreibern, Dichtern und Malern so oft verherrlichte Ommegank (Umgang, Procession), an dem der Hof, Geistlichkeit und Magistrat mit der ganzen Bürgerschaft Theil nahmen und die hoch und in Ehren gehalten bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gefeiert wurde. Neben dem großen Serment hatten sich mehre andre Genossenschaften ähnlicher Art gebildet, eine jede der Uebung einer bestimmen Waffe obliegend, und nach dem Muster jenes organisirt, ohne jedoch sein Ansehn und seine Ausdehnung zu erreichen. Um die Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, hatten wesentliche Veränderungen in der innern Einrichtung dieser Corporationen stattgefunden, ihr Zweck aber und ihr Verhältniß zur Stadt waren dieselben geblieben. Es gab seit dem 17. Jahrhundert fünf verschiedene Serments zu Brüssel, der große, dessen Waffe die große Armbrust geworden ist, der von St. Georg, der eine kleine Armbrust führt, der von St. Sebastian, mit dem langen, weithintragenden Bogen, der aus freier Hand, ohne Anlage geschossen wird und heute noch die allgemeine Belustigungswaffe des Volkes in ganz Brabant und Flandern ist, der von St. Christoph, mit der Arkebuse, und der von St. Michael, dessen Mitglieder sich gladiateurs oder escrimeurs nannten, weil sie nicht schossen, sondern auf Hieb und Stoß mit Stock oder Degen fochten. Es war in der ganzen Stadt nicht ein rüstiger Bürger, stark genug, eine Waffe zu handhaben, der nicht zu einem dieser Serments gehörte. Wer nicht freiwillig eintrat, wurde dazu gezwun-

gen, wenn er sonst den vom Gewohnheitsrecht aufgestellten Bedingungen entsprach. Er mußte in Brabant geboren sein, oder die „Brabantisation“ erhalten haben, seit einem Jahr und einem Tag verheirathet, ein selbständiges Handwerk üben und in eine der 49 Zünfte eingeschrieben sein. Der Bürgermeister der Nationen war als solcher der Chef sämmtlicher Serments und trug einen silbernen Degen als Zeichen seiner Würde. Jeder Serment ernannte seine eigenen Offiziere, fünf an der Zahl, „Hoofddekan“ und Dekane genannt und legte allen seinen Mitgliedern, außer der Verpflichtung, zu den gemeinschaftlichen Ausgaben und Lasten beizutragen und bei den Uebungen und Aufzügen zu erscheinen, noch die des persönlichen Waffendienstes in allen Fällen, wo derselbe erforderlich war, auf. Wenn die Verpflichtung nur den regelmäßigen Wachtdienst, den die Serments zu verrichten hatten, betraf, konnte man sich davon loskaufen, handelte es sich aber um allgemeine Waffennahme, was nur bei außerordentlichen Veranlassungen vorkam, so konnte sich niemand ausschließen.

Die Serments bildeten so die bewaffnete Macht der Stadt. In den älteren Zeiten hatten sie ihre Fehden gefochten und den Kriegsdienst, den sie dem Fürsten schuldeten, geleistet. Später, als die allgemeinen Verhältnisse sich änderten, zogen sie nicht mehr aus, fuhren aber fort, den innern Dienst in Wachen und Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu üben. Sie hielten das Rathhaus und die Thore besetzt und gaben Posten für alle Punkte, wo dergleichen zum Schutze des städtischen Eigenthums oder städtischen Rechts erforderlich waren, ab. Als die Stadt im Laufe der Zeit, be-

sonders seit dem 15. Jahrhundert, an Größe und Ausdehnung zunahm und die Zahl der in den Serments eingeschriebenen Bürger für die angedeuteten Zwecke nicht mehr hinreichte, errichtete man neben diesen Genossenschaften sogenannte Bürgercompagnien, compagnies bourgeoises, deren es seit dem 17. Jahrhundert zehn gab. Jeder in Brüssel ansässige Bürger über 18 und unter 60 Jahren, der Handel oder ein Gewerbe trieb und nicht zu einem Serment gehörte, mußte sich in der Compagnie, zu der sein Stadtviertel gehörte, einschreiben lassen, konnte sich aber von dem Wachtdienst durch eine jährliche Abgabe loskaufen. Mit dem aus dieser Steuer gelösten Gelde unterhielt man eine Anzahl Lehnsoldaten, welche den Stamm der Compagnie bildeten und in beständigem Dienste waren. Diese Compagnien waren auf einen durchaus militärischen Fuße organisirt, eine jede von ihnen wurde von einem Hauptmann commandirt, den der Magistrat unter den Mitgliedern der Geschlechter wählte, die andern Offiziere mußten gediente Soldaten sein, mit Ausnahme der sogenannten „Adelborsten", eine Art Junker aus dem höhern Bürgerstande, die als Freiwillige dienten. Der Dienst selbst geschah mit großer Regelmäßigkeit und Strenge. Jeden Tag bezog eine der zehn Compagnien und die Hälfte eines Serment die Wachen, bei allen öffentlichen Gelegenheiten trat das ganze Corps, mehre Tausend Mann stark, unter die Waffen und für die einzelnen Abtheilungen desselben waren Sammelplätze in den verschiedenen Quartieren der Stadt bestimmt, wo ein jeder sich vollständig gerüstet einzufinden hatte, sobald die Sturmglocke oder der Stadt Kriegstrommel sich hören ließ.

Diese starke, in allen ihren Theilen vollkommen ausgebildete militärische Organisation, die durch häufige Uebungen und immer wiederkehrenden Dienst rege und lebendig gehalten wurde, war eines der kräftigsten und erfolgreichsten Mittel, das die ältere Zeit zur Bewahrung des städtischen Gemeingeistes unter den Bürgern anwandte. Sie gab diesen ein Selbstvertrauen und ein Bewußtsein ihrer Stärke, die in ruhigen Zeiten die besten Früchte trugen, in unruhigen aber leicht in Trotz und Uebermuth ausschlugen. Bei allen politischen Bewegungen, welche das Land erschütterten, wenn Unzufriedenheit mit der Regierung oder sonstige Ursachen Aufstände herbeiführten, wurden die Serments hineingezogen und boten den Kräften, über die die Revolution verfügte, einen Stützpunkt und den Anfang einer geschlossenen Organisation dar, der die Regierung mehr als einmal unterlegen ist. Zum letztenmale spielten sie eine solche Rolle in den Vorbereitungen zur brabantischen Revolution. Aus den wichtigen und über die frühern Umtriebe so viele und neue Aufschlüsse gebenden Dokumenten, welche vor Kurzem über den Ursprung dieser Bewegung erschienen sind, geht entschieden hervor, daß die Serments seit dem Jahre 1787 schon den Ausgangspunkt einer ausgedehnten bewaffneten, auf den ersten Wink zum Aufstande bereiten Genossenschaft bildeten, die im Geheimen alles Ansehn und allen Einfluß der Regierung untergrub und die wirksamsten Maßregeln derselben erfolglos machte. *)

*) S. Ferdinand Rapédius de Berg, Mémoires et documens pour servir à l'histoire de la Révolution Brabançonne par P. A. F. Gerard. Th. 1, S. 254 fg.

Zweites Capitel.

Geschichte des belgischen Städtewesens während des 17. und 18. Jahrhunderts. — Die brabantischen Städte treten anstatt der flandrischen an die Spitze der Bewegung. — Eigenthümlicher Charakter derselben durch das Verhältniß der Städte zur politischen Organisation des Landes bestimmt. — Aufstände in Brüssel und Antwerpen während des 17. Jahrhunderts. — Großer Aufstand der Nationen zu Brüssel in den ersten Zeiten der österreichischen Herrschaft, unter der Verwaltung des Marquis von Prié, 1717, 1718. — Ursachen, Verlauf und Folgen dieser Bewegung. —

1.

Die Geschichte des belgischen Städtewesens während der beiden letzten Jahrhunderte unterscheidet sich wesentlich von der vorhergehenden Periode, deren hauptsächlichste Ereignisse aus dem Kampfe der burgundischen Fürsten mit der Demokratie der Communen hervorgingen. An der Spitze des Widerstandes hatten sich die flandrischen Städte befunden, durch Reichthum und Entwickelung jeder Art früher als die andern belgischen zur Macht gelangt. Der Genter Aufstand vom Jahre 1539 muß als die letzte Phase dieser Bewegung angesehen werden. Mit seinem Ausgange ist die Gewalt des demokratischen Elements, in seiner hauptsächlichsten Stütze, dem Zunftwesen, gebrochen und Flandern hört seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auf, der vornehmste Schauplatz der politischen Bewegung in den belgischen Provinzen zu sein. Dies Ehrenrecht, und mit ihm der Grad städtischer Suprematie, der unter den ganz anders gewordenen allgemeinen Verhältnissen überhaupt noch möglich ist, geht für die beiden folgenden Jahrhunderte

auf Brabant über. Diese Provinz war dadurch, daß die Fürsten aus dem Hause Burgund seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts hier den Hauptsitz ihrer Herrschaft aufschlugen, rasch an Ausbildung und Fortschritten aller Art gewachsen, dieselbe Rolle, die Flandern so lange gespielt, fiel ihr natürlich zu. Ihre Städte besonders und unter ihnen vor allen Brüssel, Antwerpen und Löwen, das letzte jedoch in einem geringeren Grade, hatten sich durch Betriebsamkeit in Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft zu einem hohen Grade der Blüte und des Wohlstandes emporgeschwungen; unter Albert und Isabelle und später während der spanischen und österreichischen Herrschaft bilden sie durchaus den Kern und das Herz des Landes. Ihre Verfassung hatte von der frühern Freiheit und den ursprünglichen Organisationsformen noch bei weitem mehr beibehalten und bewahrt, als es in den flandrischen Städten der Fall war; weniger von dem trotzigen Geiste alter Unabhängigkeit und der zu beständiger Kampfslust gesteigerten Neigung des Widerstandes, der jene erfüllte, durchdrungen, waren die Conflicte zwischen ihnen und dem Fürsten von jeher minder zahlreich gewesen, und eine Menge Einrichtungen zu Schutz und Gunsten städtischer Freiheit bestanden hier noch lange fort, als sie in Flandern schon durch den Sieg des Landesherrn und die Niederlage der Communen untergegangen waren. Die mittleren Classen besonders, wie sie in Zünften, Gewerken und sonstigen Corporationen organisirt erscheinen, hatten hier allen Antheil an dem städtischen Regimente bewahrt, den ihnen die ältere Verfassung zusicherte. Dieser Umstand trug hauptsächlich dazu bei, im Schoose dieser Städte einen öffent-

lichen Geist und ein politisches Leben zu unterhalten, wie er während dieser Periode anderswo nirgend mehr bestand und dessen Aeußerungen und oft ungeregelte Bewegungen eine interessante, wenig gekannte Geschichte bilden, deren hauptsächlichste Momente wir jetzt darzustellen versuchen wollen.

Der eigentliche Charakter dieses langen, erst mit dem großen Aufstande von 1718 zu Ende gehenden Kampfes besteht darin, daß es sich nicht um Veränderungen der innern Verfassung der Städte handelt, diese bleibt wesentlich dieselbe, sondern um die Anerkennung gewisser politischen und Hoheitsrechte der Fürsten, in welchen man Beeinträchtigung alter Communalfreiheiten und Privilegien sieht. Es ist eine Episode aus der so wichtigen und doch noch so wenig berücksichtigten Entstehungsgeschichte der Ideen, auf denen der neuere Staat und die Begriffe und Attribute der Souveränetät ruhen. Das Recht, das sich hier in lange dauernden und heftigen Geburtswehen entwickelt, ist das der Besteuerung, man streitet um die Frage, in wiefern ein Theil der Steuerpflichtigen, die städtischen Bevölkerungen, an der Ausübung desselben Antheil haben sollen. Nach der alten Verfassung stand den Staaten von Brabant das Recht der Steuerbewilligung bei Abgaben auf Eigenthum und bei eigentlichen Verbrauchssteuern zu. Die erstern mußten zuerst alle Jahre, später alle sechs Monate votirt werden, sie führten den Namen von subsides und bestanden in einem oder mehren Zwanzigsten von allem Einkommen liegenden Gutes, Häusern, Ländereien, Wiesen oder Wald, die Verbrauchssteuern erhoben sich von den sogenannten quatre espèces de con-

sommation, Wein, Bier, Fleisch und Mehl. Die Staaten oder Stände, welche das Bewilligungsrecht ausübten, wurden von der Geistlichkeit, dem Adel und dem sogenannten dritten Stand gebildet. Bei der ersten besaßen eine gewisse Anzahl höherer Prälaten, Bischöfe und Aebte der in Brabant zahlreichen Abteien das Privilegium, den Stand zu repräsentiren, bei dem zweiten gehörte dies Recht bestimmten Lehnen an, der dritte Stand begriff die drei Stadtkörper von Brüssel, Löwen und Antwerpen, deren jeder einzeln seine Zustimmung zu den von dem Fürsten gemachten Propositionen geben mußte, um das bewilligende Votum des Standes zu bilden. Die verschiedenen Elemente, welche die Communen in diesen drei Städten ausmachten, der Magistrat, der große Rath und die Nationen, wurden jedes besonders um seine Meinung befragt und das Votum des Stadtkörpers in der oben angegebenen Weise abgenommen. Versagte eins dieser Elemente seine Zustimmung, so reichte die Einstimmigkeit aller andern nicht hin, um die Weigerung jenes zu brechen und einen allgemein verbindlichen Beschluß des ganzen Standes herzustellen. Was Adel und Geistlichkeit, was die Mehrzahl der Bürger in den drei Hauptstädten gewollt, das konnte der Widerstand einiger Zünfte, ja einer von ihnen, unmöglich machen. Diese absolute Geltung des Votums eines jeden einzelnen Bestandtheiles des ganzen Standes war altes Herkommen und Gebrauch, dessen Ursprung sich nicht aus Urkunden oder Charten beweisen läßt, das die Mitstände aber stets anerkannt und in besonderer und ausdrücklicher Weise bestätigt hatten. Bei jeder Bewilligung der Subsidien und sonstigen Steuern fügten Adel und Geist-

lichkeit ihrem Votum bei, daß es nur unter der Bedingung verbindlich sei, daß der dritte Stand folge, sonst nicht. Die dabei gewöhnliche Formel lautet auf Flamändisch: „Mits den derde staet volge voorders, of andersins niet."

Es ist einleuchtend, daß der Misbrauch dieser so weit gehenden Berechtigung für das Interesse der Allgemeinheit die allernachtheiligsten Folgen haben und die Wirksamkeit der fürstlichen Gewalt, selbst wo sie zu nützlichen und heilsamen Zwecken thätig sein wollte, beschränken und unmöglich machen konnte, ja es gab Fälle, wo diese Weigerung, wenn sie in keiner Weise gehoben werden konnte, dem Bestehen des Ganzen geradezu Gefahr bringen mußte. Um dem vorzubeugen, bestand seit alten Zeiten schon ein eigenes Mittel unter dem Namen „compréhension", auf Flamändisch „vervangheniss" genannt. Der Fürst konnte, wenn alle Versuche, die Widerstehenden von ihrer Opposition abzubringen, vergeblich waren, erklären, daß die entgegenstimmenden Glieder des Standes von der Mehrheit überstimmt und ihr Votum ohne Kraft sei. Diese Erklärung konnte jedoch nur in bestimmten Fällen gegeben werden und die Stände machten zu wiederholten Malen den Fürsten zur Pflicht, sich der Comprehension nur mit großer Vorsicht und wenn das allgemeine Interesse es unumgänglich erheische, zu bedienen. Jedenfalls mußten die beiden ersten Stände immer ihre ausdrückliche Zustimmung zur Anwendung dieses Mittels geben, das ohne sie und vom Fürsten allein ausgehend, ohne alle Kraft geblieben wäre.

Bei dieser eigenthümlichen Stellung der Städte zur Regierung, welche den erstern ein so großes Maß von

Unabhängigkeit und eine, indirect wenigstens, bis auf das politische Gebiet sich erstreckende Souveränetät gab, war der Ausbruch sehr ernster Reibungen, ja eines förmlichen Zusammenstoßes zwischen beiden unvermeidlich, als die Fürsten mit Ernst und Eifer an der Ausdehnung ihrer Rechte und der Herstellung einer in allen Zweigen des staatlichen Lebens, von denen mehre bisher ganz außerhalb des Kreises ihrer Befugnisse gelegen hatten, sich geltend machenden obersten Gewalt zu arbeiten anfingen. Die Conflicte, zu welchen diese Bestrebungen während des 15. und 16. Jahrhunderts mit den flandrischen Städten geführt hatten, fanden im 17. besonders mit den brabantischen statt. Die Gegenstände des Streites sind nicht immer dieselben wie früher, aber die Prinzipien, von denen man auf beiden Seiten ausgeht, haben keine Veränderung erfahren. Die meisten Attribute der Souveränetät, auf welche der König von Spanien als Herzog von Brabant Anspruch machte, weil er sie in andern Provinzen schon besaß, oder weil er sich stark genug fühlte, sie von den Städten, die sie bisher ganz oder zum Theil ausgeübt hatten, zu verlangen, wurden ihm mit großer Hartnäckigkeit bald von der einen bald von der andern der drei Chefcommunen streitig gemacht, und eine Reihe von Aufständen, welche sich durch ein ganzes Jahrhundert, von 1619 bis 1718 hindurchzieht, bezeichnet das letzte Auflehnen des alten städtischen Geistes gegen die neue Ordnung der Dinge, der, nachdem er seine sinkende Kraft noch einmal in der großen Bewegung unter Karl VI. zusammengerafft, fällt, um nicht wieder zu erstehen.

2.

Die Geschichte dieser Bewegungen ist in mehrfacher Beziehung interessant und lehrreich. Der politische Sinn der Zeit, das was sie anstrebte, der Geist, der die städtischen Bevölkerungen belebt, und vor Allem das eigenthümliche Verhältniß zwischen Regierung und Volk, die Begriffe, die beide von ihrer gegenseitigen Stellung hatten, die Mittel, die sie anwandten, um ihre Rechte geltend zu machen, das ganze innere politische Leben jener Jahrhunderte in den belgischen Niederlanden zeigt sich in ihnen auf das deutlichste. Die erste derselben geht auf das Jahr 1619 zurück, wo die Provinzen unter der milden Herrschaft Alberts und Isabellens von den tiefen Erschütterungen der letzten Jahre sich erholten und zum erstenmale des Glücks genossen, einen unabhängigen Staat unter selbständigen Herrschern zu bilden. Diese Zeiten der Ruhe und eines geregelten Ganges der öffentlichen Angelegenheiten ließen in den Gemüthern der Bürger, besonders der größeren Städte, die Erinnerung an ihre alten Freiheiten, an die Macht, die sie früher im Regimente der Stadt besessen, wieder rege werden. Die Nationen besonders gedachten der Herrlichkeit der alten Zeit, wo sie den Geschlechtern und den Herren vom Magistrat Gesetze vorschrieben und den Fürsten mehr als einmal genöthigt hatten, mit ihnen zu unterhandeln. Seit Karl V. war das Alles anders geworden, das dritte Glied in den Städten hatte überall den besten Theil seines Einflusses verloren, die Vertreter der Zünfte im Rath waren vermindert der Zahl und den Befugnissen nach. So lange die gewaltige Hand des

Urhebers dieser Veränderungen das Ruder hielt und die Schrecken des in Gent gegebenen Beispiels gegenwärtig waren, hatte Niemand an Widerstand gedacht, später kam der lange und blutige Kampf mit der Regierung, aus dem die Unabhängigkeit der nördlichen Provinzen hervorging und während dessen die allgemeine Bewegung alle Sorge für Einzelinteressen in den Hintergrund drängte. Jetzt konnten dergleichen Anstrebungen aufkommen, es herrschte viel Unzufriedenheit, besonders wegen der Unsicherheit der Zukunft. Die Erzherzöge waren kinderlos, man wußte, daß die Herrschaft an den spanischen König zurückfallen würde, und diese Aussicht erfreute die Wenigsten. Wie man in Madrid über die alten Rechte und Freiheiten der Städte dachte, war Niemanden unbekannt; wollte man von den verlorengegangenen wenigstens einige wieder gewinnen, so war jetzt der Zeitpunkt dazu, später konnte ein neuer Alba diese Regungen mit eiserner Faust niederdrücken. Diese Ideen erfüllten die städtischen Bevölkerungen und regten sie auf; am meisten fanden sie Anklang in der Hauptstadt. Hier trafen besondre Klagen gegen den Magistrat mit dieser allgemeinen Unzufriedenheit zusammen, an Anstiftern fehlte es nicht und noch weniger an Zündstoff, besonders unter den Zünften, in denen der alte Geist, wenn auch zusammengehalten und weniger auf der Oberfläche, noch immer fortlebte. Man ergreift die erste Gelegenheit, um diesen Geist zu bewähren. Die Regierung verlangte die gewöhnlichen Steuern, Adel und Geistlichkeit bewilligen sie, ebenso die Stadt Löwen und die beiden ersten Glieder des Stadtkörpers in Brüssel,

und Antwerpen, die Nationen aber verweigern sie, und um gleich bei dem ersten Anlauf zu zeigen, wie weit sie gehen können, verbieten sie den Brauern und Schenkwirthen, den Betrag der Steuer, wie es zu geschehen pflegte, bei dem Preise, für den sie ihr Getränk verkaufen, in Anrechnung zu bringen. Die Sache kam so unerwartet, der Ausbruch war so unvorhergesehn und plötzlich, daß die Regierung im ersten Augenblick nicht weiß, was sie zu bedeuten hat; um darüber aufgeklärt zu werden, ernennt sie eine Commission, aus hohen und erfahrnen Staatsbeamten bestehend, die Sache zu untersuchen. Aber anstatt mit dieser Commission zu unterhandeln, lassen die Nationen sie bei Seite und wenden sich ohne Weiteres an den Souverän. Eine Deputation von 18 Dekanen der Zünfte, von zwei rechtskundigen Beiständen begleitet, geht nach Mariemont im Hennegau, der Sommerresidenz der Erzherzöge, und bringt in sehr entschiedenem Ton die Verlangen der Nationen vor. Ihre alten Privilegien solle man bestätigen, von der Comprehension keine Rede mehr sein, Alles, was die Statuten Karls V. in der Zusammensetzung und den Rechten der Nationen als dritten Gliedes des Stadtkörpers geändert hätten, solle aufgehoben werden. Die Regierung konnte nicht anders, als eine durchaus abschlägige Antwort geben. Als diese durch den Magistrat den im Stadthause versammelten Nationen mitgetheilt wird, bricht großer Unwille unter diesen aus; wollte man ihnen ihre alten Freiheiten nicht wiedergeben, so würden sie nun und nimmermehr die Steuern bewilligen, riefen die Dekane, und alle Bemühungen, selbst hochgestellter, beim Volke beliebter Personen, wie des Herzogs von Aerschot

und anderer, sie andern Sinnes zu machen, blieben ohne Erfolg. Die Steuerverweigerung wird nochmals und feierlich ausgesprochen.

Diese Vorgänge hatten in den ersten Wochen des Juni 1619 stattgefunden. Gegen Ende des Monats, an dem St. Johannestag, mußte, dem Gebrauche nach, der Magistrat erneuert werden. Dem Gesetze nach hatten die Dekane eine Liste von Candidaten vorzulegen, aus denen der Bürgermeister der Nationen und die Rathsmannen ernannt wurden. Aber diese Vorlegung wird verweigert, man geht von Neuem an die Erzherzöge, und erst als diese die gemessene Weisung geben, innerhalb drei Tagen die Liste einzureichen, oder das Recht der Präsentation zu verlieren, entschließt man sich, in diesem Punkt nachzugeben. Der Magistrat wird erneuert und die Regierung ernennt einen das allgemeine Vertrauen, selbst der Nationen, genießenden Mann, Gilles von Busleyden, als ersten Bürgermeister an die Spitze desselben. Man versucht nun eine Annäherung, einige Dekane versprechen auch, ihre Zünfte dahinzubringen, daß sie die Steuern bewilligen. Als aber die Nationen versammelt werden, stimmen nur zwei von den neun für die Propositionen der Regierung. Man versucht nun die äußersten Mittel, eine Reihe neuer Versammlungen wird gehalten, der Kanzler von Brabant Pecquius begibt sich selbst in ihre Mitte und bietet alle Künste der Beredtsamkeit, allen Einfluß seiner Würde auf, um ein zustimmendes Votum zu erhalten, die eindringlichsten Schritte werden bei den einzelnen Dekanen und sonstigen bei den Zünften angesehenen Personen gethan; doch alles ist vergebens, auch nicht eine Nation wird zum Abfall bewogen.

Nun entschließt sich die Regierung endlich, zu dem einzigen ihr übrigbleibenden Mittel ihre Zuflucht zu nehmen und, nachdem sie die nothwendigen Zustimmungen erhalten hat, die Comprehension auszusprechen. Es geschieht dies am 5. Juli. Aber kaum ist die Nachricht davon in die Stadt gelangt, als die äußerste Aufregung der Nationen sich bemächtigt, Zusammenrottungen finden statt, da ordentliche Versammlungen ohne die Berufung des Magistrats unmöglich waren, und man beschließt, sich allen Maßregeln, die in Folge der Comprehension genommen werden könnten, zu widersetzen. Und in der That, als die Regierung die auf Befehl der Nationen geschlossenen Buden der Steuerempfänger will öffnen lassen, kommt es zu Thätlichkeiten, bei denen größeres Unheil nur durch die Dazwischenkunft des Magistrats und die kluge Mäßigung, mit der er verfährt, verhütet wird.

Jetzt mußten die Erzherzöge unbedingt eine entschiedenere Haltung annehmen, wenn die Bewegung nicht in Aufstand ausarten sollte. Die Besetzung der Stadt durch eine hinreichende Truppenmacht wird beschlossen. Ehe aber diese Maßregel ins Werk gesetzt wird, versucht man noch einmal den Weg zu gütlicher Unterhandlung. Albert läßt den Magistrat wissen, daß er eine neue Deputation der Nationen zu empfangen wünsche. Aber nur mit Mühe werden diese dahin gebracht, eine solche abzuschicken, der Versuch selbst bleibt ohne allen Erfolg; kaum sind die Dekane von Mariemont zurück, so halten alle Zünfte in ihren Zunfthäusern Versammlung und bestätigen alle ihre frühern Beschlüsse, wiederholen auch ihre Weigerung, als der Kanzler Pecquius sie zum drittenmale in Beisein aller Mitglieder der Junta oder Re-

gierungscommission zu einer Sinnesänderung zu bewegen sucht. Nun durfte nicht länger gezögert werden. Am 15. September war die Deputation von Mariemont zurückgekommen und am 19. erhält der gefürchtete Marquis Spinola den Befehl, an der Spitze mehrer deutschen und wallonischen Regimenter in Brüssel einzurücken. Als die Bürger diese berühmten, im Kriegshandwerk ergrauten Kerntruppen, die keinen andern Willen kennen als den ihres Führers, sehen, entfällt ihnen der Muth, jeder Gedanke an Widerstand verschwindet, die hochtrabenden Worte und Drohungen der vorigen Tage sind schnell vergessen, und als der Magistrat die Nationen am 20. und 21. September versammelt, votiren alle einstimmig die so lange und so hartnäckig verweigerten Steuern. Spinola hatte vor der Stadt gehalten und erst am 23. September zieht er in dieselbe ein. Unmittelbar darauf beginnen die Fiskale von Brabant die gerichtliche Untersuchung über alle Vorgänge seit dem Monat Juni. Noch ehe dieselbe beendigt war, beschäftigte man sich im Rathe der Erzherzöge mit den in Betreff der städtischen Verfassung zu ergreifenden Maßregeln. Ein Theil der Minister wollte das Aeußerste, die Unterdrückung der Nationen als dritten Gliedes des Stadtkörpers; doch ging dieser Vorschlag nicht durch, man begnügte sich, die Verordnungen Karls V. zu erneuern und in so fern zu verschärfen, als die Befugnisse der Dekane in Betreff der Wahl ihres Hinterraths noch mehr beschränkt wurden. Die Klagen der Zünfte über die schlechte Verwaltung der städtischen Finanzen wurden berücksichtigt und die darin herrschenden Misbräuche abgestellt. Am 9. November erschien endlich eine Ordonnanz

der Erzherzöge, welche, mit Berücksichtigung der Ergebnisse der richterlichen Untersuchung, sechs Dekane der Zünfte und einen Advokaten, der ihnen als Rechtsbeistand gedient hatte, aus dem belgischen Staate verbannte und für alle übrigen Theilnehmer an der Bewegung eine vollkommne Amnestie aussprach. Die Verbannten zogen sich nach St. Trond auf Lütticher Gebiet zurück und schrieben von dort kurze Zeit nach ihrer Ankunft einen Brief an ihre Mitdekane, der eins der merkwürdigsten Dokumente des eigenthümlichen Geistes ist, der unter den Bürgern jener Zeit herrschte. Die naive Weise, in der sie ihre Lage schildern, sich über das Geschehene äußern und von den Nationen Unterstützung fordern, die ihnen zu leisten eine Ehrensache für jene sei, zeigt, mit welchem ruhigen Gewissen und welcher bona fides man damals in solchen Dingen, die zuletzt doch immer zu offner Rebellion führen konnten, verfuhr. Wir geben den Brief in seiner ursprünglichen Form, da er in einer Uebersetzung nur verlieren könnte. „Honorables et discrets Doyens, schreiben die Verbannten, sachez que nous tous six nous portons bien, grâces à Dieu, et nous sommes arrivez ici à S. Trond, vendredy au soir. L'occasion de nostre retraicte vous est cogneue, en quoy nous ne sommes non plus coulpables, que toutes les nations en général. Car nous n'avons rien fait sans ordre et commandement des noeuf nations et partout vous advisons, que nous sommes icy en hostellerie à grands despens, horz de noz maisons, ayans délaissé femmes et enfants et ne trouvons icy riens à gaigner, mais bien à despendre beaucoup d'argent. Car nous sommes logez en l'une des meil-

leures hostelleries, et aymez et fort respectez de la commune, et debvons garder vostre honneur, parceque chascun sçait que nous l'avons fait par ordre des noeuf nations de Bruxelles. C'est pourquoi vous aurez à communicquer par ensemble et les mestiers auront à contribuer esgalement, pour faire une bourse de provision, pour nous entretenir icy honnorablement et à l'honneur des noeuf nations de la ville de Bruxelles, si longtems qu'il plaira à Son Alteze. Aussy ont les nations promis de nous indemner et garandir, sans nos fraiz ni interestz, de tout ce qui en adviendroit; et maintenant il apparoistra, quelle affection vous nous portez; et faites diligence que nous puissions être délivrez d'icy. Et à tout, nous vous souhaitons santé et longue vie." *)

Der Ernst, den die Regierung bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, schüchterte die Bürger ein, eine lange Reihe von Jahren hindurch ist von keinen Unruhen oder Widersetzlichkeiten die Rede. Erst im Jahre 1657 bricht eine neue Bewegung von viel umfassenderer und gefährlicher Art in Antwerpen aus. Der Magistrat dieser Stadt besaß seit alten Zeiten das Recht, alle Briefe und Sendungen, die mit der Post, auch hier ein Regal und von dem Taxischen Hause als Lehn besessen, ankamen, in der Stadt und den umliegenden Ortschaften vertheilen zu lassen. Zu diesem Zweck ernannte er Boten, die der Stadt schwören mußten und den Dienst theils zu Fuß, theils zu Pferde versahen. Die große Lebhaf-

*) Bei Gachard, Documens inédits etc. 1. Th., S. 39.

tigkeit der Correspondenz zwischen Antwerpen und den Vereinigten Provinzen und die Vortheile, welche aus der Versendung derselben erwuchsen, ließen den Wunsch entstehen, diese Versendung als ein städtisches Recht in Anspruch zu nehmen. Die Zünfte waren bald von der Rechtmäßigkeit dieser Forderung überredet, und ihre Dekane befahlen mit einemmale und ohne weitere Rücksicht den Postboten der Stadt, sich aller in Antwerpen für die Provinzen angekommenen Briefe zu bemächtigen und sie nach Amsterdam zu bringen. Ein regelmäßiger Dienst und die nothwendige Anzahl von Relais wurden in der Eile hergestellt, man hielt alle Courriere der Tarischen Post, die mit Depeschen von Holland kamen oder nach Holland gingen, an, nahm ihnen ihre Paquete mit Gewalt ab und brachte sie zur Besorgung auf das Rathhaus, wo sich die Stube der städtischen Postboten befand.

Dieser unerhörte Gewaltstreich machte schnelles Einschreiten nöthig. Um durchaus regelmäßig zu verfahren, erhielt die oberste richterliche Behörde, der Rath von Brabant, den Auftrag, eine gerichtliche Untersuchung vorzunehmen. Die Sache wurde in Form eines Processes anhängig gemacht, und am 2. December 1657 erfolgte ein Urtheil, in dem der Rath erklärte: „qu'il n'était permis au magistrat d'Anvers, ni à autre qui que ce fût, d'attenter contre la posterie de S. M., ses courriers ou postillons, leurs droits ou prérogatives, soit en leur ôtant leurs paquets ou lettres, ou empêchants le libre port, transport et addresse d'icelles au comptoir des postes, directement ou indirectement; tenant ensuite de ce, pour nulles et de nulle valeur toutes les ordonnances, insinuations, dé-

fenses et autres actes et attentats faits au contraire; défendant en outre au magistrat l'envoi de lettres par gens, les transportant en guise de postes, et avec changement de chevaux, soit dans le pays de S. M. ou dehors, à peine qu'il y serait pourvu ensuite des placards de S. M. publiés sur le fait de la posterie."

Als diese Sentenz zur Kenntniß der Dekane der Zünfte kam, beschlossen sie, ihr nicht zu gehorchen, alle Courriere wurden nach wie vor mit Gewalt gezwungen, der städtischen Post ihre Depeschen abzuliefern, und der ungesetzliche Dienst dieser letzteren hatte seinen ungestörten Fortgang. Der Magistrat, der die Folgen dieses Verfahrens fürchtete, wandte sich an den Generalstatthalter Don Juan von Oesterreich und bat ihn um seine Vermittelung. Don Juan hielt für angemessen, zuerst den Rechtsweg bis zu Ende zu verfolgen, gegen das Urtheil vom 2. December die Rechtsmittel der Revision oder der sogenannten proposition d'erreur zu ergreifen, oder eine gütliche Beilegung zu versuchen. Er ernannte zu diesem Ende eine Commission, in der sich auch die Bevollmächtigten des General-Postmeisters Grafen von Taxis befanden. Der Magistrat wäre gern darauf eingegangen, aber die Zünfte widersetzten sich und wollten von keiner Vertragung hören. Nun erklärte der Rath von Brabant das erlassene Urtheil für exekutorisch, der Generalprokurator erhielt den Befehl, es zur Vollziehung zu bringen. Als der Magistrat davon in Kenntniß gesetzt wurde, gab er seine Bereitwilligkeit, sich der Sentenz zu unterwerfen, zu erkennen, die Zünfte aber bestanden auf ihrer Weigerung, und als die Gerichtsdiener auf der städtischen Poststube erschienen, fanden sie dort

die Dekane der drei Hauptzünfte, der Schiffer, Tuchhändler und Krämer, die sie drohend fragten, ob sie verwegen genug wären, die aus Holland gekommenen Postpaquete ohne ihre Erlaubniß zu nehmen? Die Gerichtsdiener protestirten vergebens, zeigten vergebens ihre Befehle und die Zeichen ihres Amtes, den königlichen Stab, die Stadtpostboten bemächtigten sich auf Geheiß der Dekane aller vorhandenen Briefe.

Trotz dieser offenen Rebellion blieb die Regierung auf ihrem Beschluß, nur auf richterlichem Wege einzuschreiten, bestehen. Der Rath von Brabant citirte die drei aufrührerischen Dekane nebst mehren andern Individuen, vor ihm zu erscheinen; sie stellten sich nicht ein, und am 25. August 1658 erfolgte ein Spruch, der Alle zur Verbannung und Confiscation ihres Vermögens verurtheilte. Der Magistrat versuchte von Neuem, die Sache nicht zu diesem Aeußersten kommen zu lassen; da aber die Zünfte jede Verständigung zurückwiesen, so ertheilte der Rath am 26. September dem Schulzen (écoutéte) und den Schöffen von Antwerpen den Befehl, das Urtheil zu vollziehen. Der 30. September wurde dazu festgesetzt. Dem Rechtsgebrauch nach mußte der Vollzug mit der Publication auf den öffentlichen Plätzen und an den Ecken der Hauptstraßen beginnen. Um zehn Uhr des Morgens setzten sich die Gerichtsdiener in Bewegung, um die Sentenz überall zu verlesen und anzuheften, aber kaum hat sich die Kunde davon in der Stadt verbreitet, als die Leute der Zünfte Werkstatt und Arbeit verlassen, sich zu hellen Haufen zusammenrotten und auf das Rathhaus losziehn. Dort angekommen, dringt ein zahlreicher Trupp in den Saal, wo der Magistrat

versammelt ist, und verlangt unter Drohungen und Toben, daß die Publication des Urtheils sogleich zurückgenommen werde; vergebens stellt man ihnen vor, daß der Magistrat dazu weder Macht noch Berechtigung habe, keine Einrede oder Gründe werden gehört und in ihrer blinden Wuth vergreift sich die Menge an dem Bürgermeister und andern städtischen Beamten, die ihren Mishandlungen fast erliegen. Dann stürmt sie nach den Häusern dieser Schlachtopfer und plündert und zerstört das des Bürgermeisters bis auf den Grund. Der Aufruhr wälzt sich immer wachsend durch die Straßen und bedroht bald Sicherheit und Eigenthum aller derer, die ihm widerstehn. Die Gilden oder Serments nehmen die Waffen und suchen der Unordnung Einhalt zu thun, aber vergebens; erst als der Magistrat erklärt und verspricht, alles Mögliche zu thun, um die Rehabilitation der Verurtheilten zu erhalten, dieselben einstweilen im Besitz ihrer Aemter und ihres Vermögens zu lassen und darüber zu wachen, daß die Privilegien der Stadt aufrecht erhalten würden, beruhigen sich die aufgeregten Leidenschaften des Volks, die, entzügelt und sich selbst überlassen, grenzenloses Unheil über die Stadt zu bringen gedroht hatten. Die Nachgiebigkeit des Magistrats beschwichtigte für den Augenblick die Menge, aber die Gefahr erschien nicht abgewendet, sondern nur aufgeschoben und ein neuer, verderblicherer Aufstand bei der geringsten Veranlassung möglich, so lange man nicht wirksamere Mittel, ihn zu unterdrücken, als die vorhandenen besaß. Es befand sich keine Garnison in der Stadt und die Serments waren nichts weniger als zuverlässig; zum größten Theil aus Zunftgenossen bestehend, hätten sie

bei der ersten Bewegung höchst wahrscheinlich gemeinschaftliche Sache mit dem Volke gemacht. Daß es zu einer solchen kommen würde, war vorauszusehen, denn die Regierung mußte nothwendig Maßregeln nehmen, um die Vollziehung des Urtheils zu sichern, und wie die Stimmung der Bevölkerung war, stand bei der ersten Kunde davon dann Alles auf dem Spiele. Um die größten Uebel zu vermeiden, war vor allen Dingen nöthig, daß der Magistrat Herr der Situation und des Terrains blieb, und das konnte er nur, wenn er eine bewaffnete Macht zu seiner Disposition hatte. Glücklicherweise erschwerten die Aufrührer nicht die Bildung einer solchen. Sie blieben nach den ersten Excessen ruhig und dachten nicht daran, sich zu organisiren, oder den Anordnungen des Magistrats zu widersetzen. Dieser ließ in der Eile zwei Compagnien Reiter anwerben und daraus eine Art städtische Polizei formiren, die treffliche Dienste leistete, die Straßen von allem unnützen Volk säuberte und die Ruhe erhielt. Hätte der Magistrat, wie es so oft in andern Städten und zuletzt noch bei dem großen Genter Aufstande der Fall gewesen, den Kopf verloren und sich vor den Zünften zurückgezogen, so wäre hier wie dort eine Pöbelherrschaft mit allen ihren schrecklichen Folgen eingetreten.

Die Regierung, deren ganzes Verhalten bisher, neben der guten Absicht, auf dem streng gesetzlichen Wege zu bleiben, doch viel Schwäche gezeigt hatte, mußte sich, dieser Wendung gegenüber, zu entschiedenerem Auftreten entschließen. An ihrer Spitze stand als Generalstatthalter der Marquis von Caracena, ein Mann von wenig energischem Charakter. Erst als der Rath von Brabant,

alle Minister und Generale einstimmig in ihn drangen, die Vollziehung eines Richterspruches des obersten Tribunals des Landes mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu sichern, entschloß er sich mit Truppengewalt vor der Stadt zu erscheinen. In seinem Berichte an den König führt er als eins der bestimmenden Motive an, daß der Antwerpener Magistrat, ohne die Erlaubniß der Regierung nachzusuchen, Soldaten geworben und ein Corps gebildet habe; das sei ein schlimmes Beispiel, das böse Folgen haben könne, denen man bei Zeiten zuvorkommen müsse, weil sie der Autorität des Souveräns Schaden bringen könnten. Merkwürdigerweise aber war grade durch diese, durch die Umstände gerechtfertigte Eigenmächtigkeit die Autorität des Souveräns aufrecht erhalten worden.

Gegen Mitte October (17) zog Caracena mit einem Theile der Armee, welche die vorjährige Campagne gegen die Franzosen gemacht, vor Antwerpen. In seinem Gefolge befanden sich die Herzöge von York und Glocester und der Prinz von Condé, die damals als Flüchtlinge in Brüssel ein Asyl gefunden hatten. Bei seiner Ankunft erließ er eine Proklamation, die nichts weniger als strenge ist und in der er nur Auslieferung der von dem Urtheile Getroffenen und Entschädigung der Geplünderten verlangt. Da die Zünfte keine Mittel zum Widerstand und der Magistrat keinen Willen dazu hatte, so fand der Einzug in die Stadt und die Besetzung derselben ohne alle Schwierigkeiten statt. Wie in Brüssel im Jahre 1619, so entfiel auch hier den aufrührerischen Dekanen der Muth, als sie Ernst sahen. Kaum war Caracena im Schlosse angekommen, so erschien der Ma-

gistrat und versicherte ihn seiner unbedingten Treue und Ergebenheit, die Dekane überreichten ihm eine Supplik, in der sie baten, das Geschehene zu vergeben, und erklärten, daß sie bereit seien, sich den Urtheilen des Rathes von Brabant ohne Rückhalt zu unterwerfen. Darauf wurde ihnen denn auch eine feierliche Vergebung zugesichert, nachdem vorher der Herzog von York und die übrigen Prinzen, sowie der Bischof von Antwerpen, gefolgt von der ganzen Geistlichkeit und dem langen Zuge aller Bewohner der zahlreichen Klöster der Stadt, um Gnade für sie gebeten hatten. Alle diejenigen jedoch, welche in den Urtheilen des Rathes von Brabant begriffen waren, so wie mehre andere Individuen, gegen die eine neue Untersuchung eingeleitet wurde, waren von der Amnestie ausgenommen. Außerdem mußten die Dekane selbst alle von ihnen begangenen ungesetzlichen Acte für solche erklären und vernichten, alle durch die Plünderungen Beschädigten schadlos gehalten und ein neues Reglement für ihre innere Verfassung, in der die Befugnisse der Dekane beschränkt waren, von der Stadt angenommen werden. Nachdem die Demüthigung so vollkommen war, ging die gerichtliche Procedur von Neuem an. Der Rath von Brabant ließ eine besondere Instruction über die letzten aufrührerischen Vorfälle beginnen und alle Mitglieder desselben kamen gegen Ende October (29.) nach Antwerpen, wo sie in dem großen Saale des Stadthauses eine feierliche und öffentliche Sitzung hielten. Die Angeklagten wurden vernommen, sie selbst und die Rechtsbeistände, die man ihnen gegeben, in ihrer Vertheidigung gehört und das Volk zu allen Verhandlungen zugelassen. Darauf sprach der

Rath das Todesurtheil gegen fünf der Beschuldigten aus, von denen drei, nachdem Caracena die beiden andern begnadigt hatte, auch am andern Tage (30) in Gegenwart sämmtlicher Gilden, die zur Aufrechthaltung der Ordnung die Waffen genommen hatten, auf dem Platze vor dem Stadthause gehängt wurden. Nachdem so der Strenge durch den Strang genug gethan war, rief der Statthalter die verbannten Dekane aus dem Exil zurück und gab ihnen ihr confiscirtes Gut wieder, mit Ausnahme des Jehan Molyn, des Dekans der Schifferzunft, der die Gewaltthätigkeiten gegen des Königs Gerichtsboten verübt, als sie kamen, das Urtheil des Raths von Brabant zu vollziehen.

Um dieselbe Zeit hatten in Brüssel Unruhen stattgefunden, die aber so wie die des Jahres 1675 einen ganz verschiedenen Charakter tragen. Die innere Verwaltung der Stadt litt an mehren Gebrechen, die zum Theil Folgen ihrer mangelhaften Organisation waren. Seit lange schon war das städtische Finanzwesen in großer Unordnung, die Steuern, aus denen die Bedürfnisse der Stadt bestritten wurden, hatten bedeutend erhöht werden müssen, und außer ihrem hohen Betrage lastete noch eine große Unregelmäßigkeit und Willkür in ihrer Vertheilung und Erhebung auf der Bevölkerung. Die Beaufsichtigung von Seiten des Magistrats war höchst mangelhaft und mehr als einmal schon hatte man einzelne Mitglieder desselben großer Fahrlässigkeit, ja des Einverständnisses mit den Steuerempfängern beschuldigt, in Folge dessen die Ungesetzlichkeiten und Erpressungen der letzteren ohne alle Bestrafung blieben. Diese Anschuldigungen mögen gewiß nicht ohne Grund gewesen

sein, ein großer Theil des Uebels kam aber auch von dem Verfahren her, das man bei der Erhebung der Steuern befolgte. Die meisten der letztern waren nämlich in Pacht gegeben, was allerdings einzelne Vortheile darbot, aber dem Interesse der Steuerpflichtigen durch die Willkür der Steuerpächter, die meistens Zöllner im schlimmsten Sinne des Worts waren, viel Nachtheil brachte. Alle Folgen dieses Systems, wie sie sich in Rom unter der Republik und in Frankreich während der letzten Monarchie gezeigt hatten, machten sich auch hier, freilich in geringerer Ausdehnung, fühlbar. Das Volk war unzufrieden und verfolgte mit seinem bittersten Hasse diese Blutsauger, die sich auf seine Kosten bereicherten. Die Nationen hatten oft schon Beschwerden erhoben, aber eine Abstellung war nur dann möglich, wenn man die Verfassung zu ändern entschlossen war. Nach derselben war der Magistrat, mit Ausschluß der übrigen Glieder des Stadtkörpers, im Besitz des Rechtes, die Bedingungen der Verpachtungen der Steuern zu regeln, und so lange dies Recht ohne alle Aufsicht und Theilnahme von Seiten des breiten Rathes und der Nationen ausgeübt wurde, war an keine gründliche Abhülfe zu denken. Eine solche Aenderung aber war eine schwierige Sache, zu der vor allem die Zustimmung der Regierung nöthig gewesen wäre, und diese Zustimmung wäre schwerlich gegeben worden, denn das Interesse der Regierung und ihre beständige Politik war, den Magistrat in seinen Befugnissen aufrecht zu erhalten und dieselben vielmehr auszudehnen als zu beschränken, um so in ihm ein Gegengewicht gegen das so mächtige demokratische Element im Stadtregiment zu haben. Die-

ser Umstand entging den Nationen nicht, er steigerte aber, wie man sich leicht denken kann, ihre Unzufriedenheit, die sich zu wiederholten Malen, besonders aber in den Jahren 1657 und 1675 auf sehr energische und für die öffentliche Ruhe gefährliche Weise Luft machte. Ein Steuerpächter, Kaspar Thonis, hatte sich durch seine übertriebene Strenge und Rücksichtslosigkeit allgemeinen Haß zugezogen. Da alle Versuche, Abstellung ihrer Beschwerden zu erhalten, ohne Erfolg geblieben waren, griffen die Nationen endlich zu ihrem letzten so oft angewandten Mittel, der Steuerverweigerung. Im Juni 1657 hatte der Magistrat sie zur Bewilligung des sogenannten Gigot, einer Abgabe von einem halben Liard von jedem in Brüssel verschenkten Topf Bier, deren Ertrag zur Bestreitung der städtischen Ausgaben verwendet wurde, berufen. Kaum sind sie versammelt, so erheben sie, anstatt sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, heftige Klagen gegen den mit Thonis abgeschlossenen Pachtkontrakt und verlangen, daß er zurückgenommen werde. Eher sei an eine Bewilligung der Steuer nicht zu denken; der Magistrat sucht zuerst zu unterhandeln, als aber die Nationen jede Verständigung verweigern, will er ihre Sitzung vertagen. Darauf aber geht keiner von ihnen ein, alle vielmehr sprechen aus, sie würden nicht eher auseinandergehen, als bis man ihre Beschwerden gehört und Abhülfe geleistet habe. Zugleich erklären sie sich permanent und lassen Lebensmittel und alles zum längeren Aufenthalt in die Säle des Stadthauses schaffen, in denen sie unter Lärmen und Geschrei der auf dem großen Platz versammelten Volksmenge die Nacht zubringen. Alle Versuche des Magistrats, sie zu

beschwichtigen, scheiterten, und am andern Morgen sieht er sich genöthigt, allen Forderungen der Dekane nachzugeben, um einen Aufstand zu vermeiden. Dessenungeachtet aber finden Unordnungen statt, das Haus des Thonis wird geplündert und verwüstet und nur die kräftige Dazwischenkunft des Ammans, der an der Spitze einiger zu den Serments gehörigen Musquetiere, die Haufen auseinandertrieb, verhütet größeres Unheil. Der Rath von Brabant ließ, als Alles beendigt war, eine gerichtliche Untersuchung anstellen, in Folge deren zwei der Hauptmeuterer zum Tode verurtheilt wurden. Don Juan von Oesterreich, der Generalstatthalter, aber begnadigte sie und verhinderte auch, aus politischen Gründen, wie er sagte, jede Bestrafung der Dekane, die der Rath von Brabant verlangte. Von noch ernsterer Natur waren die Vorfälle des Jahres 1675. Die Erpressungen des Steuerpächters der tonlieux hatte zu allgemeinen Klagen Anlaß gegeben, die Abgabe selbst, welche in einer Art Marktsteuer, die zu Gunsten des Staats von allen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt zum Kauf ausgestellten Lebensmitteln erhoben wurde, bestand, war vor kurzem zu größter Unzufriedenheit der Bevölkerung erhöht worden, und als nun noch die Plackereien von Seiten der Zöllner hinzukamen, war des Murrens kein Ende. Die Nationen machten sich wie gewöhnlich zum treuen Echo dieser Misstimmung. Im Februar dieses Jahres wurden sie versammelt, um den Gigot zu bewilligen, aber nur vier von ihnen votirten dafür, die übrigen fünf verweigerten die Abgabe. Der Magistrat glaubte darauf keine Rücksicht nehmen zu dürfen, da nach den Reglements von 1545, 1586 und 1619 in

allen Fällen, wo die beiden ersten Glieder des Stadtkörpers und vier von den neun Nationen eine Proposition angenommen hatten, die übrigen, auch wenn sie dagegen stimmten, durch das Votum gebunden sein sollten. Diese Regel mußte hier ihre Anwendung finden, denn der Magistrat und der breite Rath hatten den Gigot bewilligt. Als der erstere demgemäß das Votum der Steuer als Resultat der Abstimmung proklamiren und dem Gebrauche gemäß den Nationen dafür seinen Dank abstatten wollte, erhoben sich die fünf opponirenden und erklärten, daß sie sich dem widersetzten, das Glied der Nationen habe seine Zustimmung nicht gegeben, der Magistrat wolle ihnen Gewalt anthun, es sei wider ihre Privilegien sie so, ihrem Willen entgegen, zu einer Abgabe zu verpflichten, der Magistrat habe seine Befugnisse überschritten und das verdiene Bestrafung. Und damit ihm diese auch sogleich zu Theil werde, verurtheilten diese fünf Nationen, die als solche nur einen Theil des Stadtkörpers bildeten, das ganze erste Glied desselben, den Magistrat, in eine Geldstrafe. Vergebens zeigte man ihnen die Gesetzlosigkeit und unerhörte Eigenmächtigkeit dieses Verfahrens, sie blieben darauf bestehen, erklärten sich permanent und installirten sich auf dem Stadthause, das der Magistrat zu verlassen genöthigt wurde. Kaum verbreitete sich die Kunde von diesen Vorgängen unter dem Volke, als von allen Seiten die Menge hinzuströmte und durch Geschrei, Toben und Demonstrationen aller Art den fünf Nationen ihren Beifall und Billigung zu erkennen gab. Die Regierung fand sich diesen Bewegungen gegenüber fast machtlos, der Feind hielt einen Theil der Provinzen besetzt, was an Truppen dis-

ponibel war, war im Felde beschäftigt, die Städte waren seit mehren Jahren schon den größten Theil der Zeit über von Garnison entblößt, meist sich selbst überlassen, momentan wieder mit Besatzung überfüllt, allen Wechselfällen des Krieges preisgegeben und unter den Lasten desselben fast erliegend. In einer solchen Lage konnte der Generalstatthalter, der Herzog von Villa Hermosa, nicht daran denken, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er mußte den Sturm zu beschwören suchen; sich ihm zu widersetzen, war er nicht im Stande, er wäre von ihm fortgerissen worden. In diesem Sinne handelte er, der Pächter der tonlieux wurde vor den Rath von Brabant citirt, um über sein Verfahren Rechenschaft zu geben, und nach kurzer Instruction seiner Stelle entsetzt und Alles, was er ungesetzlich erhoben hatte, herauszugeben genöthigt. Außerdem wurden die tonlieux selbst herabgesetzt und den Bewohnern der Stadt mehrfache Exemptionen davon zugestanden. Das alles aber beruhigte die aufgeregte Menge nicht, die fünf Nationen blieben in Permanenz und die Dekrete des Statthalters, die diese Concessionen enthielten, wurden mit Spott und Hohngelächter von der Menge aufgenommen. Der Magistrat, auf das empfindlichste durch das Verfahren der Nationen verletzt, wollte anfangs von Nachgeben nichts hören, als aber seine Gegner, die den Pöbel leiteten, wie sie wollten, das Volk gegen ihn aufregten und zahlreiche Haufen das Stadthaus, wo er sich versammelt hatte, zu stürmen drohten, auch schon den Anfang mit Excessen und Gewaltthätigkeiten aller Art machten, da fiel ihm der Muth und er erklärte sich zu Allem bereit, was die fünf Nationen verlangten, die Bestimmungen des

Reglements des Souveräns über die verpflichtende Kraft des Votums der Majorität des Stadtkörpers für die Minorität aufzuheben und die größte Erniedrigung, die je ihm widerfahren, die Geldstrafe, in die ihn die Nationen verurtheilt hatten, zu bezahlen! Dem Gouvernement blieb nichts übrig, als seinem Beispiel zu folgen und das Maß der Zugeständnisse vollzumachen. Die tonlieux auf die hauptsächlichsten Lebensmittel, die vom Lande in die Stadt gebracht wurden, wurden durch eine neue Verordnung des Generalstatthalters ganz aufgehoben. Nie war der Sieg der Nationen vollkommner, nie die Demüthigung der Regierung und des Magistrats größer gewesen. Es ließ sich voraussehen, daß die ersteren das einmal erlangte Uebergewicht auch ferner geltend zu machen suchen würden. Eine Gelegenheit dazu bot sich bald dar, und eine um so günstigere, als die Regierung, der Form nach, offenbar im Unrecht dabei war. In Folge der allgemeinen Verhältnisse, besonders des lange andauernden Kriegszustandes, waren die Hülfsmittel des Schatzes erschöpft und die Regierung befand sich seit längerer Zeit schon in drückender Geldnoth. Als alle Versuche, die leeren Kassen zu füllen, ohne Erfolg geblieben, nahm sie zu einem Mittel ihre Zuflucht, das nur der äußerste Drang der Umstände entschuldigen konnte, da es in der That durchaus gesetzwidrig war. Sie hatte von den Ständen außerordentliche Steuern verlangt und der Adel und die Geistlichkeit hatten sie auch bewilligt, anstatt aber, wie sie es mußte, auch die Zustimmung des dritten Standes einzuholen, ließ sie die bewilligten Beträge sogleich und ohne Weiteres auf dem Lande erheben. Wahrscheinlich fürchtete sie eine abschlä-

gige Antwort von Seiten der Städte, oder das Bedürfniß war zu dringend, um länger warten zu können. Jedenfalls war die Maßregel der Verfassung durchaus zuwider und nur die Unmöglichkeit, in der sich die Landgemeinden befanden, Widerstand zu leisten, ließ sie zu faktischem Vollzuge kommen. Obgleich nun die Städte nicht unmittelbar davon berührt wurden, denn in keiner derselben war die Steuer erhoben worden, so brachte sie doch die Rechtsverletzung, die dadurch begangen wurde, in großen Zorn und wie öfter schon gingen die Nationen zu Brüssel den übrigen in den Aeußerungen desselben voran. Als man sie im September 1680 zur Bewilligung des Gigot zusammenberief, remonstrirten sie auf das Heftigste gegen die unrechtmäßigen Steuererhebungen auf dem Lande. Wie gewöhnlich erklärten sie sich für permanent, es kam von Neuem zu den bedauerlichsten Auftritten, Plünderungen und Unordnungen aller Art, und die Aufregung hörte erst auf, als der Generalstatthalter, der Rath und die beiden ersten Stände von Brabant ihnen die feierlichsten Zusagen gegeben hatten, daß man von aller weiteren Erhebung sogleich abstehen, die schon gezahlten Summen wiedererstatten und den dritten Stand um die Bewilligung der Steuer angehen wolle.

Die so mit Mühe hergestellte Ruhe war indessen nicht von langer Dauer. Gegen Ende Januar des folgenden Jahres, 1681, gelangten die Propositionen der Regierung, wegen der Steuern, an die Stände. Die beiden ersten bewilligten sie ohne Schwierigkeit, der Magistrat und der breite Rath des Brüsseler Stadtkörpers thaten dasselbe, die Nationen verwarfen sie unter dem

Vorwande, daß das Gouvernement zu viel Exemptionen von der Steuerpflichtigkeit an Personen, die dazu weniger berechtigt seien, ertheilt habe. So lange dieser Misbrauch nicht abgestellt würde, könnten sie nichts bewilligen. Außerdem verlangten sie, daß die Steuern erst von dem Tage an laufen sollten, wo sie von dem dritten Stande votirt seien. Da alle Versuche, sie davon abzubringen, vergebens blieben und man weder Mittel noch Macht hatte, sie zu zwingen, so gab die Regierung am Ende nach und stellte einen Act aus, in dem sie völlige Gleichheit aller Unterthanen in Bezug auf die Abgabenpflichtigkeit aussprach und die Verbindlichkeit der Steuern erst von dem Tage an datirte, wo die Städte sie bewilligt hätten. In Folge dieser Zugeständnisse fand das Votum aller gestellten Forderungen ohne Schwierigkeit statt.

Unterdessen war ein Wechsel in der Statthalterschaft eingetreten. Gegen Ende des Jahres 1680 hatte der Prinz von Parma, Alexander Farnese, die Zügel der Regierung an der Stelle des Herzogs von Villa Hermosa, der nach Spanien zurückkehrte, übernommen. Unter den Angelegenheiten, die ihm sein Vorgänger unbeendigt hinterließ, war besonders eine sehr schwieriger Art, welche schon in den ersten Zeiten seiner Verwaltung Veranlassung zu höchst unangenehmen Verwickelungen mit den Nationen wurde. Im Jahre 1679, im Augenblick einer höchst drückenden Geldverlegenheit der Regierung, hatte dieselbe eine außerordentliche Subsidie von 800,000 Fl. von den Staaten verlangt, die ihr auch von den beiden ersten Ständen zugestanden, von dem Stande der Städte aber verweigert war. Da man aber um jeden Preis

sich Hülfsmittel verschaffen mußte, so hatte der Statthalter mehre Hunderttausend Gulden auf diese Subsidie aufzunehmen gesucht und sie auch erhalten, ehe das dritte Glied seine abschlägige Antwort gegeben. Als diese bekannt wurde, geriethen natürlich die Darleiher in große Unruhe wegen der Sicherheit ihrer Capitale und drängten den neuen Statthalter seit seiner Ankunft, sich die fehlende Zustimmung des dritten Standes zu verschaffen. Der Regierung mußte zu viel daran gelegen sein, ihren Credit aufrecht zu erhalten, damit ihr in ähnlichen Fällen eine ähnliche Zuflucht offen bliebe, um diesem Verlangen nicht nachzukommen; sie berief daher im Monat März 1681 die Glieder desselben und ging sie um nachträgliche Bewilligung der 800,000 Fl. an. Aber die Nationen schlugen sie trotz aller Bitten und Vorstellungen rund ab.

Der Prinz von Parma, energischerer Natur als seine Vorgänger und die Gefahr erkennend, welche das beständige Nachgeben an den Willen der Nationen dem Ansehn und der moralischen Kraft der Regierung bringen müßte, entschloß sich einen andern Weg, als den in den letzten Jahren befolgten, einzuschlagen. Es war ihm besonders darum zu thun, den Zünften und der ganzen opponirenden Bürgerschaft die vollkommene Unabhängigkeit der Regierung und daß es in ihrer Macht stehe, den Interessen jener, sobald sie es wolle, den größten Schaden zuzufügen, vor die Augen zu führen. Deshalb ließ er der Stadt erklären, daß er, der beständigen Reibungen und Streitigkeiten mit den Nationen müde, sich entschlossen habe, den Sitz der Regierung und aller höhern Verwaltungsbehörden, der sogenannten conseils

latéraux von Brüssel nach Gent zu verlegen. Das war ein Donnerschlag für die Bevölkerung. Ohne eigenthümliche Industrie oder sonstige bedeutendere Erwerbsquellen, hatte sich der Wohlstand der Stadt seit den Tagen der Herzöge von Burgund dadurch gebildet und zu bedeutender Höhe emporgeschwungen, daß sie Residenz der Souveräne oder, seit der spanischen Herrschaft, ihrer Stellvertreter geworden war. Der Adel aller Provinzen hatte angefangen, sich in ihr zu fixiren, die Ausgaben eines reichen, mit großem traditionnel gewordenen Luxus gehaltenen Hofes, die Menge von Fremden, die er anzog und oft zu längerem Aufenthalt fesselte, die Vermehrung des Verkehrs und aller Beziehungen, das Alles hatte Reichthum und Wohlsein in allen Klassen verbreitet, und nun sollten ihnen alle diese Vortheile auf einmal entzogen werden. Am meisten wurden die beiden ersten Glieder des Stadtkörpers durch diesen Entschluß in Schrecken gesetzt; hatte der Statthalter einmal Brüssel verlassen, so mußten sie mit Recht fürchten, daß sie die ersten Opfer der dann unvermeidlich werdenden Bewegung und des ersten Ausbruchs des Zorns der in ihrer Existenz bedrohten unteren Volksklassen würden. Deshalb thaten sie Alles, um den Prinzen zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Der Magistrat und der breite Rath thaten vereinigt Schritte bei ihm, sie setzten ihm die Folgen seines Entschlusses, wenn er zur Ausführung käme, auseinander und boten ihm, um den Zweck, den er sich vorsetzte, die Demüthigung der Nationen zu erreichen, die wirksamste Unterstützung an. Er solle Truppen, eine starke Besatzung in die Stadt kommen lassen, sie wollten aus ihren eigenen Mitteln alle Un-

terhaltungs- und sonstigen Kosten bestreiten, das würde eben so großen Eindruck hervorbringen, die treuen Unterthanen des Königs, die der Abzug der Regierung in ein sicheres Unglück stürzen müsse, gegen die Unruhestifter schützen und vor allen den widerspenstigen Dekanen allen Muth zu fernern Widersetzlichkeiten benehmen. Farnese ging auf diesen Vorschlag ein, 1800 Mann Infanterie und 800 Mann Cavallerie, eine für die damaligen Verhältnisse durchaus hinreichende Truppenmacht, um die Bürgerschaft im Zaume zu halten, rückten in Brüssel ein (23. April 1681). An Aufstand und Plünderung, die gewöhnlichen bei den Nationen so beliebten Schreckmittel, war nun nicht mehr zu denken, im Gegentheil, Befehle zu gerichtlicher Untersuchung wurden gegeben und ein Dekan, der der Gärtnerzunft, sogar ins Gefängniß gesetzt. Die Einschüchterung war in kurzer Zeit vollkommen und der Magistrat konnte nun den Statthalter um Schonung und Nachsicht bitten und ihm die Erlassung einer allgemeinen Amnestie vorschlagen. Farnese zeigte sich auch dazu geneigt, nur knüpfte er die Gewährung dieser Bitten an einige in der innern städtischen Verfassung vorzunehmende Aenderungen. Keine Versammlung der Nationen, selbst die in ihren Gewerksstuben, sollte ohne die Erlaubniß des Magistrats stattfinden und der Amman oder sein Lieutenant bei jeder derselben, welches auch ihr Gegenstand sei, zugegen sein, der Rath von Brabant, sowie der Magistrat über die strenge Befolgung dieser Verordnung wachen und im Uebertretungsfalle gerichtlich gegen die Nationen verfahren lassen. Die Dekane weigerten sich jedoch, sich zur Beobachtung dieser Bestimmungen eidlich zu verpflichten,

und der Prinz, anstatt darauf zu bestehen, gab nach, so daß die Amnestie ohne alle Bedingungen erfolgte.

Dieser Mangel an Consequenz von Seiten der Regierung, verbunden mit der Schwierigkeit und dem Nothstande der allgemeinen Lage des Landes, führte wenige Jahre darauf neue Streitigkeiten mit den Nationen herbei. Die beständigen Finanzverlegenheiten, in denen man sich befand, hatten eine neue Erhöhung der Zölle, besonders der Eingangs- und Ausfuhrsteuern, nöthig gemacht, die von den Handel und Gewerbe treibenden Klassen mit großer Unzufriedenheit und Murren aufgenommen war. Als die Nationen im December 1684 zur Bewilligung des Gigot zusammenberufen wurden, verlangten sie in Antwerpen sowohl wie in Brüssel die Aufhebung dieser Maßregeln und erklärten, nicht eher auseinandergehen zu wollen, als bis man sie zurückgenommen habe. Der hauptsächlichste Sitz des Misvergnügens war in Brüssel; um dem Ausbruche der bei diesen Gelegenheiten gewöhnlichen Unordnungen zuvorzukommen, ließ der Marquis von Grana, der dem Prinzen von Farnese in der Statthalterschaft gefolgt war, einen Theil der Garnison unter die Waffen treten. Die Aufregung wurde aber nur größer dadurch, und am Abend des 17. December, eines Sonntags, drang der Pöbel in den Sitzungssaal des Magistrats und ergoß sich in Schmähungen und drohende Schimpfreden gegen die anwesenden Mitglieder desselben. Diese, erschreckt und für ihr Leben fürchtend, fertigten in der Eile eine Botschaft an den Commandanten der Stadt ab und ließen um den Schutz und Beistand der Truppen bitten. Ein starkes Detachement der letzteren erschien auch ohne Verzug, wurde aber, als

es den großen Platz vor dem Rathhause, auf dem, einem sehr alten Herkommen nach, nur die Serments in Waffen erscheinen konnten, betrat, von den wüthenden Haufen mit Hohngeschrei und Steinwürfen und von dem Serment, welcher die Wache des Stadthauses hatte, mit Flintenschüssen empfangen. Der Gouverneur, der sich an der Spitze der Soldaten befand, suchte dessenungeachtet vorzudringen, aber vergebens, man schoß nicht allein aus dem Rathhause, sondern auch aus allen den Platz umgebenden Häusern auf ihn und die Truppen, sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet, eine große Anzahl seiner Leute außer Kampf gesetzt, die einen todt, die andern verwundet, und nur mit Mühe gelang es ihm sich und den Rest in Sicherheit zu bringen. Kaum hatten sich die Soldaten zurückgezogen, so wurde der Aufstand allgemein, alle Straßen, die zum Stadthause führten, wurden mit Ketten gesperrt, in wenigen Stunden waren mehr als zehntausend Bürger unter den Waffen, überall bereitete das Volk sich auf Widerstand vor und Brüssel glich während der Nacht und am folgenden Tage dem Lager eines kampffertigen Heeres am Vorabend einer Schlacht. Was an disponiblen Truppen in der Stadt war, wurde, zur Deckung des Schlosses und der Regierungsgebäude, um den Park zusammengezogen, wo der Statthalter, die Minister und die Generale Rath hielten über das, was zu machen sei. Man wollte zuerst angreifend zu Werke gehen und zu diesem Ende Verstärkungen aus den zunächst gelegenen Garnisonen herbeiziehen, aber der Aufruhr war so angewachsen und die Lage so drohend geworden, daß man eine Katastrophe fürchten mußte, ehe die Truppen

Zeit gehabt hätten, herbeizukommen. Der Pöbel raste durch die Straßen, beging Excesse aller Art und die Gilden, die Waffen im Arm, sahen zu und ließen gewähren. Nachgiebigkeit konnte, für den Augenblick wenigstens, allein einen Ausweg aus der Gefahr darbieten. Der Magistrat war im Stadthaus so gut wie gefangen gehalten; außer Stande, sich selbst zu schützen, ohne Hoffnung auf Beistand der Regierung, war er in der Gewalt der Nationen, die ihn wenigstens vor den Mishandlungen der rohen Menge bewahrten. Man hatte die Erlaubniß, die Bürgercompagnien zu versammeln und die wichtigsten Plätze der Stadt von ihnen besetzen zu lassen, von ihm verlangt und er hatte sie gegeben. Es ist dies für den Geist der ganzen Bewegung höchst charakteristisch. Die Bürgerschaft will die Zurücknahme einiger ihr lästigen Zollmaßregeln ertrotzen, eine Sache also, die mit eigentlich städtischen Rechten und Freiheiten nichts zu thun hat, vielmehr politischer Natur ist und das ganze Land betrifft; sie ergreift zu diesem Ende die Waffen und hetzt den Pöbel auf, um der Regierung Furcht zu machen und sie zum Nachgeben zu bewegen. Den Magistrat hat sie in ihrer Gewalt, sie ist Herrin der Stadt, und doch beobachtet sie pünktlich alle von der Verfassung vorgeschriebenen Formen, sobald es sich um Dinge handelt, die dem Gesetze nach zu den Befugnissen ihres Gefangenen, des Magistrats, gehören. Die Dekane übten den unbedingtesten Einfluß auf die Gilden und die Bürgercompagnien, ein Wort von ihnen reichte hin, um jene die Waffen ergreifen und agiren zu machen, wie sie es wollen, und doch thun sie nichts, ohne vorher, wie das Gesetz es verlangte, den Magistrat um

seine Autorisation gebeten zu haben. Welche sonderbare Mischung von Willkür und Gewaltthätigkeit mit strengster Beachtung gesetzlicher Formen!

Der Statthalter und die um ihn versammelten höchsten Staatsbeamten mußten wünschen, der Lage, in der sie sich befanden, so schnell als möglich ein Ende zu machen. Da man zu allen Concessionen entschlossen war, so konnte es sich nur noch darum handeln, die für das Ansehn der Regierung schonendste Form zu finden, unter der die Zugeständnisse zu machen seien. Man kam überein, daß einige der beim Volke beliebtesten Mitglieder des hohen Adels, der Prinz von Vaudemont, der Herzog von Aerschot und andere sich auf das Stadthaus begeben und den Nationen ihre Ueberzeugung ausdrücken sollten, daß der Statthalter die verlangte Herabsetzung der Zölle bewilligen würde, sobald er vom Magistrat und in der entsprechenden Weise darum angegangen würde. Dieser Ausweg war Allen erwünscht, die Dekane nahmen ihn mit der größten Bereitwilligkeit an, der Magistrat, den ersten Bürgermeister an der Spitze und von einem Deputirten aus jeder Nation begleitet, begab sich in den Palast und ließ durch den Rathspensionnair der Stadt eine ehrerbietige Supplik verlesen, in der er um Aufhebung der letzten Zollerhöhungen bat. Der Statthalter bewilligte das gehorsame Gesuch auf das Gnädigste, die Dekane zogen sich erfreut über den Empfang, der ihnen geworden, zurück, die in den Straßen versammelte Menge erfüllte die Luft mit Freudengeschrei, als die Nachricht von diesem Ausgang zu ihr gelangte, die Nationen verließen das Stadthaus, die Bürger von den Gilden und Compagnien zogen den

Waffenrock aus und legten Sturmhaube und Arkebuse bis zum nächsten Aufstande in den Schrank, und am andern Tage schon war jede Spur der Bewegung, die diese Tausende noch eben erschüttert hatte, verschwunden. Die Regierung aber vergaß nicht so schnell. Als de Grana über diese Vorfälle nach Madrid berichtete, gerieth Karl II. in heftigen Zorn, er sah den Abgrund, an den die von Neuem sich erhebende Macht der Nationen seine Herrschaft in den Niederlanden an ihrem Hauptsitze, in Brüssel geführt hatte. Um der Gefahr bei Zeiten vorzubeugen und den Muth dieser trotzigen Bürger zu brechen, kam er auf Farnese's Idee zurück und gab dem Statthalter den Befehl (Mai 1685), den Sitz der Regierung, ohne Aufschub und ohne auf die Vorstellungen der Stände oder des Magistrats zu hören, von Brüssel nach Gent zu verlegen. De Grana schickte sich an ihn auszuführen, schon waren alle Maßregeln getroffen und der Umzug sollte beginnen, da ereilte ihn der Tod, er starb plötzlich auf dem Schlosse zu Mariemont am 19. Juni 1685. Sein Nachfolger wußte den König zum Aufgeben eines Vorhabens zu bewegen, das, wäre es zur Vollziehung gekommen, den größten und umgestaltendsten Einfluß auf alle innere Verhältnisse der Niederlande hätte ausüben müssen.

Die Schwäche der Regierung während der letzten Lebensjahre Karls II., die fortwährenden Kriege, deren hauptsächlichster Schauplatz die belgischen Niederlande waren, die Unsicherheit der Zukunft, das Ungewisse des politischen Schicksals der Provinzen bei dem Tode des Königs, alle diese Umstände zusammengenommen brachten eine Gespanntheit der öffentlichen Stimmung in den

letzten Jahren des 17. Jahrhunderts hervor, die ihre nachtheiligen Wirkungen auch in den städtischen Verhältnissen äußerte. Der Geist der Widersetzlichkeit und eines trotzigen Bestehens auf oft eingebildete Rechte, übertriebene Forderungen und Ansprüche auf Freiheiten und Gewalten, die mit den Interessen und Pflichten des allgemeinen Staatsverbandes unverträglich waren, griffen unter der städtischen Bevölkerung immer weiter um sich. Die Regierung war außer Stande, der weiteren Verbreitung dieser Stimmung kräftigen Widerstand zu leisten; seit lange schon fehlte es ihr weniger an Willen als an Macht dazu. Ohne Kraft, das demokratische Element sich unterzuordnen und die Energie und reichen Mittel aller Art, die es in sich schloß, in einer für alle nützlichen Bahn zu leiten und dem allgemeinen Wohl dienstbar zu machen, ließ sie es die meiste Zeit eben gehen, wie es ihm gefiel, und wenn dadurch einer der Conflicte, die wir erzählt haben, herbeigeführt wurde, suchte sie durch Unterhandlungen, bei denen sie im voraus zu den größten Zugeständnissen geneigt war, und Nachgeben sich augenblickliche Ruhe zu verschaffen und die tobende Menge zu beschwichtigen, ohne sie dadurch für immer zu entwaffnen, im Gegentheil die Lust in ihr rege machend, bei der nächsten Gelegenheit sich der Mittel, die einen so guten Erfolg gehabt, wieder zu bedienen. Es kann nicht auffallen, daß bei einer solchen Lage im Schoose der Städte die Erinnerungen an die Zeiten früherer Freiheit und Herrschaft lebhafter als je sich regten und der Wunsch in dem thätigsten und lebendigsten Theil der Bürgerschaft, in den Zünften aufkam, die seit bald zwei Jahrhunderten verlorenen Rechte und Privilegien in ih-

rem ganzen Umfange wieder zu erwerben. Von diesem Gesichtspunkte aus erklären sich die Bewegungen, welche in Brüssel am Ende des 17. Jahrhunderts unter der Statthalterschaft Maximilian Emanuels, Kurfürsten von Baiern stattfanden und die zu den merkwürdigsten und interessantesten Ereignissen gehören, welche die Geschichte des Städtewesens in Belgien überhaupt aufzuweisen hat.

Seit langer Zeit genährt, von den äußern Umständen begünstigt, war das Verlangen, die alte Herrlichkeit der Zünfte wiederherzustellen, gegen das Jahr 1698 auf den höchsten Grad gestiegen. Das Volk, durch den Ryswicker Frieden kaum von den Lasten und Plagen eines achtjährigen Krieges befreit, dachte an nichts, als seine alten Privilegien, seine ausgedehnten Rechte und Freiheiten, sei es durch Kampf oder auf gütlichem Wege wieder zu erringen. In allen Versammlungen, an allen öffentlichen Orten, wo die Mitglieder der Zünfte sich zusammenfanden, war nur davon die Rede, und die Dekane, wie immer, so auch hier wieder, das treue Echo dessen, was die Gemüther ihrer Mitbürger erfüllte, nährten und unterhielten auf alle Weise diese Stimmung und suchten sie so zu steigern, daß der Ausbruch einer Bewegung möglich wurde. Alle Mittel, diesen Zweck zu erreichen, erschienen gut und erlaubt und mehr als eines wurde angewandt, das vor keinem, selbst dem nachsichtigsten Richterstuhl gerechtfertigt werden kann. Es mußte den Nationen daran gelegen sein, vor allen Dingen den ganzen Umfang der städtischen Rechte, und besonders derer der Zünfte, wie er allmälig durch Charten und Freibriefe der Souveräne gebildet war, kennen zu lernen. Der größte Theil dieser Urkunden war noch im Origi-

nal vorhanden und wurde in einem besondern Archiv aufbewahrt, aber nach altem Recht konnte Niemand Zugang dazu erhalten, außer mit besonderer Erlaubniß und Autorisation des Magistrats. Dieser Umstand erschwerte es den Dekanen außerordentlich, Kenntniß von diesen ihnen so wichtigen Schätzen zu nehmen. Da der Magistrat den Gebrauch, den sie davon machen wollten, nur zu gut kannte, so versagte er mit Strenge und Beharrlichkeit jede Einsicht derselben. Nun war im Jahre 1695, als Brüssel während beinah drei Tagen, 13–15. August, von der französischen Armee unter dem Marschall Villeroi bombardirt wurde, der Thurm des Zunfthauses der Goldschmiede, den Spiegel genannt, sehr beschädigt worden. In diesem Thurm befand sich ein Gewölbe, das in wohlverschlossenen Koffern die Charten und Privilegien der Nationen enthielt. Kaum war der Feind abgezogen, so beeilten sich die Boetmeester das Gewölbe zu öffnen, um sich von dem Zustande der Dokumente zu überzeugen. Sie erhielten dazu die Erlaubniß des Magistrats, der die ganze Untersuchung leitete. Die Charten wurden unversehrt gefunden, und da der Thurm am Spiegel unterdessen eingestürzt war, so wurde auf Befehl des Magistrats ein neuer feuerfester Koffer mit neun Schlössern gebaut, sämmtliche Papiere der Nationen darin niedergelegt und das Ganze wohlverschlossen auf das Zunfthaus der Fischhändler gebracht, um dort aufbewahrt zu werden. Ein jeder der neun Boetmeester der Nationen erhielt einen dieser Schlüssel, den er, wenn seine Functionen aufhörten, seinem Nachfolger zustellen mußte; zugleich aber verbot der Ma-

gistrat auf das Strengste, den Koffer zu öffnen, ohne daß er die Erlaubniß dazu ertheilt hätte.

Obgleich nun während des Umzugs der Archive sich wol Gelegenheit gefunden hätte, Abschriften wenigstens von den wichtigsten Urkunden zu nehmen, so hatte doch Niemand unter dem Wirrwarr und der Kriegsangst der hartbedrängten und fast zerstörten Stadt aus diesen Umständen Vortheil im Sinne der Nationen zu ziehen gedacht. Erst später, als die Richtung, welche die öffentliche Stimmung nahm, das Interesse an diesen Dokumenten von Neuem und stärker als je anregte, kam den Boetmeestern der Gedanke, den ihrer Gewissenhaftigkeit anvertrauten Depot für die Bestrebungen ihrer Genossenschaften zu benutzen. Im August 1698 verabredeten sie mit den Dekanen eine heimliche, ohne Vorwissen des Magistrats anzustellende Untersuchung der Archive. Ein Dekan, van der Putten, der eifrigste Förderer des ganzen Werkes, begab sich mit einem Notar und dessen Schreibern auf die Zunftstube der Fischhändler, die neun im Dienst befindlichen Boetmeester öffneten in seiner Gegenwart den wohlverwahrten Koffer und der Notar begann mit seinen Gehülfen alle darin befindlichen Urkunden abzuschreiben. Da die Zahl derselben sehr beträchtlich war, so mußte man zu wiederholten Malen dahin zurückkehren, sodaß das Ganze erst im October fertig wurde. Kaum war der theure Schatz in ihren Händen, als die Unternehmer sich beeilten, ihn zu verwerthen. Die wichtigsten unter den älteren Privilegien, die längst in Vergessenheit gerathen oder durch spätere Verordnungen aufgehoben waren, wurden in einem Büchelchen (livret) zusammengedruckt und an alle

Mitglieder der Nationen vertheilt. Da nun das Bekanntwerden der Sache nicht mehr zu verhindern war, die größtmögliche Publicität und Verbreitung dessen, was man gefunden, vielmehr dem Plane, den man verfolgte, durchaus entsprach, so schlug man den Nationen vor, alle Dokumente, von denen man Abschrift genommen, drucken zu lassen. Diese gingen mit Eifer darauf ein, eine Commission, aus van der Putten und zwei andern Dekanen bestehend, wurde mit der Veröffentlichung beauftragt. Die Mitglieder derselben brauchten einen Geistlichen, Ansems, die Urkunden der Zeitfolge nach zusammenzustellen und sie mit geschichtlichen Einleitungen und Uebersichten zu versehen, während ein Advokat die Vorrede und Dedikationen schreiben mußte. Dieses ist der Ursprung eines für die Geschichte Belgiens über alles wichtigen und der reichsten Belehrungen vollen Werkes, das unter dem Namen Luyster van Brabant eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt und für alle genauern Studien der Verfassungsgeschichte dieser Provinzen eine eben so ergiebige wie unentbehrliche Quelle ist. Der Luyster van Brabant erschien in drei Theilen, er ist dem König Karl II. gewidmet, die Dedikation, die in drei verschiedenen Sprachen, auf Flamändisch, Französisch und Spanisch der Sammlung vorangeht, ist unter allem Sonderbaren des Buchs vielleicht das Sonderbarste und ein merkwürdiges Denkmal der Mischung von Trotz und Unterwürfigkeit, listiger Klugheit und naiver Unbefangenheit, die damals den Geist der Nationen und ihrer Führer bildet. „Für Eurer Majestät Dienst, sagen die Dekane in dieser Zueignung, unser Blut und unser Leben zu opfern, ist das Wenigste, was

wir thun können, wenn wir den Schatz unserer Privilegien, der Ordonnanzen und Reglements betrachten, die eben so viele Beweise der Güte und einer wahrhaft väterlichen Zuneigung (unserer Fürsten) sind. Da wir nun so zu einer kindlichen Dankbarkeit verpflichtet sind, so können wir dieselbe nicht besser und kräftiger äußern, als indem wir diesen Schatz in die Hände Eurer Majestät zurückgehen lassen, damit er von denselben ein neues Leben erhalte. Wir hoffen, Sire, daß in diesem Punkte Ew. Majestät uns dieselben Wirkungen wird empfinden lassen, welche das große Element des Meeres auf die Flüsse ausübt. Diese ergießen sich nur darein, um weiter fort zu fließen. So auch unsre Privilegien, Reglements, Ordonnanzen, wenn sie zu dem Organ der Macht und des Ansehens Eurer Königlichen Majestät zurückkehren, so geschieht dies nur, damit sie dort neue Kraft und Stärke erhalten und so in den Stand gesetzt werden, durch alle Kanäle des politischen Körpers von Brüssel und, nach seinem Beispiele, durch die aller andern in den Niederlanden zu fließen." Der Eindruck, den die Erscheinung des Luyster van Brabant hervorbrachte, war groß und von den nachhaltigsten Folgen. Die Bestrebungen der Nationen hatten jetzt einen festen Ausgangs- und Stützpunkt, die Volksstimme, die jene so geschickt zu leiten wußten, konnte sich auf das geschriebene Wort berufen. Daß dasselbe seine Kraft vollkommen verloren oder nicht mehr anwendbar sei, davon wollte Niemand etwas wissen, den Vätern war es gegeben worden, die Väter hatten alle Rechte und Freiheiten, die es ertheilte, besessen, das war in den Augen der Enkel ein hinreichender Grund, um seine fortdauernde

Gültigkeit über alle Zweifel zu erheben. Die Gegenwart wurde mit den Zuständen jener verglichen, was damals recht, nützlich und heilsam gewesen, sollte es noch heute sein, was heute anders war, war Unrecht und ės abzuschaffen Pflicht. Daß die Zeiten sich geändert, Gesinnungen, Bedürfnisse, allgemeine und besondre Verhältnisse nicht mehr dieselben waren, das wurde nicht beachtet. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, machten die Nationen die allersonderbarsten Anforderungen, zu denen sie sich nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet hielten und die nothwendig Widerstand und härteren Zwiespalt als je erregten. Der Kurfürst, dem es vor Allem um Ruhe zu thun war, zeigte sich durchaus geneigt, alles Billige zu bewilligen; aber es war ihm unmöglich, in Allem nachzugeben, ohne den Rechten und Interessen der Regierung den allerwesentlichsten Nachtheil zu bringen.

Schon im September 1698, also noch vor dem allgemeinen Bekanntwerden der im Luyster van Brabant später veröffentlichten Dokumente, hatten die Nationen, wieder bei Gelegenheit der Berathung über den Gigot, dem Kurfürsten eine Bittschrift eingereicht, in der sie ihn auf die vielfachen Misbräuche, die sich bei der Besetzung der städtischen Aemter und Functionen eingeschlichen hatten, aufmerksam machten und verlangten, daß Niemand in Zukunft zu dergleichen Stellen solle zugelassen werden, wenn er nicht vorher durch einen Eid erhärtet habe, daß er, um die Stelle zu erlangen, keine Bestechung ausgeübt, noch Versprechungen gegeben oder Verpflichtungen, in einem bestimmten Sinne zu handeln, übernommen habe. Da die bezeichneten Misbräuche in

der That bestanden und der Magistrat besonders mehrmals durch Mittel aller Art, welche die Oeffentlichkeit scheuten, seinen Interessen ergebene Leute in die Nationen zu bringen gesucht hatte, so versicherte der Kurfürst, daß er in Zukunft Sorge tragen werde, daß dergleichen nicht mehr vorkäme, um so mehr, als die Nationen sich auf einen Artikel der Joyeuse Entrée berufen konnten, die von der Regierung selbst als für Alle verbindliches Grundgesetz anerkannt wurde. Um seinem Versprechen noch mehr Nachdruck und den Nationen eine Art Genugthuung zu geben, ließ er den Magistrat außergewöhnlich erneuern (10. October 1698), zugleich in der Meinung, daß er dadurch allen weitern Demonstrationen der Zünfte zuvorkommen würde. Aber die nächste Zukunft sollte ihm beweisen, wie sehr er im Irrthum war. Als die Dekane, wie gewöhnlich, zusammenberufen waren, um die Liste der Candidaten, aus denen der zweite Bürgermeister und die Rathsmannen der Nationen ernannt wurden, zusammenzusetzen, verweigerten sie sich damit zu beschäftigen, unter dem Vorwande, daß man ihre Privilegien verletzt habe. Als man sie befragte, worin die Verletzung bestände, antworteten sie, unter den Schöffen seien unverheirathete Leute, und das sei den ausdrücklichen Bestimmungen der Charte von 1481 zuwider, die der Erzherzog Maximilian, der Gemahl Mariens von Burgund, ihnen gegeben. Aufgefordert, sich näher darüber zu erklären, begaben sie sich in den Sitzungssaal, wo die Schöffenbank eben versammelt war, und dort holte einer von ihnen eins der Büchelchen, von denen oben die Rede gewesen, hervor und zeigte ihnen den fünften Artikel dieser längst in Verges-

senheit gerathenen Urkunde, in dem es in der That heißt: „Soe es geordineert, dat nemmermeer nyemant in der Stadt van Brüssel Schepen, Borgemeester, Rentmeesteren ocht Guldeken zijn en sal, noch en mach, hy en zy acht-en-twintig Jaer oudt, ocht meer, ende niet min; ende hy en zy, ocht heft geweest in State van Huwelyke." — Der Bürgermeister erwiderte, daß die Charte von 1481 durch die späteren Verordnungen Karls V. und Alberts und Isabellens aufgehoben sei, daß die Nationen geschworen hätten, diese Verordnungen zu beobachten, daß seit zwei Jahrhunderten der Souverän im Besitze des Rechts sei, verheirathete oder unverheirathete Leute, wenn sie die sonstigen Bedingungen erfüllten, zu Schöffen zu ernennen, wie es ihm gefiele; wollten sie ihm dies Recht streitig machen, so hieße das nicht allein dem Fürsten Gesetze vorschreiben, sondern auch dem geleisteten Eide entgegenhandeln. Wollte man auch annehmen, daß das angezogene Privilegium gegründet und auch verbindlich sei, so wäre es doch der Verfassung nicht weniger, als der Billigkeit zuwider, ohne weiteres die Ausschließung der unverheiratheten Schöffen von der Schöffenbank zu verlangen, die Nationen müßten sich vielmehr an den Rath von Brabant wenden, der allein competent sei, zu entscheiden, ob die Charte von 1481 noch Gesetzeskraft habe und ob sie in dem vorliegenden Falle verletzt sei. Der Boetmeester, der das Wort geführt, hielt sich durch diese Widerlegung keineswegs für geschlagen; das Privilegium sei positiv, behauptete er, es sei unnütz, sich an die Gerichte zu wenden, um seine klaren Worte deuten zu lassen, außerdem sei der Rechtsgang zu lang

und zu kostspielig, als daß er in dieser Sache, wo es sich um ein Interesse der Commune handle, eingeschlagen werden könne. Die Sache blieb so für den Augenblick auf sich beruhen. In den Nationen aber stellten die Boetmeester vor, die Ausschließung der Junggesellen durchzusetzen, sei ein Ehrenpunkt für die Zünfte, das Recht, es zu verlangen, sei zu wohl begründet; wolle man es aufgeben, so würden die Gegner der Bürgerschaft die Hand auch bald an andre Privilegien derselben legen, und wenn man diese einfache Sache nicht erlange, wie könne man hoffen andre alte wichtigere Rechte, die ebenfalls in Vergessenheit gerathen seien, wieder zu erneuern. Die Nationen gingen auf diese Gründe ein, die Boetmeester erhielten den Befehl, den Kurfürsten um die Ernennung einer Commission anzugehen, der sie ihre Beschwerden auseinandersetzen könnten. Der Kurfürst kam auch ihrem Verlangen nach und die Commission wurde ernannt.

Vor derselben setzten nun die Abgeordneten der Nationen ihre besondern Gründe, außer den allgemeinen, die sie schon vor den Schöffen angeführt hatten, auseinander. Unverheirathete Leute, sagten sie, besäßen nicht die väterliche Liebe und häusliche Sorgfalt, die den Familienvätern meistens eigen seien und die die letztern deshalb auch auf alle Bürger, die so zu sagen Kinder der Stadt seien, übertragen könnten. Hätten Junggesellen irgend ein Vergehen oder Verbrechen begangen, so sei es ihnen leicht, sich der Strafe zu entziehen, denn gewöhnlich hätten sie nichts, was sie an die Stadt fesselte, und sie könnten deshalb ohne Schwierigkeit heimlich fortgehen und sich anderswo etabliren. Außerdem seien die

öffentlichen Gelder schlecht in Sicherheit, wenn sie sich in den Händen unverheiratheter Beamten befänden, denn nur zu oft seien diese in Unordnung und Verschwendung aller Art befangen, was weniger bei Leuten der Fall sei, die für Frau und Kinder zu sorgen hätten. Vergebens suchte die Commission diese Behauptungen zu widerlegen, die Boetmeester beharrten in ihren Ansichten und verlangten außerdem noch die Anerkennung andrer auf die Besetzung der städtischen Aemter bezüglichen Bestimmungen, die zum Theil in der Charte von 1481, zum Theil in einer noch älteren von 1469 enthalten waren. Den Rechtsweg einzuschlagen, verweigerten sie ebenfalls, selbst als die Regierung sich anheischig gemacht, die nöthigen Befehle zu geben, damit der Rath von Brabant die Sache in acht oder zehn Tagen erledigen könne, und die Kosten nicht von den Nationen allein getragen würden. Ihre Privilegien seien zu klar und deutlich, sie bedürften keiner Interpretation von Gerichtswegen, um zu verstehen, was damit gemeint sei.

Die Commission erstattete nun ihren Bericht über den Ausgang der Verhandlung an den Ministerrath; die Meinungen in demselben waren getheilt, die Einen wollten nichts von Nachgeben oder Concessionen hören, es sei nur zu einleuchtend, worauf die Nationen hinauswollten, man müsse das Uebel im Anfange bekämpfen, wo man es ohne viele Mühe beseitigen könne; ließe man ihm Zeit, sich zu entwickeln, so würde der Widerstand schwer, ja, bei der allgemeinen Lage der Regierung, unmöglich werden. Diese Forderung zugestehen, hieße die Nationen ermuntern, immer neue und übertriebenere zu machen, und Niemand könne voraussehen, wohin das

führen würde. Die Andern verwarfen alle strenge Maßregeln und schlugen vor, dem Verlangen der Nationen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Die Stimmung sei von der Art, sagten sie, daß, wolle man nicht darauf eingehen, ein Aufstand unvermeidlich würde, und wo habe man die Mittel, ihn zu dämpfen. Die Truppen, über welche die Regierung verfüge, seien durchaus unzureichend, auf die Bürgerschaft könne man nicht zählen, denn wenn diese die Waffen nähme, so würde es nur geschehen, um die Forderungen der Nationen zu unterstützen. Der Kurfürst erklärte sich für die letztere Ansicht, welche dadurch das Uebergewicht erhielt. In Folge der Supplik der Boetmeester erließ er eine Bekanntmachung, in der die Regierung erklärte, daß in Zukunft Niemand mehr als ein städtisches Amt auf einmal verwalten solle; was den bürgerlichen Stand der Schöffen u. s. w. beträfe, so würde man ebenfalls in Zukunft darüber wachen, daß nur verheirathete Männer dazu ernannt würden, die unverheiratheten aber, die sich für den Augenblick darin befänden, könnten nicht außer Besitz gesetzt werden, und solle die neue Verordnung erst mit der nächsten Formirung des Magistrats in Wirksamkeit treten.

Mit dieser letzteren Bestimmung war aber den Nationen durchaus nicht gedient, sie wollten, was sie ihr Recht nannten, unmittelbar und ohne allen Verzug anerkannt sehen. Als ihnen das Dekret der Regierung mitgetheilt wurde, erklärten sie sich alle für unbefriedigt, und die Boetmeester wurden ohne Weiteres in den Schöffensaal geschickt, um von Neuem darauf zu bestehen, daß die Unverheiratheten sich sogleich daraus zu entfer-

nen hätten. Der Magistrat machte ihnen die eindringlichsten Vorstellungen, der Präsident des Ministerraths ließ sie zu sich kommen und bot Alles auf, um sie zu bewegen, von ihrer Forderung abzustehen. Alles blieb vergebens; statt aller Antwort erklärten sie, schieden die Junggesellen nicht aus dem Schöffencollegium, so würden sie nun und nimmermehr Candidaten ernennen für die Wahl des Bürgermeisters und der Rathsmannen der Nationen, und die Regierung möge dann zusehen, wie weit sie mit einem Stadtregimente käme, worin die letzteren nicht vertreten seien. Da man keine Mittel hatte, den Trotz zu brechen, so wich man ihm. Zwei Schöffen und ein anderer hoher städtischer Beamter wurden als Unverheirathete aus dem Magistrat gewiesen. Am andern Tage reichten die Nationen ihre Liste ein und die Sachen gingen ihren gewohnten Gang. Aber damit war die Angelegenheit noch nicht beendigt, die beiden Schöffen, die man auf diese Weise ausgeschlossen hatte, machten ihren Fall bei dem Rathe von Brabant anhängig und verlangten in ihre Stellen wiedereingesetzt und von den Boetmeestern, die auf ihre Entfernung gedrungen hatten, für den ihnen dadurch entstandenen Nachtheil entschädigt zu werden. Der Rath hatte die Klage angenommen und die förmliche Instruction begonnen. Als die Nationen Kenntniß davon erhielten, forderten sie die augenblickliche Niederschlagung des Verfahrens und erklärten, daß sie nur unter dieser Bedingung die Steuer, zu deren Votum man sie versammelt hatte, bewilligen würden. Der Kurfürst gab auch hier nach, der Proceß wurde niedergeschlagen und der Magistrat mußte außerdem den Nationen einen besondern Act

ausstellen, in welchem er Alles, was jene als altes Recht vindicirt hatten, als gültig und bestehend anerkannte.

Der Triumph der Zünfte war von Neuem so vollständig, als sie es nur wünschen konnten, und die Leichtigkeit, mit der sie gesiegt, ein Grund mehr für sie, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Alle Ideen, welche die Bürger in den Hauptstädten von Brabant und Flandern früher erfüllt hatten, wurden wieder angefrischt, dasselbe Ziel, nach dem jene drei Jahrhunderte früher mit Aufbietung aller ihrer Kräfte gestrebt hatten, wieder vorgesteckt. Die Nationen sollten eine selbständige politische Körperschaft werden, aus den engen Schranken rein städtischer Befugnisse heraustretend, sollten sie, ein integrirendes Element der Regierung, an allen Staatshandlungen und Verhandlungen unmittelbar Theil nehmen und Rechte ausüben, die bisher dem Landesherrn allein oder ihm und den Ständen eigenthümlich gewesen waren. Die Souveränetät anzustreben, nicht um sie allein auszuüben, wohl aber so viel davon zu haben, daß nichts ohne ihren Willen und das Meiste nur unter ihrer Leitung geschehen könne, das war das Losungswort, welches die Führer der Bewegung der Bürgerschaft zuriefen und das von dieser mit Enthusiasmus angenommen wurde. Der Stadtkörper als solcher hatte zwar von jeher politische Rechte besessen und einen Platz in der Landesvertretung durch die Stände gehabt, aber das konnte die Nationen nicht befriedigen. Sie verlangten mehr als die untergeordnete Stimme, die sie bisher im Rathe gehabt, wo ihnen nie die Entscheidung zugestanden, wo Magistrat und breiter Rath das abso-

luteste Uebergewicht, sie eine kaum beachtete Nebenrolle gehabt hatten. Wenn sie ernsthaft wollten, so schrieben sie der Regierung ihren Willen als Gesetz vor, das hatte die Erfahrung der letzten 30 Jahre hinreichend bewiesen; was war natürlicher, als daß sie ihre Macht benutzten, um einen Antheil an der Staatsgewalt zu erlangen, der dieser Macht, der ihrem Einfluß und ihrer Wichtigkeit im Staate entsprach.

Seit dem Anfang des Jahres 1699 traten diese Tendenzen auf das entschiedenste an den Tag. Die Regierung begriff die Nothwendigkeit, den in Folge der langen Kriege hart darniederliegenden Handel, die Gewerbe, die so viel gelitten, zu heben, und der Kurfürst hatte Deputationen aus den bedeutendsten Städten des Landes nach Brüssel berufen, um sich mit besondern Commissarien des Gouvernements über die geeignetsten Mittel, diesen Zweck zu erreichen, zu berathen. Der Zusammentritt der Versammlung und der Anfang ihrer Arbeiten war auf den 15. Februar 1699 festgesetzt. Die Dekane hielten die Gelegenheit für günstig, um einen Versuch, die Bedeutung und die Rechte, nach denen sie strebten, factisch auszuüben, zu machen. Ohne dazu aufgefordert oder besonders veranlaßt zu sein, ja ohne eigentliche Berechtigung beschäftigten sie sich, den allgemeinen Zustand des Landes zu untersuchen und die Mittel zu seiner Verbesserung zu finden. Sie übergaben lange vor der Eröffnung jener Versammlung, zu der sie in keiner Weise gehörten, dem Kurfürsten ein Dokument, in dem sie eine Menge von Verlangen stellten. Die Eingangszölle auf bestimmte Gegenstände sollten vermehrt, auf andere vermindert werden, der Statthalter,

die Minister, alle Mitglieder der Regierung, der Adel sollten verpflichtet werden, nur Gegenstände zu gebrauchen, die im Lande verfertigt seien. Den einheimischen Fabrikanten solle man Vorschüsse machen, einen besondern Fonds zu diesem Zwecke bilden, die Schelde und alle Kanäle von Ostende auf Antwerpen, Brüssel und Mecheln, die das Binnenland mit dem Meere in directe Verbindung setzten, da die Schelde unterhalb Antwerpen in Folge des westphälischen Friedens geschlossen war, sollten für größere Schiffe zugänglich gemacht werden. Damit nicht zufrieden, ernannten sie besondere Bevollmächtigte aus ihrer Mitte, um diese Forderungen bei den Abgeordneten der Städte und den Commissarien der Regierung zu vertreten, und beauftragten Andere, die Kanäle, die sie vertieft wissen wollten, zu untersuchen und ihnen Bericht über ihren Zustand zu erstatten. Ein Architect und ein Advocat wurden besonders von den Nationen angestellt, um ihnen in dieser Angelegenheit mit Rath an die Hand zu gehen.

So lange die Nationen sich auf bloße Vorstellungen, Bitten, Anregungen beschränkten, waren sie unstreitig in ihrem Rechte und ihr Eifer und Sorgfalt für die Hebung so wichtiger und allgemeiner Landesinteressen nur zu loben. Aber sie blieben nicht dabei stehen. Als die Regierung sich nicht geneigt zeigte, auf den ersten Punkt ihrer Vorstellung, die Veränderung der Zollgesetzgebung, einzugehen, erhoben sie ein großes Geschrei, verbündeten sich mit den Nationen zu Mecheln und Antwerpen und stießen die heftigsten Drohungen aus, für den Fall, wenn man ihrem Gesuche nicht nachkäme. Als die Demonstrationen immer heftiger wurden und

auch bei den zu Brüssel versammelten städtischen Deputirten Anklang fanden, sah sich die Regierung gezwungen, ihnen zu willfahren. Die Ausfuhr der rohen Wolle wurde verboten, die Einfuhr der gesponnenen Wolle, sowie aller wollenen, seidenen und baumwollenen Stoffe untersagt. Diese Maßregel war im ausschließlichen Interesse der in Wolle arbeitenden Gewerke genommen, die seit alten Zeiten in den Nationen von Brüssel und Löwen das große Wort führten und bedeutenden Einfluß ausübten. Sie hatten lange schon gewünscht, von der fremden Concurrenz befreit und alleinige Herren des inländischen Marktes zu sein; jetzt hatten sie es erzwungen. Bei dem Einkauf des Rohstoffes in den Provinzen, die damals mehr Wolle als jetzt erzeugten, hatten sie nun nicht mehr die fremden Käufer, besonders die englischen zu fürchten, die die Preise in die Höhe trieben, und ihre Fabrikate fanden sichere und vortheilhafte Verwerthung, seitdem die ausländischen von den belgischen Märkten ausgeschlossen waren. Aber der Vortheil war ein durchaus einseitiger, auf die Zünfte in den Städten beschränkter, die Provinzen litten gradezu Schaden durch die Annahme dieses Systems, alle Wollverkäufer kamen in Abhängigkeit von den Fabrikanten, die Preise der Wolle fielen bedeutend und die der wollenen Zeuge stiegen. Die Unzufriedenheit war allgemein und die heftigsten Klagen liefen aus allen Provinzen, besonders aus Limburg, Luxemburg, Namür und dem Hennegau ein. Die Sache kam so weit, daß die Staaten dieser Provinzen einschreiten zu müssen glaubten und der Regierung sehr eindringlich die Nachtheile dieser Maßregel vorstellten. Die letztere kam so in eine höchst un-

angenehme und schwierige Lage zwischen dem Drängen der Einen und den Drohungen der Andern. Die Nationen durch den Widerruf der Verordnung sich auf den Hals zu ziehen, wagte sie nicht, von ihnen war die nächste und unmittelbarste Gefahr zu erwarten; um aber den Provinzen eine Art Genugthuung zu geben, erhielt der Finanzminister Graf Bergeyk, unstreitig der fähigste und geschickteste unter allen Ministern, seine Entlassung.

Jetzt war die Bahn gebrochen, die Nationen hatten eine politische Bedeutung und Wichtigkeit erhalten, die sie früher nie gehabt. Es kam nun darauf an, auf diesem Wege fortzugehen. Zu diesem Zwecke hielten die Dekane häufige Versammlungen in den Zunfthäusern, in denen sie sich mit allerlei politischen und Verwaltungsangelegenheiten beschäftigten und die Interessen der Stadt in allen diesen Dingen, die durchaus außer ihrer Competenz lagen, hin und her besprachen und Plane zur Ausführung ihrer Ansichten und Durchsetzung der Ansprüche, die sie darauf gründeten, entwarfen. Diese Zusammenkünfte waren durchaus gesetzwidrig und durch die bestehenden Reglements auf das strengste untersagt. Der Magistrat, der zunächst einzuschreiten befugt war, machte ihnen Vorstellungen, die aber nicht gehört wurden, dann ging er an den Kurfürsten. Anstatt sich zu vertheidigen, reichten die Dekane ebenfalls Klagen bei der Regierung über das Verfahren des Magistrats ein. Anstatt ihnen Dank für den Eifer zu wissen, mit welchem sie das öffentliche Wohl wahrnähmen, suche man sie zu verdächtigen. Der Kurfürst ernannte eine besondere Commission, um die gegenseitigen Anschuldigungen zu untersuchen. Dieselbe richtete aber durchaus nichts aus, da

die Dekane von ihrer Behauptung, die Versammlungen geschähen im öffentlichen Interesse, nicht abgingen und man nicht den Muth noch die Kraft hatte, die Strenge der Gesetze gegen sie in Anwendung zu bringen.

Wären die Nationen lange auf diesem Wege fortgeschritten, so war das Allerschlimmste zu befürchten, eine Art Knechtung der Regierung und, über kurz oder lang, entweder die tiefgehendsten Aenderungen der Verfassung, oder eine Schreckensherrschaft des Pöbels, denn das bessere Element in den Zünften hätte sich unmöglich lange oben halten können. Glücklicherweise geriethen die Dekane auf einen Irrweg, der sie des besten Theils ihrer Kraft beraubte und ihren endlichen Sturz mit Gewißheit voraussehen ließ. Das Privatinteresse machte sich neben dem öffentlichen in ihrer Mitte geltend, der Schein der Uneigennützigkeit, ja der persönlichen Aufopferung, der sie in den Augen Vieler groß gemacht hatte, schwand und damit der beste Theil ihrer Macht. Anstatt ihren Einfluß, das Uebergewicht, welches sie über die Regierung gewonnen hatten, ausschließlich zur Förderung dessen zu benutzen, was sie als Recht und Interesse des Volks ansahen, wandten sie dieselben an, um rein persönliche Begünstigungen und Vortheile für sich zu erlangen. Als die Nationen im Juni 1699 zur Bewilligung der städtischen Abgaben zusammenberufen wurden, stellten die Boetmeester, anstatt sich wie früher mit Staats- und öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, Mängel in der Verwaltung aufzudecken, oder die Herstellung alter Rechte und Freiheiten zu postuliren, eine Reihe von Forderungen auf, in denen es sich nur um Privatinteressen einiger Dekane handelte. Dem einen

sollte man 1500 Fl., die er der Stadt schuldete, erlassen, dem andern, einem Brauer und Haupthelden der demokratischen Partei, den Werth einer gewissen Anzahl Fässer Bier, die von der Behörde confiscirt waren, weil er gegen die bestehenden Reglements gebraut hatte, ersetzen und dergleichen mehr. Der Magistrat bewilligte Alles, aber die Nationen brachten dadurch, daß sie dergleichen Verlangen unterstützten, ihren andern Bestrebungen einen Todesstreich bei, von dem sie sich nicht wieder erholten. Die gänzliche Charakterlosigkeit ihrer Führer, die den Staat reformiren wollten und sich nicht einmal über die kleinlichsten persönlichen Rücksichten erheben konnten, das Hohle und Leere dieser Tendenzen, welche die Volkssouveränetät anstrebten und dann bei den ersten Schritten auf dieser kühnen Bahn an der Klippe eines jämmerlichen Eigennutzes und schmutziger Begierde scheiterten, lag für Alle, die klar sehen wollten, jetzt offen am Tage. Mit solchen Elementen konnte man wol, unter mitwirkender Gunst äußerer Umstände, Bewegungen auf der Oberfläche hervorbringen, aber das Staatsgebäude, wie es damals schon bestand, in seinen Tiefen zu erschüttern, war diese Demokratie außer Stande. Die Ueberzeugung von ihrer Ohnmacht drang jedoch erst später durch, einstweilen verfolgte sie, ohne sich durch die moralische Nichtigkeit ihrer Leiter stören zu lassen, ihren Weg. Noch in demselben Monat Juni, als um den Johannistag der Magistrat erneuert wurde, bestanden die Nationen auf die Ausstoßung zweier Schöffen, die aus dem frühern Magistrat in den jetzigen übergegangen waren, weil, wie sie behaupteten, in alten Privilegien festgesetzt sei, daß dasselbe Individuum nur nach einem

Zwischenraum von drei Jahren wieder in das Schöffencollegium kommen könne. Umgekehrt wollten sie die zwei neuernannten Schatzmeister der Stadt nicht anerkennen, weil ebenfalls nach alten Bestimmungen einer von diesen Beamten immer aus den Schatzmeistern des vorigen Jahres genommen werden mußte. Die Regierung gab nicht sogleich nach, sie verlangte, daß die Charten, auf welche die Dekane sich beriefen, producirt würden, und eine besondre Commission, aus Mitgliedern des Raths von Brabant bestehend, wurde mit der Prüfung derselben beauftragt. Die Nationen verweigerten jede Mittheilung oder anderweitige Begründung und verweigerten außerdem den neuen Magistrat anzuerkennen: das erste, weil ihre Privilegien deutlich genug seien und keiner Auslegung bedürften, das andere, weil die Behörde ungesetzmäßig gebildet sei. Die Boetmeester gingen selbst zum Kurfürsten und verlangten in sehr entschiedener, ja trotziger Sprache die strenge Beobachtung ihrer Privilegien. Die Regierung zögerte und schien geneigt, nicht nachzugeben, sondern im Nothfall Zwangsmaßregeln zu ergreifen. Als der Magistrat auf ihr Befragen erklärte, auf die fünf Serments sei durchaus nicht zu zählen, denn die hielten es ganz mit den Nationen, und die Herbeiziehung von Truppen mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, willfahrte sie auch diesesmal dem Verlangen der Zünfte. Es wurden zwei neue Schöffen ernannt und der eine von den beiden Schatzmeistern im Amte gelassen.

Nach diesen letzten Erfolgen ging man immer weiter und die Steigerung in den Forderungen von Session zu Session wird eine regelmäßige. Im September

1699 schlagen die Nationen dem Magistrat vor, den Dekan van der Putten, der die Herausgabe des Luyster van Brabant veranstaltet und geleitet hatte, von Stadtwegen für alle gehabten Auslagen zu entschädigen; außerdem wollen sie ein Votum des breiten Raths in einer städtischen Steuersache annulliren, weil Junggesellen im Rath säßen und an der Abstimmung Theil genommen hätten. Ferner sollten ihnen alle Rechnungen der Stadt, und zwar sobald als möglich, vorgelegt werden, eine Forderung, zu der nur der ganze Stadtkörper, nicht aber ein einzelnes Glied desselben berechtigt war; dann solle der Kurs des Geldes erhöht und zuletzt noch alle Wegegelder und Zölle abgeschafft werden. Der Magistrat stellte ihnen vergebens vor, daß das alles Dinge seien, die durchaus außerhalb ihres Bereichs lägen, sie gingen nicht davon ab und als er sie verabschieden wollte, erklärten sie sich für permanent und das alte unwürdige Treiben begann wieder. Der Pöbel wurde aufgehetzt, Ruhestörungen veranstaltet, Unordnungen der gewöhnlichen Art fielen vor und die Mitglieder des Magistrats waren allerhand Schmähungen und Beleidigungen ausgesetzt. Die Behörde wurde dadurch so eingeschüchtert, daß sie zuletzt alle Forderungen zu unterstützen versprach.

Jetzt verhehlten, durch den Erfolg aufgeblasen, die Dekane ihre Endabsichten nicht länger. Wir müssen uns so einrichten, sagten die einflußreichsten unter ihnen öffentlich, daß wir nicht mehr dem Hofe, sondern der Hof uns unterworfen ist. Ihre Privilegien seien nur zu lange in der Dunkelheit geblieben, man müsse den Luyster van Brabant den Kindern anstatt der Fibel als Lesebuch, worin sie lesen lernten, in die Hand geben,

behauptete ein Anderer, damit sie bei Zeiten Kenntniß davon hätten und sie zu vertheidigen wüßten. Als die Nationen im November zur Bewilligung der Staatsabgaben versammelt waren, erreichte diese Bewegung, mehre Jahre hindurch genährt und die Existenz des Staates selbst bedrohend, ihren Höhepunkt, auf dem sie sich überschlug und in sich zusammenstürzte. Die Nationen verlangten für die Stadt Privilegien und Rechte, die mit dem Fortbestehen des Staatsverbandes unverträglich waren, da sie die Bewohner derselben in eine besondre, alle andern Unterthanen überragende Kategorie zu stellen und die brüsseler Bürger zu einer Art Landesherrn zu machen beabsichtigten. Kein Einwohner von Brüssel solle mehr zur Bezahlung des Wegegeldes auf gewissen Straßen verpflichtet sein, von denen die einen der Regierung gehörten, die andern Eigenthum umliegender Städte, wie Mechelns, Vilvordes, waren, über das man also eigenmächtig verfügte. Auf dem flachen Lande solle man hinfort die zum Leben unentbehrlichen Gewerbe erlauben, alle übrigen sollen in die Städte kommen; das ganze Steuerwesen, in so fern es die Consummation gewisser, vielfach verbrauchter Gegenstände betreffe, abgeändert werden und mehres dergleichen. Die Regierung gab nach und bewilligte Alles, da sie für den Augenblick nicht anders konnte, aber es mußte das letzte Zugeständniß sein, oder sie gab sich selbst auf. Und es wär in der That auch das letzte. Der Entschluß, eine hinreichende Truppenmacht in Brüssel zusammenzuziehn, um den Nationen zu imponiren und sie niederzuhalten, seit mehren Monaten schon gefaßt, wurde durch die letzten Ereignisse zur Reife gebracht. Die Besatzung der Hauptstadt hatte

bisher nur aus einem Regiment spanischer Infanterie, das kaum 400 Mann stark war, bestanden. Jetzt ließ der Kurfürst seine bairischen Garden und vier Regimenter bairischer Infanterie, nebst zwei spanischen und zwei wallonischen, in und um Brüssel versammeln. Gegen 10,000 Mann zogen am 17. December 1699 in die Stadt, die Serments, obgleich sie die Thore besetzt hielten und Widerstand wenigstens hätten versuchen können, ließen es ruhig geschehen, den Bürgern fiel auch hier wieder der Muth. Die Stadt wurde förmlich militärisch besetzt, an ihren wichtigsten Punkten wurden eiligst befestigte Posten errichtet und die geeignetsten Maßregeln ergriffen, um die Verbindungen der Truppen unter einander und ihre schnelle Concentration zu sichern. Die Zeit der Strenge war jetzt gekommen. Der Kurfürst erließ eine Proklamation, in der er dem Magistrat den Zweck der Besetzung anzeigte und ihm seine Gründe dazu auseinandersetzte. Zugleich erhielt der Rath von Brabant den Befehl, eine gerichtliche Untersuchung über die Ursachen und die hauptsächlichsten Anstifter der während der letzten vier Jahre von den Nationen ausgegangenen Unruhen einzuleiten, eine besondere Junta, in der sich der Kanzler von Brabant, der Präsident des großen Raths von Mecheln, der den obersten Centralgerichtshof für alle Provinzen der spanischen Niederlande bildete, und mehre andre hohe Staatsbeamten befanden, wurde beauftragt, dieselbe zu dirigiren. Mehre Verhaftungen fanden statt, doch nicht schnell genug, um den meisten, an den stattgehabten Bewegungen betheiligten Dekanen nicht Zeit zu lassen, ihre Person theils innerhalb der Stadt in Klöstern, theils außerhalb derselben in Sicher-

heit zu bringen. Die Regierung verlangte die Herausgabe der ersteren, da aber der Erzbischof von Mecheln, unter dessen Jurisdiktion die Klöster standen, dieselbe verweigerte, so entstand ein Conflict zwischen beiden Gewalten, über den an den König von Spanien berichtet wurde. Während dieser Zeit fanden alle diejenigen, die in den Klöstern ein Asyl gefunden hatten, Gelegenheit, sich außer Landes zu begeben. Vierzehn Dekane entzogen sich dem Arme der Gerechtigkeit. Die Untersuchung ging unterdessen ihren Gang fort, ein noch vorhandenes Dokument, Extraict des Informations prises au faict des Bourgeois de Bruxelles, beweist, daß sie mit großer Strenge und einer auf die kleinsten Details eingehenden Genauigkeit geführt wurde. Das Urtheil wurde am 28. Mai 1700 veröffentlicht. Zwei Dekane, Arnold T'Kint, von der Brauerzunft, und Mark Duvivier, von der der Goldschmiede, wurden zum Tode, zwölf andere zur Verbannung und sieben dieser letzteren noch zur Confiscation ihres sämmtlichen Vermögens verurtheilt. Die meisten waren landflüchtig und keines der beiden Todesurtheile wurde vollzogen, auch die Lage sämmtlicher sehr bald gemildert. Karl II. war wenige Monate nach der Publication der Sentenz gestorben (1. November 1700), der Marquis von Cadmar hatte sich im Namen des Kurfürsten nach Paris begeben, um dem Herzog von Anjou zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, und von dem neuen Könige eine allgemeine Amnestie für alle bei den Unruhen betheiligt gewesenen Personen erhalten. Die noch im Gefängniß Zurückgehaltenen wurden in Freiheit gesetzt, die Verbannten durften zurückkehren, und wäre nicht noch von dem Kurfürsten ein Zusatz-

reglement in 24 Artikeln zu den Verfassungsurkunden der Stadt verfügt worden, so hätte die ganze so tiefgehende, so lange andauernde Bewegung gar keine Spur zurückgelassen. Der Gnadenact des neuen Herrschers brachte die wohlthätigsten Wirkungen hervor. Obgleich das Zusatzreglement mehre Bestimmungen enthielt, welche die Nationen auf das tiefste verletzen mußten und sie in eine Unterordnung und Abhängigkeit vom Magistrat brachten, wie sie früher kaum je bestanden, so erhoben sich doch für den Augenblick wenigstens keine Klagen, die öffentliche Stimmung war durchaus eine andere geworden, und der Widerstand, den die Nationen hätten versuchen können, wäre ohne allen Anklang im Volke geblieben. Das Zusatzreglement verbot den Dekanen, sich permanent zu erklären, nach der Aufforderung des Magistrats, auseinanderzugehen, versammelt zu bleiben; das gleichstimmige Votum von zwei Gliedern des Stadtkörpers und von vier Nationen, oder von einem Glied und fünf Nationen sollte eine hinreichende, alle andere bindende Majorität bilden. Sich direct an den Statthalter zu wenden, Petitionen an ihn zu richten oder persönlich vor ihm zu erscheinen, um Klagen oder sonstige Ausstellungen und Beschwerden bei ihm anzubringen, wurde den Dekanen durchaus untersagt. Auf die Uebertretung waren die härtesten Freiheits- und Vermögensstrafen gesetzt. Alle Anliegen mußten von ihnen zuerst an den Magistrat gebracht werden und nur erst, wenn dieser der Sache keine Folge gab, konnten sie sich an den Kanzler von Brabant, der höchsten ihnen vorgesetzten Behörde wenden.

Die Nationen hatten ohne Schwierigkeit den Eid

auf diese Artikel geleistet und eine Reihe von Jahren hindurch waren dieselben ohne alle Bemerkung ausgeführt worden. Obgleich die Regierung Philipps V. und die der Seemächte während der letzten Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges mit viel größerer Härte und Willkür als die frühere spanische verfuhr und mehr als einmal alle Rücksicht auf Rechte und Privilegien, allgemeine des Landes sowohl, wie besondere der Städte, bei Seite setzte, so war doch während der ganzen Zeit von 1700—1716 von den Nationen kein Versuch gemacht, die sie so drückende Verbindlichkeit der neuen Bestimmungen nicht anzuerkennen, oder den Widerruf derselben zu bewirken. Man hätte glauben können, daß die Bewegungen von 1698 und 1699 das letzte Aufflackern jenes unruhigen, im schlimmsten Sinne demagogischen Geistes, der die Zünfte so lange erfüllt hatte, gewesen wären. Aber es war dem nicht so. Der Funke hatte nur unter der Asche geglüht, bei der ersten günstigen Gelegenheit, wo ein ruhiger und gesetzlicher Zustand an die Stelle der durch den langen Krieg erzeugten Unordnung getreten war, brach er von Neuem hervor, um dann, nachdem er noch einmal einen gefährlichen Brand erzeugt, auf immer zu erlöschen.

Der erste Anfang der Unruhen, die beim Beginn der österreichischen Herrschaft in den Niederlanden in Brüssel ausbrachen, geht auf das Jahr 1716 zurück. Als im Monat Februar dieses Jahres der Graf Königsegg im Namen Karls VI. die Regierung der belgischen Provinzen übernahm, fand er die Zünfte der Stadt Antwerpen in einem von ihrer Seite mit vieler Hartnäckigkeit geführten Streite über die Abgabe des Zwan-

zigsten begriffen. Unter dem Vorwande, daß die Stadt unter der Last der Steuern erliege, der Handel zerstört und die Armuth im Zunehmen sei, hatten sie die Bewilligung des Zwanzigsten beständig verweigert und den nachdrücklichsten Vorstellungen, die ihnen selbst von den höchsten Behörden gemacht wurden, nicht nachgegeben. Graf Königsegg, um den übeln Folgen, die eine Dauer des Streites hätte haben können, vorzubeugen und besonders um die Dekane für das Votum derselben Abgabe auf das Jahr 1716, das noch bevorstand, günstiger zu stimmen, erließ ihnen die Steuer für die Jahre 1714 und 1715. Die Nationen in Brüssel nahmen davon Gelegenheit, dieselbe Begünstigung auch für ihre Stadt zu verlangen. Weil Antwerpen nichts bezahle, seien sie auch nichts schuldig, und um ihren Worten Nachdruck zu geben, ließen sie sogleich aus eigener Autorität die Bureaus, auf denen der Zwanzigste bezahlt wurde, schließen. Dem neuen Statthalter war sehr wenig daran gelegen, gleich im Anfang seiner Verwaltung unangenehme Händel mit den Zünften zu haben; um diese zu vermeiden, folgte er dem Rath, den man ihm gab, die Erhebung der Steuer einstweilen zu suspendiren. Wenige Monate darauf wurde Graf Königsegg durch den Marquis von Prié in dem Gouvernement der Niederlande ersetzt. Eine der ersten Angelegenheiten, die dieser dem Stadtkörper vorlegen ließ, war die Regulirung des Zwanzigsten. Der breite Rath, gegen seine Gewohnheit, gemeinschaftliche Sache mit den Zünften machend, behauptete wie diese, daß die Stadt Brüssel ihn nicht schulde, da er in Antwerpen nicht erhoben sei, und Prié, durch diese Opposition gezwungen, erließ auch

hier die Steuer, obgleich das Recht unbedingt auf der Seite der Regierung war. Diese Zugeständnisse wurden, wie in frühern ähnlichen Fällen, für die Nationen das Signal, ihr altes Treiben wieder zu beginnen. Als sie zusammenberufen wurden, um die allgemeinen Subsidien für das Jahr 1717 zu votiren, verwarfen sie jede Bewilligung dieser Art, ohne Gründe anzugeben. Es war dies um so auffallender, als die beiden andern Glieder des Stadtkörpers nicht die geringste Schwierigkeit erhoben hatten. Der Statthalter wandte Alles an, um sie davon abzubringen, er veranlaßte den Adel und die Geistlichkeit, den Zünften Vorstellungen über die Nachtheile, die dies Verfahren für die Verwaltung des Landes haben könne, zu machen, es wurden von beiden in ihrer Eigenschaft als erste Staaten von Brabant feierliche und officielle Schritte bei der Stadt gethan, aber Alles blieb vergebens und die Nationen auf ihrer absoluten, durchaus unmotivirten Verneinung. Prié versuchte nun ein Mittel, das von seinen Vorgängern öfter mit Erfolg war angewendet worden: er erneuerte außer der Zeit den Magistrat. Aber die Dekane versagten ihre Mitwirkung und wollten nicht die Candidaten, unter denen ihre Nachfolger gewählt werden mußten, ernennen, so lange man nicht ein Reglement, das im Jahr 1704 über die Verwaltung des städtischen Vermögens erlassen war, das, ihrer Ansicht nach, ihre Privilegien verletzte und außerdem von einer ungesetzlichen Autorität herrühre, zurückgenommen habe. Der Statthalter, um jede Veranlassung zu weiterer Aufregung zu vermeiden, gab auch die nöthigen Befehle, um jenes Reglement außer Kraft zu setzen. Die Dekane wählten darauf ihre Candidaten.

Als die darunter zu Functionen Bezeichneten aber installirt werden sollten, verweigerten sie auf das förmlichste und entschiedenste, den Eid auf die Zusatzartikel von 1700 zu leisten. Nach langen Umwegen, gleich als hätten sie Zeit und Vorbereitung gebraucht, um sich wieder in ihre alten Gewohnheiten hineinzuversetzen, war man jetzt bei dem Gegenstande angekommen, der den Nationen schon lange ein Dorn im Auge war, und den aus dem Wege zu schaffen, sie jetzt die alten, momentan außer Gebrauch gesetzten, keineswegs aber vergessenen Mittel in Bewegung setzten.

Der Statthalter verfuhr diesen Demonstrationen gegenüber anfangs mit großer Mäßigung. Die Dekane bestritten den verpflichtenden Charakter einer Verfügung, die eine Reihe von Jahren hindurch als gültig und vollkommen gesetzlich war angesehen worden und der die Nationen selbst sich beständig unterworfen hatten. Ohne diesen Umstand hervorzuheben und darauf fußend, auf rein admistrativem Wege die Sache zu verfolgen, zog Prié den Weg richterlicher Prüfung und Entscheidung vor. Nach der Joyeuse entrée stand dem Rath von Brabant die Befugniß zu: de traiter toutes les affaires du dit pays et inhabitans d'iceluy, concernant la justice et ce qui en dépend, soit des provisions ordinaires de justice, ou statuts, placards, édits, ordonnances, commandements ou autrement. Darauf sich beziehend, legte er dem Rathe die Frage wegen der Gesetzlichkeit und Verbindlichkeit der Zusatzartikel von 1700 vor und verlangte von ihm insbesondere, die Rechtmäßigkeit der Weigerung der Dekane, den Eid auf jenes Dokument zu leisten, zu untersuchen. Der Rath

befiehlt in einem ersten Decret (11. Juni 1717) den Dekanen, den Eid zu leisten, und erklärt in einem zweiten (28. Juli), daß, so lange sie dieser Obliegenheit nicht nachgekommen wären, ihr Recht, das dritte Glied des Stadtkörpers zu bilden, außer Kraft gesetzt würde und die Beschlüsse der beiden ersten allein vollkommene, die Stadt bindende Gültigkeit hätten. Obgleich nun diese Decrete in sehr entschiedener Weise das Verfahren der Dekane misbilligten und ihre Ansprüche als durchaus unbegründet im Rechte darstellten, so beharrten diese dessen ungeachtet auf ihrer Weigerung. Die Sache erhielt dadurch noch eine besondere Wichtigkeit, daß die Inauguration des neuen Souveräns der belgischen Provinzen nahe bevorstand und der Regierung sehr viel daran gelegen war, eine so wichtige und bedeutende Corporation, wie die Nationen von Brüssel es waren, sich nicht von derselben zurückziehen zu sehen. Prié bot daher alle gütlichen Mittel auf, ehe er zur Strenge schritt. Die angesehensten Mitglieder des Adels, unter andern der Fürst von Rubempré, das Haupt der bei dem Volke seit Jahrhunderten so beliebten Familie Mérode, die höchsten Staatsbeamten, der Chef der Geistlichkeit und Primas von Belgien, der Erzbischof von Mecheln, die Deputirten der Staaten, der Magistrat und der breite Rath stellten die eindringlichsten Ermahnungen und Bitten an die Nationen, ohne das Geringste auszurichten. Der Eid blieb nach wie vor verweigert. Jetzt durfte der Statthalter nicht länger anstehen, die Inauguration des Kaisers als Herzog von Brabant ging vor sich, ohne daß die Nationen in irgend einer Weise daran Theil nahmen, sie wurden als nicht bestehend, ihre Rechte als

politische Körperschaft, dem Decrete des Rathes von Brabant entsprechend, als aufgehoben betrachtet. Zugleich wurde auch die zweite Verfügung dieser Behörde in Ausführung gebracht. Die Subsidien für 1717 waren von allen Elementen der politischen Repräsentation, mit Ausnahme der Nationen von Brüssel bewilligt. Da sie aufgehört hatten, in den Augen des Gesetzes Rechte zu haben, so konnte ihre Verweigerung der Steuern die Folgen, welche sie im entgegengesetzten Falle gehabt hätte, jetzt nicht nach sich ziehen. Die von den übrigen Ständen bewilligten Abgaben wurden daher eingezogen und in Brüssel wie anderswo erhoben.

Dies Verfahren, obgleich streng gesetzlich, brachte die Zünfte auf. Die alten bösen Leidenschaften, die so lange geschlummert hatten, regen sich von Neuem, eine große Aufregung herrscht in den mittlern und untern Volksclassen und wird von den Leitern der Demokratie genährt und gesteigert, während die Regierung noch Auskunftsmittel sucht, um die Anwendung der Gewalt zu vermeiden. Prié hatte an den Kaiser nach Wien berichtet und von diesem die Weisung erhalten, die Dekane noch einmal auf dem Stadthause zu versammeln, sie zur Eidleistung aufzufordern und ihnen zugleich zu verstehen zu geben, daß, wenn diese einmal geschehen, die ältern Reglements vorzugsweise vor den neuern berücksichtigt werden sollten. Dies geschieht auch (24. Mai 1718), anstatt aber eine Versöhnung herbeizuführen, wird diese Maßregel vielmehr Veranlassung zu dem traurigsten Aufstande. Es hatte sich in der letzten Zeit im Schoose des Adels und selbst im Rathe von Brabant eine Meinung gebildet, die dem Verfahren Prié's sich weniger günstig

zeigte, als es früher der Fall gewesen war. Die wenig beliebte Persönlichkeit des Statthalters mag dazu beigetragen haben, ihm mehre der angesehensten und einflußreichsten Männer zu entfremden; gewiß waren aber politische Motive, die sich an andere umfassendere, weniger bekannt gewordene Combinationen knüpften und in deren Interesse es wichtig schien, den größten und activsten Theil der Bevölkerung der Hauptstadt für sich zu gewinnen und in seiner Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge zu bestärken, mit im Spiel. Der Statthalter gehe zu weit, sagte man, und setze zu sehr alle Rücksicht bei Seite, Adel und Geistlichkeit dürften nicht zugeben, daß man so ohne Weiteres alte und wohlbegründete Privilegien des dritten Standes aufhebe, die Reihe könne auch an die ihrigen kommen. Dergleichen Gesinnungen sind zu jeder Zeit unter dem belgischen Adel laut geworden, wenn die Regierung wirkliche oder eingebildete Rechte des Volks verletzen zu wollen schien, und haben jene enge Vereinigung zwischen der Aristokratie und Demokratie hervorgerufen, die in den meisten größern politischen Revolutionen dieser Provinzen die Niederlage der Regierung herbeigeführt hat. In den Zünften wußte man sehr schnell, daß eine solche Aenderung der Gesinnung unter den Hochgestellten stattgefunden habe, und daß die Dekane dadurch weniger als je zur Nachgiebigkeit bewogen wurden, leuchtet ein. Am 24. Mai begaben sie sich, 115 an der Zahl, auf das Stadthaus, der Bürgermeister ließ dort den kaiserlichen Befehl in beiden Sprachen, französisch und flamändisch, verlesen, forderte sie auf, sich von der Authenticität desselben zu überzeugen und dann den Eid zu schwören. Einer von

ihnen, Franz van Ypen, von der Zunft der Zinngießer, trat auch hervor und leistete den Eid und mehre andere folgten seinem Beispiel. Die unendliche Mehrzahl aber gingen, als sie dies sahen, aus dem Saal, um das Rathhaus zu verlassen. Als sie an der Treppe, welche auf den Platz vor demselben führt, angekommen waren, gaben sie einem Trupp, der sich, höchst wahrscheinlich erhaltener Instruction gemäß, am Ausgang der Treppe versammelt hatte, einen Wink, und als van Ypen sich zeigte, um nach Hause zu gehen, fiel der Haufe unter wüthendem Geschrei und Mishandlungen aller Art über ihn her. Mit Mühe entging er drohender Lebensgefahr, denn von allen Seiten schrie man, dem Verräther an der Volkssache das Garaus zu machen, und flüchtete sich in das Innere des Rathhauses zurück, von wo er über eine Hintertreppe in ein naheliegendes Haus und, als er auch hier nicht in Sicherheit war, über die Dächer hinweg in einen der Menge unbekannten Zufluchtsort entkam. Das Volk warf sich nun auf sein Haus, um es zu plündern, und als es dort, van Ypen war ein unbegüterter Mann, fast nichts als die leeren Wände fand, fiel es über das in der Nähe gelegene Haus des Bürgermeisters her, das von Grund aus verwüstet wurde. Der Aufstand hatte schon eine Zeitlang in den Straßen getobt, als das Militär erst einschritt. Misverständnisse zwischen dem Befehlshaber der Truppen, dem Marschall Vahlen und dem Marquis von Prié waren schuld an dieser Verzögerung, die Ursache wurde, daß die Aufrührer an diesem ersten Tage schon mehre Stundenlang Herren der Stadt waren. Als die Soldaten ernstlich angriffen, zerstreuten sich die Haufen.

Jetzt gingen die Sachen ihren gewöhnlichen, so oft erprobten Gang. Die Zünfte, die zuerst mehr im Hintergrund geblieben waren, traten jetzt hervor, der Magistrat wurde aufgefordert, die Zusammenberufung der Serments und Bürgercompagnien zu gestatten; aber noch ehe die Erlaubniß dazu gegeben war, der Statthalter zögerte es zu erlauben, hatte schon der größte Theil derselben die Waffen genommen und die wichtigsten Plätze in der untern Stadt besetzt. Als die Erlaubniß ertheilt und die ganze Bürgerschaft unter den Waffen war, konnte man an ernstlichen Widerstand nicht mehr denken, Blutvergießen wollte man vermeiden und durch Haltung und Anschein von entschlossener Strenge imponiren konnte man nicht gut, denn die ganze Truppenmacht, über welche die Regierung verfügte, bestand aus einer Abtheilung Dragoner und einigen schwach besetzten Regimentern Infanterie und war kaum der zehnte Theil von dem, was den Nationen zu Gebote stand. Unter diesen Umständen war der Ausgang leicht vorherzusehen. Am andern Tage, 25. Mai, griffen die Volkshaufen, die sich von Neuem gebildet, die Posten, welche man in der untern Stadt besetzt hielt, an, die Serments sahen, Gewehr im Arm, zu und ließen geschehen; ihre Absicht, das Volk zu vertheidigen und Partei gegen die Truppen zu nehmen, wenn diese ernstlich angreifen wollten, lag zu Tage. Um die Garnison zu retten und einen Conflict zu vermeiden, der Alles aufs Spiel setzen konnte, gab man ihr den Befehl, sich in die obere Stadt zurückzuziehen, was auch ohne Unordnung geschah. Jetzt waren die Nationen Meister des Terrains und den Sieg zu benutzen ihr erster Gedanke; ihre Freunde im Staatsrath

und unter dem Adel halfen ihnen auf das Bereitwilligste. Der Herzog von Ursel forderte den Statthalter im Namen des Staatsraths auf, dem Verlangen der Zünfte nachzugeben, einstweilen von dem Reglement von 1700 abzusehen und sich damit zu begnügen, daß der Eid auf die Verordnung der Erzherzöge vom Jahre 1619 geleistet würde. Prié widerstand lange, erst als der Marschall Vahlen sich dafür aussprach und der Staatsrath einstimmig die Maßregel forderte, gab er seine Zustimmung.

Man hatte gehofft, die Bewegung durch dieses erste Zugeständniß aufzuhalten, aber der Irrthum, in den man verfallen war, stellte sich bald heraus. Die Unruhen dauerten fort, es fanden zu wiederholten Malen Plünderungen statt, die Aufregung unter der Bürgerschaft nahm mit jedem Tage zu und theilte sich auch bald andern städtischen Bevölkerungen, besonders in Antwerpen und Löwen mit, die nur mit großer Mühe von ähnlichen Tendenzen abgehalten wurden. In Brüssel verfolgten die Nationen den eingeschlagenen Weg mit großer Beharrlichkeit. Die Schwäche der Regierung lag am Tage und sie suchten sie zu benutzen. Als man im Juli die gewöhnlichen Subsidien von ihnen verlangte, forderten sie, ehe sie über die Propositionen beriethen, daß die beiden Decrete des Raths von Brabant, die sie zur Eidesleistung auf das Reglement von 1700 und zum Verlust ihrer politischen Rechte im Weigerungsfalle verurtheilt hatten, cassirt würden. Der Magistrat wurde gezwungen, ihre Forderung zu unterstützen, und da der Staatsrath sich einstimmig für Gewährung erklärt, so gesteht der Statthalter sie, obgleich mit großem Wider-

willen zu. Man fürchtete, daß der Rath von Brabant dagegen protestiren würde; um ihn einzuschüchtern, wird ein förmliches Verfolgungssystem gegen denselben von den Leitern der Demokratie eingerichtet. Man droht die Häuser der Mitglieder zu plündern, ihre persönliche Sicherheit zu gefährden und überhäuft den Rath selbst, als er bei Gelegenheit einer Procession öffentlich erscheint, mit Schmähungen und Schimpfreden. Der Befehl zur Cassation der beiden Decrete wird am 16. Juli 1718 gegeben, und der Rath, durch alle diese Demonstrationen erschreckt, registrirt ihn ohne Weiteres ein. Nun gehen die Nationen noch weiter; kaum haben sie diese erste Genugthuung erhalten, so stellten die Boetmeester in ihrem Namen mehre andere höchst übertriebene Forderungen, nach denen alle vom Rathe von Brabant jemals gegen die Rechte und Privilegien der Nationen erlassenen Decrete und Sentenzen ebenfalls vernichtet werden sollten. Geschähe das nicht und auf der Stelle, so solle in der Stadt das Unterste zu oberst gekehrt werden. Auch das wird ihnen zugestanden, da der Staatsrath und der Rath von Brabant darauf dringen, um größeres Unglück zu vermeiden, und weil, wie der erstere in allen seinen Gutachten bemerkt, zu wenig Truppen im Lande seien, um sich zu widersetzen. Kaum ist diese neue Concession zur öffentlichen Kenntniß gebracht, so bricht ein Aufruhr los, gefährlicher als alle frühern. Der Palast des Kanzlers und die Kanzlei von Brabant werden von wüthenden Volkshaufen angefallen, die Archive und Alles, was sie vorfinden, geplündert und zerstört und eine Menge von Häusern in der Stadt, großentheils Mitgliedern des Magistrats und der Staaten

angehörig, verwüstet. Vergebens schickt man die schwache Besatzung gegen die Meuterer aus, die Truppen werden geworfen und müssen sich zurückziehen. Der Magistrat, von der tobenden Menge umgeben, wagt nicht einzuschreiten und muß jede Mitwirkung von seiner Seite zur Unterdrückung der Unordnungen versagen. Zwar ergeht der Befehl an die Bürgercompagnien, die Waffen zu nehmen, aber wie immer bleiben sie Zuschauer und verlassen am Ende gar ihre Posten. Keine Autorität mehr ist aufrecht als die der Dekane und diese sind die Leiter der Bewegung.

Das Uebermaß des Uebels regt endlich die Regierung zu größerer Energie auf. Schon waren die Sachen so weit gekommen, daß man einen Park Artillerie, der sich auf den Wällen der untern Stadt befand, durch Brechen der Räder und der Laffetten an den Geschützen hatte unbrauchbar machen müssen, um zu verhindern, daß die Aufrührer sich seiner nicht bemächtigten, und nur mit größter Mühe hatte man ein Pulvermagazin, das ebenfalls in der untern Stadt lag, retten können. Wären die Truppen um einige Augenblicke später eingetroffen, so sprengten die Rebellen es in die Luft und unsägliches Unheil wäre über die Stadt gekommen. Es war mehr als die höchste Zeit, zu dem letzten, aber durch die Erfahrung erprobten Mittel, der Entfaltung einer Ehrfurcht gebietenden Truppenmacht, zu schreiten. Prié entschließt sich dazu, einzelne in der Umgegend Brüssels liegende Corps werden bei Nacht und ohne Aufsehn zu erregen in die Stadt gezogen und der Befehl ergeht an die Garnisonen in Luxemburg und Flandern, sich eiligst dahin in Marsch zu setzen. In der obern Stadt wird ein Lager gebildet,

die ganze Garnison unter Waffen gehalten, zahlreiche Patrouillen durchziehen die Straßen und säubern sie von allem unnützen, in Haufen herbeigeströmten Gesindel. Zwar erregt die Kunde von dem Heranrücken bedeutender Streitkräfte fast einen neuen Aufstand, in wenigen Augenblicken stehen gegen 12,000 Bürger zum Kampfe gerüstet und der Magistrat muß eine Deputation an den Statthalter schicken, um die Rücknahme dieser Maßregel zu bewirken, was ihnen auch versprochen wird. Aber der Ernst der Regierung, ihr entschiedener, fest ausgesprochener Wille, diesem Zustande um jeden Preis ein Ende zu machen, bringen doch einen großen Eindruck auf die Nationen hervor. Die Vernünftigern unter den Dekanen fangen an einzusehen, daß sie am Ende doch den Kürzeren ziehen würden und es gerathener sei, bei Zeiten umzukehren. Der Magistrat wird wieder gehört und gewinnt, da ein großer Theil der Bevölkerung der beständigen Unruhen müde ist, bald wieder die Oberhand im Stadtkörper. Die Ordnung stellt sich allmälig her und selbst die Exaltirtesten unter den Dekanen und Boetmeestern geben die weitere Verfolgung ihrer Plane auf, als sie sehen, daß die Vorgänge zu Brüssel in den andern Städeen gemisbilligt werden. Der Statthalter läßt außerdem seine Absicht verlauten, den Sitz der Regierung nach Löwen oder Gent zu verlegen, und der Magistrat des ersteren beeilt sich, diesen Plan durch Anerbietung großer Vortheile von Seiten der Stadt zu unterstützen. Jetzt fällt den Nationen der Muth, aller Trotz, alle Aufregung verschwindet, und als sie im September zusammenberufen werden, um den Gigot zu bewilligen, geht Alles auf die friedlichste und regelmäßigste Weise,

ohne Widersetzlichkeit, noch außerordentliche Anforderungen von ihrer Seite zu. Zwar versucht der Pöbel in demselben Monat noch eine Wiederholung der frühern Plünderungsscenen, doch thut er es diesmal auf seine eigene Hand und deshalb ohne allen Erfolg. Die Zünfte rühren sich nicht, als eine Abtheilung der Garnison die Meuterer auseinandertreibt, nachdem sie gegen 40 von ihnen verwundet oder getödtet hat. Unterdessen hatte man auch in Wien die Nothwendigkeit anerkannt, allen weiteren Versuchen ein für allemal ein Ende zu machen, und zu diesem Zwecke die in den Niederlanden befindliche Truppenmacht zu verstärken beschlossen. Der am 21. Juli 1718 abgeschlossene Friede von Passarowitz erlaubte mehre disponibel gewordene Regimenter dorthin zu entsenden. Gegen Ende des Jahres kamen diese Corps in Brüssel an, und jetzt erhält die ganze Situation einen andern Charakter. Die Stadt wird durch strenge Polizeimaßregeln von einer Menge Vagabunden und andern Gesindels, das sich seit dem Anfange der Unruhen dort angehäuft hatte, gesäubert, jeder Versuch der Ruhestörung, von denen noch mehre vorkommen, auf der Stelle und ohne Rücksicht unterdrückt. Die regelmäßige Verwaltung der Justiz, die monatelang unterbrochen gewesen war, wird wiederhergestellt und der Rath von Brabant mit der Untersuchung gegen die Unruhestifter beauftragt. Fünf Dekane und Boetmeester werden zur Haft gebracht, und obgleich diese Maßregel von Neuem eine große Gährung unter der Bürgerschaft hervorbringt und mehre tumultuöse Auftritte vorfallen, so kommt es doch zu keiner größern Bewegung mehr. Die Reihe ist jetzt an den Zünften, eingeschüchtert zu

werden, sie votiren ohne die geringste Opposition die Subsidien für 1717, die sie so lange und so hartnäckig verweigert hatten, ebenso die für 1718. Von ihren alten Rechten und Privilegien ist keine Rede mehr, der Magistrat wird respectirt und die Dekane und Boetmeester bekümmern sich um ihre Zunftangelegenheiten, die ihnen Beschäftigung genug geben, ohne eine politische Rolle spielen zu wollen.

Der bei dem Rathe von Brabant anhängig gemachte Proceß ging unterdessen seinen Gang fort. Alle Maßregeln waren genommen, um jede Volksbewegung während seiner Dauer unmöglich zu machen. Brüssel befand sich in einer Art von Kriegszustand, ein zahlreiches Infanteriecorps stand im Lager, innerhalb der Stadt selbst, im Park und seiner Umgebung, die Cavallerie campirte vor dem Laekener Thore, einem der Hauptverbindungspunkte der untern Viertel. Der Statthalter trieb aus allen Kräften zur Eile und Anwendung möglichster Strenge. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte der Rath sämmtliche Dekane zum Tode verurtheilt. Aber die Richter gingen darauf nicht ein. Zwar versagten sie den Angeklagten den Beistand von Procuratoren und Advocaten, aber sie ließen sie doch nicht auf die Folter bringen, wie Prié es verlangte. Nachdem die Instruction und die Berathungen sechs Monate gedauert und die Bemühungen der Nationen bei dem Statthalter zu Gunsten der Angeschuldigten ohne allen Erfolg geblieben waren, wurde das Urtheil am 19. September 1719 publicirt. Einer der Boetmeester, Franz Agneesens, von der Zunft der Schieferdecker (Scaliedeckers), wurde zum Tod durch das

Schwert, die vier andern zu beständiger Verbannung und Confiscation ihres Vermögens, sieben, der Theilnahme an den Plünderungen überwiesene Individuen zum Strange und mehre andere zu andern außerordentlichen Strafen verurtheilt.

Die Sentenz brachte die allergrößte Bestürzung in der Stadt hervor. Seit undenklichen Zeiten hatte man kein Mitglied der Nationen auf dem Blutgerüste gesehen, und daß ein Boetmeester, einer der Hauptleute der Zünfte, den Tod leiden solle, weil er die Rechte und Privilegien seiner Genossenschaft vertheidigt, denn so sah das Volk alles Geschehene an, war ganz unerhört. Agneesens hatte zwar eine Hauptrolle in allen Bewegungen der Jahre 1717 und 1718 gespielt und war einer der Hauptleiter der Nationen während aller dieser Vorgänge gewesen, aber die Handlungen, deſſen das Urtheil ihn überwiesen erklärte, schienen dem Volke durchaus keine Verbrechen, vielweniger die Todesstrafe motivirend. So geschah es, daß der Verurtheilte bald für einen Märtyrer der Volkssache galt und eine allgemeine Bewegung in der Stadt sich erhob, um seine Begnadigung, oder wenigstens eine Milderung der Strafe zu erhalten. Der Magistrat und die Geistlichkeit thaten die dringendsten Schritte zu diesem Zwecke, aber Prié blieb unerbittlich. Er war zu oft während der Aufstände persönlich verletzt, die Heftigkeit, die er während des ganzen Processes gezeigt, verließ ihn auch im letzten Augenblick nicht, er hielt es überdies für seine Pflicht, ein Exempel zu statuiren, und deshalb wies er und sogar mit Härte alle Bitten zurück. Agneesens war schon am 18. von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt; er hatte die Nachricht

seines nahen Todes mit Ruhe empfangen und sich unter geistlichem Beistand dazu vorbereitet. Am Morgen des 19. wurde er nebst den übrigen Gefangenen aus seinem Gefängniß an der Steenporte nach der Kanzlei, in den Sitzungssaal des Raths von Brabant gebracht, wo ihm in Gegenwart des Kanzlers und aller Richter die Sentenz in flamändischer Sprache vorgelesen wurde. Er ließ sie sich nach einer ersten Lesung wiederholen und begleitete einen jeden Anklagepunkt, den das Gericht als bewiesen betrachtete, mit oft sehr heftigen Bemerkungen, die seine Unschuld darthun sollten, und endete, indem er seinen Richtern mit Hinweisung auf das letzte Gericht Gottes verzieh. Das Urtheil zu unterzeichnen und die Justiz um Vergebung zu bitten, verweigerte er aber durchaus, obgleich es der Rechtsgebrauch der Zeit vorschrieb. Vor der Thür der Kanzlei war ein hoher Galgen errichtet, an welchem die zum Tode verurtheilten Plünderer gebunden und bis aufs Blut gegeißelt wurden. Dann setzte sich der Zug nach dem großen Platze vor dem Stadthause in Bewegung, wo das Schaffot errichtet war. Agneesens, obgleich schon höheren Alters und durch langes Gefängniß entkräftet, bestieg es mit großer Festigkeit, behauptete noch unter den Vorbereitungen des Nachrichters seine Unschuld, besonders, daß er nie seinen, dem Souverän geleisteten Eid verletzt habe, betete dann, nachdem sein Versuch, zum Volke zu sprechen, durch das Geräusch der Trommeln verhindert war, und kniete auf einem Sandhaufen, im Angesicht des Stadthauses nieder. Hier fiel sein Haupt. Das Volk hatte ein tiefes Schweigen beobachtet und ging auch ohne Unordnung auseinander. Aber gegen Abend, die

Körper der Hingerichteten blieben den ganzen Tag über ausgesetzt, als der Nachrichter mit vier Alexianern (eine noch jetzt in den meisten belgischen Städten bestehende geistliche Brüderschaft, die sich mit Krankenpflege, besonders der Irren beschäftigt und in älterer Zeit die Beerdigung hingerichteter Verbrecher besorgte) auf dem Platze erschien, um den Körper in einen von Agneesens Familie geschickten Sarg zu thun, warf sich mit einemmale eine große Menge meistens verkleideter Bürger dazwischen, bemächtigte sich des Sarges und trug ihn mit dem Leichnam zuerst in die Kirche auf dem Sablon, dann, als man diese verschlossen fand, in die la Chapelle genannte Kirche. Hier wurden von dem angeblich dazu gezwungenen Pfarrer die üblichen Gebete gesprochen und der Sarg in eine gemauerte, wahrscheinlich dazu in Bereitschaft gehaltene Gruft gesenkt. Am andern Tage feierte man in mehren Parochien feierlichen Trauergottesdienst zu seinem Gedächtniß und für das Heil seiner Seele. Der Marquis de Prié, der darin eine Beleidigung der Staatsgewalt sah, verbot alle Demonstrationen dieser Art und ließ selbst eine gerichtliche Untersuchung, die aber später niedergeschlagen wurde, über die Beerdigung einleiten. Um den Sarg vor jeder Entdeckung zu schützen, denn Prié drohte ihn ausgraben und auf dem Anger einscharren zu lassen, brachte man ihn feierlich an einen andern Ort, wahrscheinlich in den hohen Chor derselben Kirche, der unter der besondern Jurisdiktion des Bisthums Cambray stand und daher ein sicheres Asyl schien.

Mit dem Tode Agneesens, dessen Andenken noch jetzt im Munde des Volks in Brüssel, als das eines Mär-

tyrers für die öffentliche Freiheit, fortlebt, erlosch auch die letzte Spur dieser großen Bewegung. Die Dekane unterwarfen sich den Befehlen des Kaisers und leisteten den Eid auf die Zusatzartikel vom Jahre 1700, alle Decrete, die sie ertrotzt und abgezwungen hatten, wurden aus ihren Archiven genommen und vernichtet, alle Sentenzen des Raths von Brabant, die darin cassirt waren, in ihre alte Geltung wiedereingesetzt. Die städtische Verfassung erleidet keine besonderen Veränderungen, dessen ungeachtet aber ist die politische Rolle der Nationen zu Ende, die sich während der ganzen Dauer der österreichischen Herrschaft nicht mehr über den Kreis beschränkter Befugnisse und rein gewerblicher Existenz, in den die starke Hand Karls V. sie zuerst gebannt hatte, erhoben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.